Graphologische Monatshefte.

1902.





Goethe

AUTOTYPIE NACH DER GOETHE-MASKE
MODELLIERT VON HANS H. BUSSE ○ ○ ○

Graphologische Monatshefte.

1902.

Graphologische Monatshefte.

Organ der

Deutschen graphologischen Gesellschaft.



VI. Jahrgang.

Redigiert von Dr. Ludwig Klages.

Mit Beiträgen von

DR. ERICH BOHN, HANS H. BUSSE, DR. MED. GEORG MEYER, CAVALIERE BASELLI DI STELLAMONTE, U. A.

Mit 57 Schriftproben und Figuren im Text und mit einem Portrait W. von Goethe's.

München.

Karl Schüler, (Ackermann's Nachflg.),

Kgl. bayr. Hofbuchhandlung.

1902.



Inhalt.

I. Abhandlungen.

II. Mitteilungen.



Ueber Wesen und Ausdrucksformen der Grausamkeit.

Vom **Cavaliere Baselli di Stellamonte.**

Grausamkeit ist eine Eigenschaft, die nicht gesondert betrachtet werden kann, weil sie nie vereinzelt, sondern stets als Glied in grösseren Zusammenhängen auftritt; geboren aus mannigfaltigen Anlässen, verwoben mit sogenannten Tugenden, verhüllt in mancherlei Gestalt.

Drei Grundarten lassen sich deutlich unterscheiden:

A. Grausamkeit aus blosser Gleichgültigkeit. (Man könnte sie passive Grausamkeit nennen.)

B. Grausamkeit in Begleitung eines sich durchsetzenden Wollens. (Aktive Grausamkeit).

C. Grausamkeit als Selbstzweck. Lust an der Unlust anderer; sozusagen die Grausamkeit an sich. (Autonome Grausamkeit).

Passive Grausamkeit. Die Grausamkeit aus Unterlassung kann zwei völlig verschiedene Wurzeln haben. Erstens schreibt sich Gleichgültigkeit für fremdes Gefühlsleben von Gefühlskälte her, die zugleich Abwesenheit von eignem Zärtlichkeitsbedürfniss mit sich bringt. In den allerseltensten Fällen angeboren, erscheint sie meist als eine Errungenschaft des Lebens, als die Ausstrahlung eines Blutes, das die Siedehitze hinter sich hat. So wird sie denn auch aus einem ganz verschiedenen Gesichtswinkel betrachtet und gewertet. Wer selbst auf der Schattenseite des Daseins angelangt ist, wird den Gleichmut mit seinem Gefolge von Besonnenheit und Gefühlskühle als das Ergebnis der Erfahrung, als die schmerzlichen Früchte so mancher Enttäuschung verstehen, indess feurige Jugend ihn als Grausamkeit empfinden und benennen wird.

Auch hier giebt es Schattirungen und Komplikationen. Wir können täglich beobachten, dass Greise ihrer eigenen Vergangenheit sentimental begegnen, jedoch nichts für die Empfindungswelt der Gegenwart übrig haben. — Als eine besondere Abart hiervon wäre noch jene Grausamkeit zu nennen, die mit der Gewöhnung an den Anblick fremder Qualen sich schützend als Panzer um ursprünglich weiche Seelen legt. »Indifferent zu sein, auch das ist eine Form der Stärke«, dies Wort Nietzsches passt auf den grossen Wundarzt, dessen Hand bei der Führung des Messers nicht vor Mitgefühl zucken darf; auf den Feldherrn, der seine Truppen so kaltblütig aufstellt, als wären es Schachfiguren; auf den Schauspieler nicht minder, der bald den seelischen Qualen erliegen müsste, wofern er dazu verdammt wäre, was er darstellt, auch wirklich zu durchleben. — Auf der andern Seite aber — und hier kommen wir zur zweiten Wurzel

herabgesetzten Mitgefühls — belehrt uns die Erfahrung, dass gerade die Intensität des eigenen Empfindens nicht selten die Theilnahme für andere ausschliesst Es geht dann eben in das bis zum Ueberfliessen gefüllte Gefäss leidenschaftlich erzitternder Seelen kein fremder Tropfen mehr hinein. — In zwei ewigen Lustspieltypen, die uns von der klassischen Komödie des Altertums überkommen, haben diese zwei Ausprägungen der passiven Grausamkeit dichterisch Gestalt gewonnen. Wer kännte nicht in vielfachen Wiederholungen den hartherzigen Vater, der nur nach Geld und Gut des Freiers ausschaut, wer nicht die verliebte Schöne die dem verschmähten Bewerber kaltblütig, ja naiv lächelnd, das bitterste Herzeleid anthut? Harpagon und Agnes heissen diese Typen bei Molière. »Sans dot«, ist Harpagons einziges Argument; und die zärtliche Agnes macht sich kein Gewissen daraus, all' die Dankbarkeit, die sie dem Pflegevater schuldet, als Opfer auf dem Altare ihrer Liebe darzubringen.

Aktive Grausamkeit. Was da lebt und kraftvoll lebt, das kann nicht anders als in seinem Thun und Handeln unbewusst jene Art der Grausamkeit bethätigen, die nur Mittel zum Zweck ist. Werfen wir einen Blick auf die einfachsten Formen der Lebewesen und wir werden gewahr, dass eines immer nur auf Kosten des anderen lebt, das Fremde verschlingend, das Gleichartige überwuchernd und niederlebend. Das eine muss untergehen, damit das andere bestehe. Dies ewige Gesetz sehen wir in der Thierwelt, in der Pflanzenwelt — sehen wir von den niedersten Organismen bis zu den höchsten erfüllt. Und das Menschengeschlecht macht keine Ausnahme.

Wo immer der Wille zur Macht sich schrankenlos bethätigt, da geht ihm stets die Grausamkeit als Härte und Rücksichtslosigkeit zur Seite. In diesem Stadium wahrt sie sich gewissermassen die Natürlichkeit und Gesundheit, ja die verhältnismässige Unschuld und das gute Gewissen.

Anders erscheint die Sache, wo sie Selbstzweck wird, wo die Lust an der Unlust anderer einsetzt, ein Kitzel der Sinne, ein Pigment für den abgestumpften Gaumen. Hier streift sie ans Perverse. Wir kommen später noch darauf zurück.

Es giebt indess auch einen ganz natürlichen Uebergang aus dem ersten Stadium in das zweite. Jeder Wille zur Macht muss Hemmungen erfahren. Die zu überwinden, wird das Raubthier Mensch sich unbedenklich auch grausamer Mittel bedienen und naturgemäss Lust empfinden, wenn dadurch der Widerstand gebrochen wird. Man vergegenwärtige sich Friedrich Rothbart, wie er als Zwingherr über die Trümmer Mailands reitet. Ihrer Vaterlandsliebe genug zu thun und die Napoleonischen Verheerungen in Deutschland zu vergelten, forderte eine der sanftesten Frauen aus meiner persönlichen Bekanntschaft, der Pflug solle über Paris gehen und Salz in die Furchen gestreut werden, damit dem Einzug des deutschen Heeres 1871 die Stätte würdig bereitet sei.

Begleiterscheinungen und Masken. Insofern dem Willen zur Macht, als dessen Accidenz wir die Grausamkeit erkannt haben, stets Widerpart geboten wird, zu dessen Besiegung Kühnheit und Verwegenheit nicht immer genügen, muss sich ihm auch die Verstellung als Höflichkeit, Selbstbeherrschung, List, Verschlagenheit gesellen Die Kraft sowohl als die Schwäche kann zu diesem Schilde und Hülfsmittel greifen; es kann sich ihm der Spieltrieb und mit demselben sogar ein ästhetisches Element verbinden.

Wessen Auge folgte nicht schon wohlgefällig dem graziösen Spiel des jungen Kätzchens mit einem Wollenknäuel, das eine fremde Hand regiert, ihm

also Leben und Widerstand vortäuschend. Hat es einmal diese Täuschung erkannt, so thut das Spiel ihm nicht mehr Genüge; wir locken es vergebens, indess es den vom Winde hin und her getriebenen Blättern folgt, sich an Regenwürmern vergreift, bis der Fang junger Frösche, die ihm mit ängstlichen Sprüngen zu entrinnen suchen, es auf das Beschleichen der Vögel und Haschen der Mäuse, die hohe Jagd seines Geschlechtes, vorbereitet. Das Raffinement seiner Jagdweise, der offenbare Genuss an der Angst der ihm unentrinnbar gewissen Beute haben uns das Katzenthier zum Prototyp der Grausamkeit gemacht. Diese Grausamkeit geht hervor aus der Genugthnung an der Kraft und List, deren vollkommene Entfaltung bei vollendeter Anmuth nicht verfehlt, uns ein Lächeln des Wohlgefallens zu entlocken, sobald wir uns nur des Mitleids mit dem Mäusewilde begeben. Nicht wesentlich anders muss sich der Vorgang hinter Cäsar Borgias undurchdringlicher Stirn abgespielt haben, da er seine vier abtrünnigen Feldhauptleute bei Sinigaglia mit Verheissungen goldner Berge umgarnte, ehe er sie mit rascher Wendung umzingelte, von ihrem Gefolge trennte und in seiner Gegenwart durch den in Bereitschaft gehaltenen Henker erdrosseln liess. Das grausame Spiel, die vollendete Maske des blutig entschlossenen Ernstes, versetzt diesen vierfachen Mord mit einem ästhetischen Moment, das seine Zeitgenossen nach Gebühr zu würdigen verstanden. Caesar ward für Machiavelli das seinem »Prinzipe« zu Grunde liegende Ideal, und ein Mann der Kirche gar, Paul Jovius, Bischof seines Zeichens, pries jene Blutthat »als den schönsten Betrug, der je ersonnen worden«. Einer derartigen, rein künstlerischen Werthung, bei Ausschluss jeder Moral, begegnen wir jetzt in den Gedichten des anarchistischen Dichters Laurent Tailhade, von dem das berühmte auf das Werfen der todbringenden Bombe gemünzte Wort stammt: »Qu importent quelques vagues humanités, pourvu que le geste, soit beau!« (»Was kommts auf einige Menschlichkeiten an, wofern nur die Gebärde schön ist?«)

Mit feinsten psychologischem Verständnis führt uns auch Gobineau den Sohn Alexanders VI. nach vollbrachter Henkersthat vor Augen: beim üppigen Abendmahle in durchaus harmonischer Stimmung, dahingegeben an die feineren Genüsse der Natur, der Dichtkunst und der Musik, nicht anders als hätte er soeben eine schöne rühmliche That gethan. So, im Vollbesitz des guten Gewissens seiner Bosheit muss er dem Christen eine Ausgeburt der Hölle dünken, dem künstlerisch mitfühlenden Geiste aber als das grausig schöne Urbild eines von Kraft und List schwellenden Tieres, als die vollendete Synthese von Unmensch und Uebermensch erscheinen. — Grosse Despoten, wie Iwan der Schreckliche, wie Ludwig XI. von Frankreich, handhabten meisterlich die Verstellung; ja der französische Centralisator, der, wie man weiss, hartherzig genug war, einen Feind ein Menschenalter lang in eisernem Käfig schmachten zu lassen, stellte als Regierungsgrundsatz auf

Qui nescit dissimulare,
Nescit regnare.

Im Kraftmenschen, der offen vorgeht, wo und wenn er kann, dient die List der Gewaltthat und wechselt mit ihr ab. Auch das Weib, wofern ihm Grösse innewohnt, wird nur der Noth gehorchend, auf Schleichwegen wandeln. Solch eine Gestalt erscheint uns in der Semiramis des Nordens, der Gegnerin des grossen Friedrich, die sich durch Gattenmord den Weg zur Alleinherrschaft bahnte; und aller Skrupel und Rücksichten bar, ihre Nebenbuhlerinnen in der

Liebe schonungslos beseitigte. Die intensive Lebenskraft dieser geborenen Herscherin und die ihr gebotene Möglichkeit jedem Gelüste schrankenlos zu fröhnen, gaben Anlass zu den bekannten Ausschweifungen. Doch die ihr innewohnenden Gestaltungskräfte setzten diesem Treiben Schranken. Was sie davon nicht austilgen konnte oder wollte, brachte sie in ein System, bei dem auch die Sorge um die Gesundheit nicht zu kurz kam. Sie bietet ein merkwürdiges Beispiel dafür, wie sich der ungehemmte Wille zur Macht in einer Herrscherin ausgestaltet, ohne katzenartig in die Lust an der Unlust anderer überzugehen. Nur aus dem Wunsch unumschränkt zu herrschen, verbannte sie ihren Sohn, den Thronfolger, in thatenloses Dunkel. Sie ist doppelt merkwürdig, weil sich auch bei ihr die Abwesenheit von Gewissensbissen feststellen lässt. Ueber ihr Leben ist eine Atmosphäre von erquicklicher Frische und sonniger Heiterkeit gebreitet, die namentlich im Verkehr mit dem innig geliebten, schönen und liebenswürdigem Grosssohne hervortrat. Bis in ihr spätestes Alter rühmte man die unverwüstliche Spannkraft ihres Wesens, vor allem das fröhlich helle Lachen, das weder Frevelthaten noch Regierungssorgen zu dämpfen vermocht hatten. Dies Weib, das seiner Machtfülle froh zu werden verstand, liefert die passendste Illustration zu Nietzsches Ausführungen: »Seine Feinde, seine Unfälle, seine Unthaten selbst, nicht lange ernst nehmen können, das ist ein Zeichen starker voller Naturen, in denen ein Ueberschuss plastischer, nachbildender, ausheilender, auch vergessen machender Kraft ist.«

Uebergang zur autonomen Grausamkeit. Wo der Wille zur Herrschaft im Schwächlichen erwacht, im Feiglinge, wie ihn uns Ibsen im Bischof der »Kronprätendenten« vorbildlich gezeichnet hat, da ist er fast einzig auf die Verstellung, auf Lüge, Verläumdung, Hinterlist angewiesen. Tritt er insbesondere in einem zarten Weibe hervor, dessen Ele mentarnatur in Spieltrieb und Verschlagenheit der Katzenseele gleicht, so färbt er sich leicht pervers. Aus sicherem Hinterhalte führt sie gern den Streich und greift mit Vorliebe zum Gift. Ihre Schwäche, durch die sie zur duldend passiven Rolle im Leben vorausbestimmt erscheint, berauscht sich alsdann am Bewusstsein geheimer Machtfülle. Gerade in ihr nimmt die Grausamkeit ungeheuerliche Dimensionen an und schaudernd müssen wir mit Goethe eingestehen:

»Und geht es zu des Bösen Haus,
Das Weib hat tausend Schritt voraus.«

Wird uns doch von berüchtigten Giftmischerinnen berichtet, dass sie sich an den Qualen ihrer Opfer fast andächtig weideten. So liess die schreckliche Marquise de Brinvilliers ihren Vater an kleinen, allmählich verabreichten Giftgaben langsam dahinsiechen, während sie ihn zugleich mit scheinbar aufopfernder Sanftmuth zärtlich-liebevoll zu Tode pflegte. Von der Geheimrätin Ursinus weiss man, dass sie arme Schulkinder an sich lockte und ihnen mit Arsenik bestreute Butterbrote reichte. Versuchskaninchen waren sie ihr, an denen sie die tötliche Dosis richtig bemessen lernte.

Zögernd und zaghaft gehen diese Weiber zum ersten Male ans Werk aus Eifersucht oder Geldgier, bis die Lust an der Sache erwacht, bis wie im Tiger wirklicher Blutdurst aus ihnen nach Mord verlangt.

In einem symbolischen Märchen »Selene« schildert uns Alexander v. Sternberg das Wachsthum des Willens zur Macht und der Gewöhnung zum Bösen. Selenen, der stolzen unnahbaren Schönheit, verleiht der nach ihr lüsterne

Priester Orgon die magische Kraft vermöge des Willens in die Ferne ein Menschenleben zu enden. Glühende Eifersucht beflügelt den ersten Todespfeil, Rachsucht den zweiten; das triumphirende Bewusstsein der übermenschlichen, geheimen Kraft erregt das dritte Verbrechen, mit dem sie rettungslos den Mächten der Finsternis verfällt. Und dies Märchen ist vielleicht typischer als man annehmen möchte. Es fragt sich sehr, wie viele Frauen erfolgreich der Versuchung widerständen eine verhasste Nebenbuhlerin durch blosse Anspannung des Willens mit einem Schlage zu vernichten.

Grausamkeit und Geschlechtstrieb. Nietzsche citirt Novalis tiefsinniges Wort, um es des weiteren auszuführen: »Es ist wunderbar genug, dass nicht längst die innige Association von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf ihre innige Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tendenz gemacht hat.«

Die Verknüpfung des Geschlechtstriebes mit der Grausamkeit zu ergründen, dazu müssen wir auf die Uranfänge des Lebens zurückgreifen. Genügt doch oft ein Blick ins Thierreich um ein grelles Streiflicht auf die Beweggründe menschlicher Handlungen zu werfen. Auf der untersten Stufe der Lebewesen, wo die zwei Grundtriebe: Hunger und Liebe sich noch nicht differenzirt haben, erscheinen sie aufs engste mit einander verbunden. Lebens- und Liebeshunger ist Eines und tritt erst in höheren Thieren als geschieden auf. Im Geschlechte der Spinnen können wir heute noch beobachten, wie das kleinere Männchen beständig in Gefahr schwebt vom stärkeren Weibchen gefressen zu werden. Es kommt ganz darauf an, welcher Appetit zur Zeit am lautesten Befriedigung fordert.

Wo im Menschengeschlechte der Trieb zur Wollust als Grausamkeit hervortritt, da bedeutet er ein Stück Atavismus, einen Rückschlag auf alte, längst überwundene, gesellschaftliche Zustände, die ihrerseits wieder ein Analogon in der Geschlechtsbefriedigung niederer Organismen haben. Selbst die Erscheinungen des Sadismus und Masochismus haben dort ihr Vorbild.

Der Gesellschaftsordnung des Matriarchats begegnen wir in ihrer schärfsten Ausprägung im Bienenstaate. Nachdem der Bien, der Drohne, seine Schuldigkeit gethan, kann er gehen; und geht er nicht, so fällt er unter dem Stachel der Arbeiterinnen. Die Ehepraxis bei den Amazonen scheint auf einem ähnlichen Grundsatze beruht zu haben. Derselbe Brauch dürfte auch im Orient nicht unbekannt gewesen sein, wofern wir Sagen und Märchen befragen, in denen sich uns der Detritus prähistorischer Geschehnisse darbietet. Jene Königin, die den Genossen einer Nacht dem Henker zu überantworten pflegte, ist ein würdiges Seitenstück zum Gatten Scheheresadens.

In beiden Fällen begegnet uns Grausamkeit aus Machtfülle zur Erhöhung der eigenen Lust. Vergessen wir nicht, dass die Umdichtung und Verfeinerung des Liebeverlangens im Menschen verhältnissmässig jungen Ursprungs ist. Selbst das Drama des Aeschylos und Sophokles kennt noch nicht die Geschlechtsliebe als poetisches Motiv.

(Fortsetzung folgt.)



Geisterschriften
und anonyme Schriftstücke im „Fall Rothe."

Von Dr. jur. **Erich Bohn** und **Hans H. Busse.**

(Fortsetzung.)

Noch in anderer Richtung wird die Graphologie zur psychologischen Analyse der Medien beitragen. Die Charakteristik eines Mediums gehört zu den schwierigsten Aufgaben der praktischen Seelenkunde. Diese eigentümlichen Naturen mit ihrem Gemisch von Frömmelei, Sensitivität, Bauernschläue, Schwindel, Frechheit, Gutmütigkeit sind für den Forscher Proteusgestalten, deren er erst nach langem Ringen Herr wird. Dazu wird er nur selten Gelegenheit und Zeit finden. Hier ist der Nutzen der Graphologie gar nicht abzusehen. Sie ist imstande, uns durch das graphologische Charakterbild Aufschlüsse zu geben, denen das durchtriebenste Medium wehrlos gegenübersteht. Das Märchen von der Vogelfreiheit der Medien wird hier zur Wirklichkeit: ein paar harmlose Briefe eines Mediums können es der Maske entkleiden, an der es jahrelang gemalt hat. In anderen Fällen kann das graphologische Charakterbild selbstverständlich auch ein Ehrenretter für unschuldig Verfolgte werden.

Eine wissenschaftliche Beobachtung der Geisterschriften setzt also das Zusammenarbeiten von 4 Specialisten voraus: eines Psychologen, eines Arztes, eines Taschenspielers und eines Graphologen. Alle müssen aber Spezialisten sein. Der Psychologe, der sich nicht mit dem Thatsachengebiet des Mediumismus beschäftigt hat, ist ebenso wenig geeignet, ein entscheidendes Urteil zu fällen, wie der Hausarzt oder der Kreisphysikus. Dasselbe gilt von dem Graphologen und dem Taschenspieler. Hinsichtlich des letzteren möchte ich noch einige besondere Bemerkungen beifügen.

Die Idee, Taschenspieler als Sachverständige zur Beobachtung mediumistischer Phänomen heranzuziehen, ist nicht neu*) Der älteste mir bekannte Fall datirt vom Jahr 1847. Robert Houdin — vielleicht der genialste Taschenspieler aller Zeiten — bescheinigte, gewisse Hellseh-Experimente des Marquis de Mirville durch seine Kunst nicht erklären zu können. (Uriarte S. 67). Das Auftreten des Mediums Slade veranlasste im Jahre 1877 Lord Rayleigh, zu einer Sitzung einen Zauberkünstler zuzuziehen, der Betrug nicht entdecken konnte. (Psychische Studien 1877 S. 19). Zur selben Zeit sprach sich eine Autorität im Gebiete der Taschenspielerei J. N. Maskelyne in London gerade entgegengesetzt aus. Samuel Bellachini hingegen trat in einem notariellen Zeugnis für Slade ein, (cf. Zöllner, Die transcendentale Physik 1879 S. 197.) und um die Widersprüche zu vollenden, griffen Autoritäten wie die Zauberkünstler

*) cf. auch: Stiebar-Battenheim: Taschenspielerei oder Kraft? Psychische Studien. 1878. S. 61.

Willmann und Hermann mit aller Schärfe Slade an. (cf. Willmann, Moderne Wunder u. Psych. Studien 1877 S. 506). Für die sehr zweifelhaften Medien Gebrüder Davenport trat 1887 der Zauberkünstler Professor Jacobs ein. (Uriarte S. 67.)

Ganz dasselbe Schauspiel erleben wir später bei dem Fall des Mediums Paladino. 1894 stellt ihr ein sonst wenig bekannter Zauberkünstler Wladyslaw Rybka in Warschau ein Echtheitszeugnis aus. (Uebersinnliche Welt 1894 S. 37); zwei Jahre darauf entlarvt sie Maskelyne in Cambridge.[1])

Auch im Fall Rothe hat bereits ein Taschenspieler Stuart Lancourt sein Urteil zu Ungunsten der Rothe abgegeben.[2]) Es sollte mich wundern, wenn die Rothe nicht binnen kurzem einen Sachverständigen auftreibt, der das Gegenteil bezeugt.

Woran liegt diese Unsicherheit? An nichts anderm, als daran, dass weder Houdin, noch der Zauberkünstler des Lord Rayleigh, noch Bellachini, noch Rybka Sachverständige waren.

Bellachini war gewiss ein ausgezeichneter Künstler. Ein antispiritistischer Taschenspieler aber war er nicht. Ich leugne keineswegs, dass seinem Urteil mehr Gewicht beizulegen ist als dem eines Laien. Der Beruf des Taschenspielers bildet wie kein zweiter die Beobachtungsfähigkeit für derartige Thatsachen heraus. Ein massgebendes Urteil aber wird nur der Specialist abgeben können, d. h. der Taschenspieler, der mit den physikalischen Thatsachen des Occultismus und ihrer Nachahmung vertraut ist.

Damit sieht es leider schlimm aus! Die Specialisten, die ich an der Arbeit gesehen habe, leisteten wohl recht Tüchtiges. Sie führten alles mögliche aus, nur gerade nicht das, was die Medien in Wirklichkeit leisten. Ihre pièce de résistance ist noch immer der Entfesselungstric, den schon Cazeneuve im Jahre 1878 anwendete (Psych. Studien 1878 S. 523). Der Antispiritismus des Brettls ist meistens nur eine farce des Mediumismus. So wie z. B. das bekannte Trio Homes, Fey, Davenport[*]) arbeitet, arbeitet ein Medium nicht. Das sind nicht Nachahmungen des Mediumismus, sondern freie — mitunter nicht einmal geistvolle — Erfindungen speculativer Köpfe. Künstler wie Schradieck, Jacoby, Davey, Willmann, Bellini, Abraham dürfen mit solchen Handwerkern nicht verwechselt werden. Für wissenschaftliche Arbeiten sind diese Handwerker erst recht nicht zu interessieren. Sie sind grossen Teils von einer Aufgeblasenheit und Voreingenommenheit, dass von ihnen nüchterne Forschung kaum zu erwarten ist. Das Beste ist und bleibt daher, sich selbst gründlich mit diesem Spezialzweig der Taschenspielerei zu beschäftigen.

---

[1]) Litteratur:

Ist Eusapia Paladino wirklich in Cambridge entlarvt worden. (Uebersinnliche Welt. 1896. S. 1—15. (Bericht Maskelynes, Briefe von Lodge u. Chiaia).

Dr. G. C. Wittig. „Weitere Aufklärungen zum Entlarvungs-Falle der Eusapia Palladino." Psychische Studien. 1896. S. 11- 31).

„Proceedings" u. „Journal of the Incorporated Society for Psychical Research." (Berichte von Hodgson, Myers, Richet) pro 1895.

[2]) cf. Dr. Bohn „Der Rothe-Schwindel in Sachsen". Deutscher Hausschatz, Regensburg 1902, Verlag von Pustet.

[*]) cf. darüber u. a.: Eder: Homes, Fey und Davenport. Mitteilung des wissenschaftlichen Vereins für Occultismus in Wien 1899 S. 27.

2. Capitel.

Geschichte des Untersuchungstoffes.

Von Dr. Erich Bohn.

Anna Rothe geb. Zahl ist das berühmteste deutsche Medium. Sie wurde am 8. September 1850 in Altenburg (Sachsen) geboren, begann aber erst als 40jährige im Jahre 1890 in Chemnitz ihre Thätigkeit als spiritistisches Medium. 1896 begab sie sich unter dem Schutz eines früheren Cognacreisenden Max Jentsch, der fortan als ihr Impresario auftritt. Seiner geschickten Mache war es zu danken, dass die Zahl der Rothe'schen Anhänger in wenigen Jahren 10,000 überstieg. Auf dem Höhepunkt ihrer Erfolge wurde sie am 1. November 1900 von mir als Schwindlerin entlarvt. Es entbrannte nunmehr ein internationaler Kampf um das Medium, in dessen Verlauf es einen zweiten Impresario an dem pensionirten Realschul-Professor C. W. Sellin gewann. Jentsch rückte in die Stelle eines kaufmännischen Geschäftsführers herab, Sellin gab dem Unternehmen den wissenschaftlichen Anstrich. Trotz der Scrupellosigkeit, mit der das Trifolium arbeitete und trotz des Schutzes der gesammten occultistischen Presse (die den Schwindel totschwieg oder unterstützte), gelang es nicht mehr ihn zu vertuschen. Im Februar 1902 brach der Schwindelbau zusammen, unter seinen Trümmern den Spiritismus moralisch begrabend.*) Gleich darauf, am 1. März, wurden Rothe und Jentsch verhaftet.

Es war eine Götzendämmerung für den gesammten Spiritismus. Die wissenschaftliche Unfähigkeit seiner meisten Anhänger war noch nie so grell beleuchtet worden. —

Die Specialität der Rothe bilden »Apporte« und »Geisterschriften«. Wir haben es hier nur mit den letzteren zu thun. Ueber die Entstehung solcher Schriften liegen zahlreiche Berichte vor, die aber teils wegen ihrer Ungenauigkeit teils wegen der Unglaubwürdigkeit ihrer Verfasser als Grundlage für eine wissenschaftliche Untersuchung nicht geeignet sind. Man weiss ja nie, ob man es dabei mit Thatsachen, oder Erfindungen phantasiebegabter Köpfe zu thun hat. Als Ausgangspunkt für unsere Untersuchung mussten daher unanfechtbare Thatsachen gesucht werden. Diese liegen in den Originalen der Geisterschriften vor. Die Schriftzüge, das Papier, der Bleistift sind reale Dinge, an denen sich nichts drehen und deuteln lässt. Ich sammelte daher alles, was ich von Rotheschen Geisterschriften erhalten konnte. Gleichzeitig bemühte ich mich, Schilderungen von Beobachtern über die Entstehung gerade dieser Schriften zu erhalten. Nach 2jähriger Thätigkeit hatte ich aus allen Weltgegenden die Sammlung zusammengebracht, die die Grundlage der Untersuchung meines Mitarbeiters bildet.

Neben den Geisterschriften erhielt ich aber durch die Unvorsichtigkeit von Rothe und Jentsch noch weiteres bedeutungsvolles Material.

Sowohl Frau Rothe wie ihr Impresario Jentsch beehrten mich mit anonymen Zuschriften. Sie bilden einen wertvollen Massstab für die sittliche Beurtheilung der beiden Persönlichkeiten. Schliesslich gelang es mir, auch einiges Vergleichsmaterial (Handschriften von Rothe, Jentsch, Enzio und Lina Rothe) zu erhalten. Der Verdacht einer Beteiligung von Frl. Lina Rothe an dem Apport-

*) Wer sich über die Geschichte des Fall Rothe orientieren will, findet das Material kurz zusammengestellt in der im »Deutschen Hausschatz« soeben erschienenen Artikelserie: Dr. Bohn: »Der Rotheschwindel in Sachsen.« (Regensburg, Verlag von Pustet.)

Schwindel ihrer Mutter war nicht von der Hand zu weisen. Es musste daher mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass sie auch an den Geisterschriften einen indirekten Anteil hat. Dagegen glaubte ich von Schriftproben des greisen C. W. Sellin absehen zu können. So stark Sellin auch nach verschiedenen Richtungen kompromittirt ist, so ist es doch für ausgeschlossen zu erachten, dass er als Mitthäter an den Schwindeleien beteiligt ist Er ist ein betrogener Fanatiker, kein Betrüger.

Ich habe den gesammten Stoff in 3 Gruppen eingeteilt:

Gruppe A. Geisterschriften.
„ B. Anonyme Schriften.
„ C. Vergleichsmaterial.

Unserer Methode folgend beginne ich zunächst mit der Geschichte der Schriftenstehung. Etwaige Bemerkungen über das Schreibmaterial sind von Herrn Busse und mir an den verschiedensten Stellen unsrer Arbeit eingefügt. Die nähere Beschreibung der einzelnen Dokumente befindet sich in dem von Herrn Busse bearbeiteten Kapitel 3. Von einer besonderen Geschichte der Gruppe C. konnte abgesehen werden. Der Leser findet das Nötige in der Darstellung meines Herrn Mitarbeiters.

Gruppe A.: Geisterschriften.

I. Abteilung.

»Die Rothe schreibt vor dem Zuschauer mit eigener Hand, behauptet aber, in Gedanken von einem Geist inspirirt zu sein.«

Hier liegen mir nur 2 Dokumente vor. Ueber das erste (I, 1) schreibt mir Frau Caroline von Mayne aus München am 6. Mai 1901: »Die Sitzung fand im Sommer 1899 statt. Ich sah Frau Rothe im Freien, wir sassen auf einer Bank, ich zu ihrer Rechten. Bleistift und Papier hatte ich bei mir. Nach einem »Apport« nahm Frau Rothe Papier und Bleistift zur Hand und begann, das rechte Auge fest geschlossen, mit krampfartiger Energie die Worte auf das Papier zu schreiben — bei jedem langen Buchstaben gab es ihr sozusagen einen Riss. Auf der rechten Seite sitzend, konnte ich nur ihr geschlossenes Auge sehen. Als ich mich jedoch zweimal vorbeugte, sah ich, dass das linke Auge offen war. Ich war hierüber ganz empört.«

Charakteristisch ist hier, dass die Rothe das linke Auge heimlich öffnete. Sie ist nämlich Linkser. Das Zucken der Arme deutet vielleicht einen echten oder simulirten hysterischen Anfall an.

Das 2. Blatt (I, 2) ist dem ersten äusserlich völlig gleich, stammt auch aus derselben Zeit und von derselben Besitzerin. Wahrscheinlich gehören beide Blätter zusammen. Nähere Angaben über die Entstehung dieser Schrift waren nicht zu erlangen.

II. Abteilung.

»Rothe legt ihre Hand auf ein Stück Papier, das sie unter den Tisch hält. Sie behauptet ein Geist beschreibe es unterdessen. In Wirklichkeit schreibt sie selbst heimlich die Schrift.«

Hier liegen 6 Schriftproben vor:

Nr. 1 und 2 stammen aus dem Jahre 1893, also aus den ersten Jahren der medialen Thätigkeit Rothes. Herr Ludwig M—ler (Chemnitz) schildert die Entstehung folgendermassen:

„Rothe liess sich ein Notizbuch geben, hielt es unter den Tisch und schrieb jetzt schnell — wie ich mehrfach genau beobachtete — einige Zeilen in das Buch. Nachdem sie mit der Schrift fertig war, bat sie mich meine Hand auf das Buch zu legen. Sie kratzte jetzt auf dem Einband herum, um bei den Teilnehmern den Eindruck zu erwecken, dass jetzt geschrieben würde, und brachte dann das Buch mit der Geisterschrift zum Vorschein."

Nr. 8. (Schurtz.) Die Schrift stammt aus dem Nachlass des Herrn Dr. med. Schurtz (Loschwitz) und rührt angeblich von einer Verwandten des Herrn Dr. Schurtz her. Auf dem Original befindet sich folgender eigenhändige Vermerk des Herrn Dr. Schurtz, der die Schrift für echt hielt: „Directe Schrift, erhalten den 7. Mai 1894, 10 Uhr vormittags, durch Frau Anna Rothe. Der Bogen wurde von mir aus einer Anzahl unbeschriebener Bogen genommen, der Frau R. geschlossen und ohne Schrift vorgelegt. Sie hielt beide Hände darüber, ohne das Papier zu berühren, der Bogen schob sich etwas fort bis unter die Mitte beider Hände; sofort hörte man Schreiben und beim Oeffnen des Bogens obige Worte. 15 Minuten später ereignete sich dasselbe mit einem Dresdner Gesangbuch."

Hier liegt offenbar eine falsche Beobachtung des Herrn Dr. Schurtz vor, der zu jener Zeit noch annahm, dass die Rothe bisweilen auch echte Phänomen hervorbringe. Er hatte jedoch später Gelegenheit, die Rothe ausser des Apport-Schwindels auch der Fälschung von Geisterschriften zu überführen.

Ich bringe den diesbezüglichen Bericht des Herrn Dr. Schurtz wegen seiner Genauigkeit zum Abdruck, trotzdem die gefälschte Schrift mir nicht zur Verfügung steht.

Der Bericht ist den Akten der „Psychologischen Gesellschaft" in Dresden entnommen, deren jetziger Vorsitzender Dr. med. Freudenberg mir mit bekannter Zuvorkommenheit das Material zur Verfügung stellte. Die Sitzung fand am 3. Juli 1898 in Dresden statt. Dr. Schurtz schreibt am folgenden Tage: „Vor der Sitzung wurde ein, vom Dienstmädchen des Herrn Gl. herrührendes leicht kenntliches Schreibebuch herbeigebracht, in welchem die gewünschte Directe Schrift erscheinen sollte. Das Buch selbst sollte von den Anwesenden so gezeichnet werden, dass eine Verwechslung desselben nicht möglich sei. Dies geschah durch Herrn Pohl und den Berichterstatter."

„Endlich legte der Berichterstatter eine in Papier eingeschlagene, mit Bindfaden gebundene und mit dem Siegel des Herrn Plöhn viermal verschlossene Schiefertafel auf den Tisch mit dem Wunsche, dass in dieser Tafel directe Schrift erscheinen möchte. Dass die Tafel von Herrn Plöhn herrührte, hat der Berichterstatter nicht verschwiegen."

Das Medium nahm darauf oberflächlich gefesselt hinter einem Vorhang Platz. Es erfolgten einige Apporte. Der Bericht fährt fort: „6 Uhr 7 Minuten: Das Schreibebuch wird verlangt und auf Wunsch des Mediums vom Berichterstatter unter den Stuhl des Mediums gelegt. Das Medium ist wieder wie zuerst gefesselt, nur sind die Handschlingen so weit offen, dass bequem zwei Hände hindurchgezogen werden können. Das Medium verlangt das Auflegen meiner Hände auf seinen Kopf um neue Kräfte für die Sitzung zu gewinnen."

Das Medium tritt nun aus dem Kabinett und tritt wieder zurück.

„6 Uhr 10 Minuten. Man hört schweres Seufzen des Mediums und deutliche Schreibegeräusche.

6 Uhr 15 Minuten. Lautes Klopfen.

Der Berichterstatter wird aufgefordert in das Kabinett zu kommen. Es geschieht. Das Medium sitzt wieder leicht gefesselt wie vorher auf dem Stuhl. Das Buch befand sich nicht mehr unter dem Stuhl, sondern auf den Knieen des Mediums, mit einer Hand desselben zur Hälfte bedeckt. Ich wurde nun aufgefordert auch meine Hand auf das Buch zu legen, was ich auch that. Sofort hörte man deutlich Schreibgeräusche, die sichtbar, hörbar und fühlbar durch einen kratzenden Finger des Mediums hervorgebracht wurden.

6 Uhr 17 Minuten. Das Buch wird herumgezeigt und enthält 7 Seiten weitläufig beschrieben.

6 Uhr 18 Minuten. Das Buch wird wieder verlangt. Herr Pohl soll es bringen. Er legt es unter den Stuhl des Mediums und legt seine Hand auf Verlangen des Mediums auf dessen Kopf. Pohl entfernt sich wieder.

6 Uhr 20 Minuten. Schwerer Seufzer des Mediums: Deutliche Schreibgeräusche.

6 Uhr 21 Minuten. Pohl soll in das Kabinett kommen. Er thut es und berichtet später genau denselben Vorgang, wie schon der Berichterstatter. Medium und Pohl haben die Hände auf dem Buche, das nicht mehr unter dem Stuhl, sondern auf den Knien des Mediums liegt. Letzterer macht mit dem kleinen Finger kratzende Bewegungen auf dem Pappdeckel des Buches, welche Schreibgeräuschen sehr ähnlich waren.

6 Uhr 25 Minuten. Pohl tritt aus dem Kabinett, bald darauf auch das Medium, das eine kurze Ansprache an Herrn Pohl hält, die mit den Worten schliest: „Nur einige Worte schrieb Dein Weib, das andere hat ein anderer Geisterfreund geschrieben."

Im Buche fanden sich S. 21b die Worte: „Grüss Dich Gott lieber Gatte, Dein Dich liebendes Weib." Herr Pohl erklärt, dass die Schrift in keiner Weise derjenigen seiner verstorbenen Gattin gleiche.

6 Uhr 28 Minuten. Das Medium tritt aus dem Kabinett und hält eine Ansprache."

Es wiederholt sich nunmehr noch zum 3. und 4. Mal genau derselbe Vorgang mit dem Buch. Später reicht man dem Medium noch die versiegelte Tafel. Sie werde jedoch nach einiger Zeit unbeschrieben und unverletzt herausgegeben. Das Medium sagte dazu: „Das kommt aus Feindes Hand" (NB. Herr Plöhn hatte das Medium früher auf Schwindel abgefasst).

Mir liegt noch ein wertvolles Schreiben des Herrn Pohl (der auch mit Slade u. Eusapia experimentiert hat) vor. (Datiert Dresden, 4. Juli 1898.) Herr Pohl stellt fest, dass der kleine Finger der linken Hand die Schreibgeräusche hervorbrachte. Er constatiert, dass die Rothe die Schrift hervorbrachte, bevor sie die Teilnehmer in das Kabinett rief und dass die Schrift seiner verstorbenen Gattin keine Spur von Aehnlichkeit zeigte.

Im übrigen geht aus dem Bericht deutlich hervor, dass die Schrift um 6 Uhr 10 Minuten (6 Uhr 20 Minuten) geschrieben wurde, während um 6 Uhr 15 Minuten (6 Uhr 21 Minuten) die Rothe durch Kratzen den Anschein zu erwecken versuchte, dass erst jetzt geschrieben würde.

No. 4. Die Enzio-Schrift. Am 14. März 1899 starb mein Freund Enzio. 3 Tage darauf hatte ich in Breslau mit der Rothe eine Sitzung. Sie horchte mich sorg-

fältig über den Toten aus und im Laufe des Gespräches deutete ich ihr an, es wäre mir sehr wertvoll, wenn Enzio sich manifestiren würde Weiters behauptete die Rothe, sie sehe seinen Geist im Zimmer, er habe einen zerrissenen Rock an. Als ich sie darauf aufmerksam machte, dass Enzio — ein junger Arzt — sehr sorgfältig in seiner Kleidung gewesen sei, belehrte mich Jentsch mit vielsagender Miene, dass das »geistig gemeint sei« Enzio schrieb aber an diesem Abend sogar an mich. Das Medium sass am verhangenen Tisch auf einem Stuhl, ich rechts daneben auf einem Sopha. Während ich mich unterhielt, machte sich die Rothe plötzlich an meiner Jacke zu schaffen. Ehe ich mir noch erklären konnte, worum es sich handle, fuhr sie in meine Seitentasche und zog meinen Notizkalender heraus. Sie hielt ihn nun mit beiden Händen unter den — mit einer langen Decke verhangenen — Tisch. Längere Zeit bewegte sie sich herum; die Arme, der ganze Oberkörper rückten hin und her. Endlich ergriff sie meine Linke und führte sie unter den Tisch auf das Buch. Da ich ihre Hand berührte, constatierte ich, dass sie auf dem Einband herumkratzte. Die Anwesenden riefen: »Er schreibt.« Nun wurde das Buch hervorgezogen und geöffnet. Da fand sich an einer Stelle, an der das Buch von selbst aufklappte, weil Blätter herausgerissen waren, eine undeutliche Schrift. Nach Aussage des Mediums hatte mein verstorbener Freund Enzio: »Grüss Gott lieber Freund« geschrieben.

Die Botschaft wurde natürlich nicht in dem Moment geschrieben, als die Rothe durch Kratzen ein Schreibgeräusch nachahmte, sondern vorher, als sie das Buch unter den Tisch hielt. Als sie zu kratzen anfing, war die Schrift längst fertig.

No. 5. Ich habe diese Schrift unter diese Abteilung aufgenommen, weil sie mit der vorhergehenden im engen Zusammenhang steht Möglich ist, dass die Schrift schon vorher präpariert war, da das Gesangbuch nicht vor Entstehung der Schrift untersucht war. Sie ist am 17. März 1899 in meiner Gegenwart von der Rothe als Geisterschrift hervorgebracht worden. Ich sass rechts neben dem Medium. Das Medium blätterte in dem Gesangbuch, das vor ihm auf dem Tisch lag und aus dem es während der Sitzungen fromme Lieder betete. Niemand hatte es untersucht. Plötzlich klappte es die Rothe zu, legte meine linke Hand darauf, ehe ich ahnen konnte, worum es sich handle, und schob eine ihrer Hände unter die meinige. Sie kratzte mit dem Nagel des Zeigefingers auf dem Einband herum, worauf die anwesenden Spiritisten behaupteten, sie hörten Schreibgeräusch im Buche. Das Medium berichtigte diesen Irrtum nicht, sondern öffnete das Buch, auf dessen innerem Deckel die Worte »Grüss Gott, ihr Lieben« gekritzelt waren.

No. 6. Die Züricher Geisterschrift führt uns in eine der interessantesten Phasen der Laufbahn Anna Rothes. Das umfangreiche Material über das Treiben des Trifoliums Rothe-Jentsch-Sellin in Zürich ist im April-Heft von „Nord und Süd“ veröffentlicht worden. Hier schildere ich nur das Zustandekommen der vorliegenden Geisterschrift nach dem Bericht des Herrn Weber-Zürich.

Sitzung am 11. August 1901. »Frau Rothe, die am Tisch sass, nahm nun etwas aus dem Taschentuch und rieb verschiedene Male auf ihrem Schoss herum; dann streckte sie die Finger der rechten Hand und drückte mit dem Daumen von unten gegen den Zeige- und Mittelfinger. Sie verlangt ein Notizbuch, denn sie glaube, es gäbe Geisterschrift. Der Frau Rothe gegenüber sitzende Dr. Bessermann gab ihr sein schmales medizinisches Receptbuch. Das

Medium nahm das Buch auf die linke Hand und fuhr, mit dieser wie auch mit der rechten gestikulierend, unter den Tisch, wo sie in das Buch einen Geistergruss schrieb, was Frau Mk. mit eigenen Augen sah. Sie und andere Personen hörten das Anstossen eines Stiftes an der unteren Seite der Tischplatte. Frau Rothe zog nun das Büchlein wieder unter dem Tisch hervor und sagte, sie glaube nicht, dass etwas geschrieben worden sei. (!) Sie legte das Notizbuch auf der linken Hand tragend, auf den Tisch und ersuchte Dr. Bessermann, Frau Weber und Frl Schr. je eine Hand auf das Buch zu legen. Dann simulierte sie wieder Trance und man hörte ein Geräusch, als wenn mit dem Stift geschrieben würde. Dieses Geräusch wurde dadurch hergestellt, dass Rothe mit dem Fingernagel an dem Buchdeckel kratzte. Man sieht noch deutlich die Spuren des Kratzens."

Herr Dr. Bessermann hatte die Güte, mir das Buch zur Ansicht zu senden, so dass ich das Vorhandensein der ganz auffälligen Schab- und Kratzspuren feststellen konnte. Von der »Geisterschrift« habe ich eine genaue Kopie genommen.

III. Abteilung.

Auf rätselhafte Weise erscheint in der Sitzung ein leeres Papier. Nach einiger Zeit ist es — scheinbar ohne Zuthun der Rothe — mit Geisterschrift bedeckt.

1. Kirchberger'sche Geisterschrift. Die Sitzung fand am 5. Dez. 1898 in Chemnitz statt. Herr K. berichtet:

„Einige Herren wünschten direkte Schrift. Frau Rothe fiel in Trance und Friedel sagte: „Du Tante K., wir haben in Deinen Kommodekasten ein kleines blaues Buch gelegt; nimm es heraus und wir wollen auch etwas hineinschreiben." Erstaunt zog Frau K. den Kommodekasten auf und siehe da, das angegebene Buch lag drinnen, Frau Rothe zeigte es allen Anwesenden und es wurde leer befunden. Sie steckte es nun unter den Tisch, hantierte ungefähr 2 Minuten damit herum und zog es dann hervor. Ehe es jemand besichtigen konnte, legte sie es auf ein Gebetbuch und die Teilnehmer mussten die Hände darauf legen. Als wir es nach einiger Zeit öffneten, war es zur Hälfte vollgeschrieben."

Die Lösung dieses Rätsels sollte nicht lange auf sich warten lassen Frau K. erzählte, die Rothe sei ¼ Stunde vor der Sitzung in dem Sitzungszimmer gewesen und habe sich dort eine Zeit lang allein aufgehalten. Als Frau K. sie antraf, bat sie, dass diese ja niemandem davon erzähle. — Rothe hatte also ein Exemplar in die Kommode gesteckt, ein beschriebenes gleiches Exemplar in die Sitzung gebracht und dann beide vertauscht.

2. Blasewitzer Geisterschrift, erhalten in einer Sitzung Februar 1898. Frl. Martha Schutz, eine Teilnehmerin jener Sitzung, berichtet mir:

„Das Buch ist damals von Jentsch mitgebracht worden. Es wurde bei allen Anwesenden herumgezeigt und sollte gezeichnet werden. Dies unterblieb aber. Für Vertauschung spricht der starke Moschusgeruch, der sofort nach Empfang der Schrift daran bemerkt wurde, während er vorher nicht wahrzunehmen war. Auch behauptet ein Teilnehmer, der das Buch vorher vollständig durchblätterte, ihm seien gleich die engeren Linien aufgefallen. Ausserdem sei das erste tadellos neu gewesen, während am zweiten die Hälfte der Etiquette abgelöst war. Das Buch selbst ist kaum 2 Minufen von Rothe unter den Tisch

gehalten worden, wobei man das bekannte Kratzen mit dem Nagel, dessen Spuren man auch auf der Vorderseite sieht, hörte. Umblättern hat man nicht gehört."

Die ganz auffallenden Kratzspuren erkennt man noch jetzt.

3. Riedel-Schrift. Die Schrift befindet sich unter dem Deckel eines Er bauungsbuches, „Christliches Vergissmeinnicht", das 1899 mit dieser Schrift apportiert wurde. Sie rührt von einem verstorbenen Freunde des Empfängers her. Angaben über nähere Umstände fehlen.

4. Taschenspiegel aus dem Besitz der Frau Caroline von Mayne-München. Der Spiegel mit fertiger Schrift auf der Rückseite wurde am 22. Mai 1900 als Geisterapport von der Rothe hervorgezaubert.

5. Die Fleming'sche Geisterschrift. Die Fleming'sche Geisterschrift hat bereits eine Geschichte. (Fall Rothe, S. 72, 122.) Ich verdanke sie dem Entgegenkommen des Herrn Dr. phil. et theol. Riemann in Berlin. Am 20. Mai 1900 apportiert die Rothe ein Erbauungsbuch; sie zeigte es herum und es war scheinbar leer. Als sie es nach einiger Zeit wieder öffnete, war eine Seite darin beschrieben, aber so blass, dass man die Schrift erst bemerkte, als helles Licht gemacht wurde. Beim Herumzeigen hatte die Rothe entweder ein anderes Exemplar vorgewiesen oder die Schrift verdeckt. Riemann veröffentlichte den Sachverhalt, und wies unter Hinweis auf die sächsische Ortographie der Schrift darauf hin, dass die Schrift betrügerisch hergestellt sei. Diese Behauptung gab einem Professor Dr. Dütschke Gelegenheit sich für Frau Rothe ins Zeug zu legen. (Spiritistische Rundschau 1901. S. 171.) Er erklärte: nach Inhalt und Rechtschreibung sei die Schrift wirklich von dem grossen Dichter Fleming verfasst. Das böse Ende kam jedoch nachgehinkt. Auf meine Veranlassung stellte Dr. Kawerau, Professor der Theologie an der Universität Breslau, urkundlich fest, dass die Verse nicht von Fleming, sondern — -- von Johann Rambach herrühren. Professor Dütschke hat sich dieser Entdeckung gegenüber in Stillschweigen gehüllt. Die „Spiritistische Rundschau" desgleichen.

6. Ein Gutachten des Geistes Flemings. Am 28. Juni 1901 wurde Rothe in einer Prüfungssitzung in Chemnitz entlarvt. Man hatte sie in einem leeren Sack eingenäht, indem sich nach der Sitzung Blumenreste, Nüsse und ein langer Bindfaden vorfanden. An einer Rose klebte, wie mikroskopisch festgestellt wurde, ein Schamhaar, zwischen den Beinen der Rothe hatte man vorher einen Beutel mit Blumen gefunden. Dem Unternehmer der Sitzung, Herrn Süss-Chemnitz, schickte Rothe darauf am 30. Juni 1901 einen Zettel, auf dem sich der Geist Flemings auf ihre Anfrage nach den Gründen des Misserfolges als Sachverständiger ausspricht. —

Mir sind noch weitere Berichte über betrügerische Anfertigung von Geisterschriften durch die Rothe zur Verfügung gestellt worden. Leider konnte ich die Originale der Schriften nicht erlangen Zwei dieser Berichte sind sehr charakteristisch und ich gebe sie daher wieder.

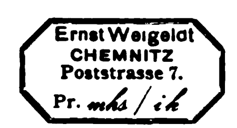
Die Zeugin K. teilt mir einen Vorfall aus dem Jahre 1892 mit. Rothe übergab der Zeugin einen leeren Papierbogen, den diese heimlich zeichnete. Dann setzten sich beide gegenüber an einen Tisch. Man hatte ohne Wissen der Rothe die Schublade entfernt, sodass ein Kastenraum entstanden war, der vorn und hinten offen war. Die Rothe legte nunmehr den gezeichneten leeren

Bogen vor aller Augen in den Kastenraum, beugte sich dann über den Tisch und machte sich dort zu schaffen. Plötzlich hörte Frau K. ein Rascheln. Sie blickte unauffällig unter den Tisch und aus dem Kastenraum rutschte ihr ein beschriebener Bogen auf den Schoss, der dem leeren ganz ähnlich, aber nicht gezeichnet war. Rothe griff nun — scheinbar unbemerkt — in den Raum und liess den leeren Bogen in ihre Tasche verschwinden. Sie hatte nämlich diesen mit dem beschriebenen Bogen vertauschen wollen. In dem Hohlraum lag also jetzt gar kein Bogen. Als sie ihr Fiasko bemerkt, holte sie mit rascher Geistesgegenwart einen dritten Bogen aus der Tasche, der aber versehentlich leer war. Dieses neue Fiasko überraschte sie so, dass sie kein Wort hervorbringen konnte.

Wiederholt sah Frau K. bei anderer Gelegenheit das Papier aus der Taillenspalte Rothes hervorleuchten und beobachtete auch, wie es Rothe während der Sitzung hervorzog.

Ich habe bereits an anderer Stelle mehrfach darauf hingewiesen, dass die Rothe einen Teil ihres Arsenals auf dem Closett zu verwahren pflegte. Auch Geisterschriften kommen aus seinem Dunkel hervor. Im Jahre 1898 fand in der Villa Pl.—n. in Radebeul bei Dresden eine Sitzung statt. Frau Pl. sass mit dem Medium am Tisch. Schräg über befand sich die Thür, neben der ein leerer Stuhl stand. Der Impressario Jentsch verliess das Zimmer und kehrte nach einigen Minuten durch jene Thür zurück. Kaum war er an dem Stuhl vorüber gekommen, als auf dem Stuhl ein Bogen Papier sichtbar wurde. Rothe eilte darauf los und hielt triumphierend den Bogen empor. Frau Pl. traute kaum ihren Augen. Der Bogen war Closettpapier von ihrem Abtritt. Die Schrift zeigte nach Angabe der Frau Pl. die Züge des Impressario. Beiläufig bemerkt kostete die Sitzung 150 Mark. — Ich bin persönlich nach Radebeul gefahren und habe dort den Sachverhalt festgestellt.

Beiläufig könnte man die Frage aufwerfen, woher die Geister-Schreibhefte stammen. Ich bin in der Lage, auch diesen Nachweis erbringen zu können. Am 15. Juli 1900 apportierte die Rothe in Weisswasser ein Notizbuch. Auf der Innenseite des Deckels klebte folgender Firmenzettel:



Meine Ermittelungen ergaben folgendes:

Das Notizbuch entstammt dem auf dem Zettel angegebenen Geschäft. Es liefert jedoch nicht nach Weisswasser. Gerade zu jener Zeit war die Tochter der Rothe, Lina in jenem Geschäft angestellt. Sie war während der Mittagszeit stets allein im Geschäft und hatte so Gelegenheit, Waaren, die ihr gefielen, zu kaufen. Da der Geschäftsinhaber Herr Röhrig schon vorher das Fehlen verschiedener Gegenstände bemerkt hatte, stellte er Lina zur Rede. Er erhielt die überraschende Antwort: »Jener Zettel laute ja auf den Namen seines verstorbenen Vorgängers Weigeldt. Es sei wahrscheinlich, dass dessen Geist das Buch dem Geschäft entnommen habe. Gerade dieser Umstand beweise die Echtheit des Apportes.« Die »Erklärung« zog aber nicht. Das Schildchen rührt nicht vom Vorgänger her, sondern wurde 26 Tage nach Uebernahme

der Firma von Röhrig aus Geschäftsrücksichten angefertigt. Welche Geister also in Wirklichkeit ihr Spiel getrieben haben, kann kaum zweifelhaft sein.

Gruppe B: Anonyme Schriften.

Die anonymen Schriften zerfallen in 2 Gruppen: 1. eine anonyme Karte vom 9. Juli 1896 (also aus dem ersten Jahre der Impressario-Thätigkeit des Jentsch) 2. Eine anonyme Sendung der Rothe vom 29. December 1900. Die Jentsch'sche Karte zeigte die Handschrift ihres Urhebers so deutlich, dass an der Identität kein Zweifel obwalten kann. Geschichtlich ist noch zu bemerken, dass mir die Person des Herrn Jentsch zu jener Zeit völlig unbekannt war Die anonyme Karte war ein ebenso feiger wie unmotivierter Ueberfall.

Die zweite Gruppe besteht aus einem Couvert, das eine gemeine Karte und einen Drohbrief enthielt. Ich erhielt sie, als ich der Rothe die Fortsetzung meiner Enthüllungen angekündigt hatte. Den bodenlos gemeinen und frechen Inhalt wiederzugeben, verbietet das Anstandsgefühl. Geschichtlich steht die Thäterschaft der Rothe fest.

Jentsch hatte sich im December 1900 durch einen Strohmann an ein Breslauer Detectiv-Institut gewendet. Dieses Institut wurde beauftragt, meine Familien-Verhältnisse zu durchwühlen. Trotzdem die Antwort des Instituts selbstverständlich gerade im gegenteiligen Sinne ausfiel, als die Anfrager gehofft hatten, ist sie der anonymen Zuschrift — ins Gegenteil verwandelt — wortgetreu zu Grunde gelegt. Charakteristisch ist, dass ein ganz prägnanter Ausdruck der Postkarte in einem zu gleicher Zeit von Jentsch an Professor Dr. Maier gerichteten Brief wiederkehrt, dass das Briefpapier identisch mit dem damals von Jentsch gebrauchten ist und dass der Brief aus Chemnitz — dem Wohnort der Rothe und des Jentsch — datiert.

Die Untersuchung dieses Materials schien mir auch um dessentwillen wertvoll, weil die Persönlichkeit der Rothe dadurch in ein helleres Licht gesetzt wird, als dies bisher möglich war. Zweifellos weist das Charakterbild der Rothe krankhafte Züge auf. Herr Professor Dr. Möbius-Leipzig und Dr. Höhl-Chemnitz stellten bei ihr hysterische Anfälle fest. Leider haben sie über ihre Untersuchungen bisher keine Einzelheiten veröffentlicht. Die Rothe ist ferner Linkser und führt ihre Apporte nur links auf. Diese von mir gemachte Entdeckung wird heutzutage selbst von den Anhängern der Rothe nicht mehr bestritten. Es scheint mir nun ein besonderes Verdienst meines Herrn Mitarbeiters zu sein, dass er gerade diesen Punkt in seine Untersuchung hereingezogen und gleichzeitig ein Charakterbild von Rothe und Jentsch gezeichnet hat, das jeder Kenner dieser beiden Persönlichkeiten bis auf den Ipunkt unterschreiben wird.

(Fortsetzung folgt.)

Zur gefl. Notiznahme.

Redaktionelle Sendungen für die „Graphologischen Monatshefte", (Recensenda, Aufsätze, Mitteilungen) sind zu richten nach München, Schwabingerlandstrasse 30/II.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Geisterschriften und anonyme Schriftstücke im „Fall Rothe".

Von Dr. jur. **Erich Bohn** und **Hans H. Busse.**

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Die Untersuchung des Schriftenmaterials.

Von **Hans H. Busse.**

Jeder vergleichenden Handschriften-Untersuchung muss eine kritische Beschreibung des Materials vorangehen. Die Darlegungen dieses Kapitels zerfallen demnach in zwei Abschnitte:

1. Kritische Beschreibung des Schriftenmaterials;
2. Vergleichung der Geisterschriften und anonymen Schriften mit den Handschriften von Anna Rothe, Jentsch und Lina Rothe.

Einige Worte über die Methode der kritischen Beschreibung und Vergleichung von Handschriften, sowie über verschiedene für vorliegende und ähnliche Arbeiten besondeıs beachtenswerte Momente, mögen als Einleitung dienen.

Die Beschreibung der Schriftstücke stellt ihre diplomatischen und graphischen Eigentümlichkeiten fest; sie bietet demnach:

1. Angaben über die vorgebliche Urheberschaft und über Zeit und Ort der Entstehung gemäss Siegel, Stempel, Datierungen.
2. Wiedergabe des Schrifttextes mit den Fehlern und Korrekturen, möglichst in gleicher Zeilentrennung.
3. Angaben über das Schreibmaterial (Papier, Tinte, Blei; eventuell auch über Knickungen des Papiers, Klexe und Abklatschen der Tinte, Durchdrücken des Bleis u. dgl.).
4. Angabe des Schriftsystems und der allgemeinen Eigentümlichkeiten bezüglich Eigenart, Schnelligkeit, Regelmässigkeit und Vollständigkeit der Schrift (Abkürzungen, Auslassungen der Interpunktion).
5. Angabe besonderer individuell-graphischer Eigentümlichkeiten.

Die kritische Behandlung des diplomatischen und graphischen Befundes muss folgende Fragen zu beantworten suchen:

1. Entstand das Schriftstück unter normalen Umständen?

Schriftstücke, deren Urheberschaft verdeckt werden soll, zeigen fast immer Verstellungabsicht; diese tritt übrigens auch bei dem erst nachträglich hergestellten Vergleichsmaterial häufig auf (gerichtliche Schriftproben). Die gebräuchlichsten Verstellungsarten sind bekannt; Eingehendes hierüber und über die sekundären Veränderungen berichten Dr. Georg Meyer's bezügliche Aufsätze[1]). Gleichzeitig mit der Verstellungsabsicht erzeugen vielfach die beiden Faktoren seelische Erregung und Eile unwillkürlich wesentliche, aber leicht erkennbare Abweichungen von der gewöhnlichen Schrift; beachtenswerte Symptome für Eile sind auch Verwischungen und Abklatschungen der Tinte beim Ablöschen und Umschlagen des Papiers; das Vorhandensein von Korrekturen in einem Schriftstücke, welches Zeichen für Eile und Erregung zeigt, spricht gegen die sonst bei sog. Geisterschritten naheliegende Annahme eines völlig unbewussten, „automatischen" Schreibens. Vielfach wird bei Schriftstücken von schwerfälligem ataktischen Ductus Entstehung durch ungewohntes linkshändiges Schreiben angenommen. Man glaubte, dass durch linkshändiges Schreiben die Urheberschaft ohne Schwierigkeit zu verdecken sei. Die Unrichtigkeit dieser Annahme ist längst erwiesen.[2]) Eine schwerfällige ataktische Schrift ergibt sich aber nicht nur beim Schreiben mit anderen ungeübten Gliedern (Fussschrift, Mundschrift u. s. w.), sondern kann auch willkürlich rechtshändig erzeugt werden; jene Schrifteigentümlichkeiten sind niemals für linkshändige Schriftentstehung beweisend, zumal sie bei einiger Uebung schwinden. Die Untersuchungen über experimentelles[3]) und anerzogenes linkshändiges Schreiben[4]) haben noch keine hierfür ausschliesslich eigentümlichen Symptome ergeben; die Tendenz zur Steillage der Schrift ist kein derartiges Kriterium, denn sie kommt auch beim rechtshändigen Schreiben häufig vor. Der Nachweis von Merkmalen für die beim Schreiben benutzte Hand wäre sehr wichtig; Untersuchungen darüber müssten ausgehen von den verschiedenartigen Zusammenwirkungen der differierenden Faktoren: Stellung der Stiftspitze zur Schreibfläche und Richtung der Grundstriche.[5]) Diese zeigen häufig an ihren frei stehenden Anfängen und Endigungen bis jetzt noch nicht beachtete Abschrägungen, welche durch das Aufsetzen und die folgende Bewegungsrichtung der Spitze des Schreibinstrumentes entstehen. Beim rechtshändigen Schreiben mit Bleistift in gewöhnlicher Handhaltung tritt fast immer eine Abschrägung nach rechts unten auf, die linke Seite des Grundstriches beginnt und endigt also höher als die rechte Seite; linkshändiges Schreiben ergiebt das Umgekehrte. Veränderte Handhaltung verändert meist auch die Art der Abschrägung; jene, bezw. die Stellung der Federspitze zur Schreibfläche, wird durch die Grundstrichrichtung bezw. das An- und Abschwellen des Druckes angedeutet; eine dringend zu wünschende eingehende Untersuchung dieser Verhältnisse dürfte wertvolle Ergebnisse erzielen. Zur Feststellung anderer Differenzen zwischen

r. l.
Fig. 1.

[1]) „Ueber Schriftverstellung. Zur Reform der gerichtlichen Schriftexpertise". (In „Graphologische Monatshefte" 1900, S. 1—12, 105—120, 125—139.)

[2]) Vgl. Henze, „Chirogrammatomantie", 1862, S. 65.

[3]) Preyer, „Psychologie des Schreibens", S. 40. — Dr. G. Meyer, „Ueber Schriftverstellung" (26. Versuch). (In den „Graphol. Monatsh." 1900, S. 131 f).

[4]) Hans H. Busse, „Jordan's Ambidexter". (In „Grapholog. Monatshefte" 1900, S. 79—81.)

[5]) Vgl. Paul Wächtler, „Schriftentstellungen. Veränderung der Stellung von Hand, Federhalter und Federspitze". (Im Berichte der D. G. G. 1898, S. 105—108.)



rechts- und linkshändigem Schreiben führen vielleicht die weiteren Erforschungen folgender Experimental-Beobachtungen.

a) Beim schnellen rechtshändigen und linkshändigen Schreiben von isolierten Grundstrichen zeigte sich vielfach eine Tendenz zu geringer Konkavität bei rechtshändigem und zu geringer Konvexität) bei linkshändigem Schreiben.

b) Die äussere, d. h. von der schreibenden Federspitze nicht bedeckte Seite der Grundstriche erschien unter Vergrösserung schärfer als die innere[1]); bei gewöhnlicher Hand- und Federhaltung zeigten also rechtshändig geschriebene Grundstriche auf der rechten Seite und linkshändig geschriebene Schriftstücke auf der linken Seite mehr Unsicherheiten.

c) Beim rechtshändigen Schreiben ohne Augenkontrolle entfernte sich die Schrift weiter vom linken Rand als beim linkshändigen Schreiben.

Die zuletzt genannte Beobachtung führt auf einen anderen wichtigen anomalen Umstand bei der Entstehung von Schriftstücken, wie es Geisterschriften sind; diese pflegen nämlich häufig auf irgend einer Seite eines Buches zu entstehen, welches das Schreibmedium einen Augenblick unter den Tisch hielt. Das Schreiben ohne Kontrolle der Augen ist bereits früher experimentell untersucht[2]); die Resultate der Schreibversuche im Dunkeln und mit geschlossenen Augen wurden neuerdings von Dr. Bohn und mir durch Versuche des Schreibens

Fig. 2.

Fig. 3.

mit unter den Tisch gehaltenen Händen ergänzt und bestätigt. (Fig. 2 und 3 zeigen derartige rechtshändige Schreibversuche.) Unsicherheit der Schrift, Ungleichmässigkeiten der Zeilenführung und ihrer Abstände, rücksichtsloses Durchqueren vorgedruckter Texte, Verdoppelungen und Auslassungen von „n"-Strichen, ungenaue, bezw. mangelnde Setzung der i-Punkte u. dgl., auffällig wachsender Abstand vom linken Rande, das sind die wichtigsten Differenzen einer aussergewöhnlicherweise ohne Augenkontrolle entstandenen Schrift.

---

[1]) Vgl. Dr. Georg Meyer, „Die Schriftrinne". (In Grapholog. Monatshefte 1901, S. 15.)

[2]) Crépieux-Jamin, „Handschrift und Charakter." (Dtsch. Ausgabe S. 186 f). — Busse, „Handschriften-Deutungskunde". (97. und 98. Aufgabe.) — Dr. G. Meyer, „Ueber Schriftverstellnng". (29. Versuch.) (In „Graphol. Monatsh. 1900, S. 132).

2. Welche Angaben über den Urheber gestattet das Schriftstück?

Je zahlreicher die Symptome für anormale Entstehung eines Schriftstückes sind, um so schwieriger und unsicherer werden die Angaben über Charakter, Geschlecht, Alter, Beruf und Gesundheitszustand seines Urhebers. Vermutungen hierüber dürfen bei anonymen Briefen und ähnlichen Schriftstücken unbekannter Urheberschaft nur mit grösster Vorsicht gewagt werden; liegt z. B. Handschriftenverstellung mit kalligraphischer Tendenz vor, so sind die möglichen charakterologischen Angaben sehr eingeschränkt, jedoch können häufig durch Berücksichtigung der Ortographie (th-Schreibung, Verbalendung iren oder ieren etc.) und der F-, h-, M-, p-, st-, ss-Formen, Alter und Bildungsgang des Schreibers einigermassen bestimmt werden. Bei normalen urheberschaftsbekannten Schriftstücken muss auch die Fähigkeit des Schreibers zu Handschriftenverstellungen erwogen werden; Bildung und Temperament scheinen hierfür besonders wichtig. Alle Angaben müssen selbstverständlich möglichst erschöpfend begründet werden; für die Annahme männlicher Urheberschaft eines anonymen Briefes kann aber z. B. der Hinweis auf dessen Unterzeichnung „Ein unbekannter Freund" durchaus nicht genügen.

3. Wie muss das Vergleichsmaterial zu den urheberschafts-unbekannten Schriftstücken beschaffen sein?

Schwierigkeit und Bestimmtheit der Entscheidung über den Schreiber eines urheberschafts-unbekannten Schriftstückes hängen wesentlich ab von der Güte des Vergleichsmaterials; stets muss das Resultat der diesbezüglichen Prüfung angegeben werden. Folgende Momente müssen hierbei beachtet werden. Uebereinstimmung der Entstehungszeit ist zunächst erforderlich; die Grenzen der statthaften zeitlichen Differenzen schwanken gemäss Alter und Gesundheitszustand der verdächtigen Person, denn in der Jugend und beim körperlichen Verfall kann eine viel schnellere Handschriften-Entwicklung, bezw. -Veränderung auftreten, als in den mittleren Lebensjahren; Stimmungswechsel ist aber auch hier zu berücksichtigen. Vergleichsmaterial und inkriminiertes Schriftstück müssen ferner mit gleichem Schreibmaterial (Tinte, Blei) auf ähnlichen Papierformaten und in gleichen Schriftsystemen geschrieben sein; anonyme Postkarten z. B. dürfen also nicht mit Schriftproben auf grossen Kanzleibogen verglichen werden. Dringend zu wünschen ist endlich noch, dass das Vergleichsmaterial recht umfangreich ist und alle charakteristischen Schriftzeichen des inkriminierten Schriftstückes möglichst oft enthält; auch sollte es einen ähnlichen Grad von Sorgfalt, bezw. Eile zeigen. Zuweilen lässt sich die verdächtige Person bereit finden, Mängel des Vergleichsmaterials durch neue Schriftproben zu beseitigen; diese können dann zwar nach Umfang, Schreibmaterial und Schriftsystem geeigneter sein, doch ist ihr Wert vielfach — ausser durch juristische Bedenken und absichtliche Verstellung — beeinträchtigt durch unwillkürliche, innerer Aufregung entsprungene Veränderungen der Handschriften-Eigentümlichkeiten. Beispiele hierfür und für die oft fast naiven Zumutungen, welche an Schriftexperten durch Vorlage höchst mangelhaften oder gänzlich ungeeigneten Vergleichsmaterials gestellt wurden, sollen an anderer Stelle geboten werden.[1])

[1]) In der „Graphologischen Praxis" 1902.

Die vergleichende Handschriften-Untersuchung[1]) hat den Thatbestand der vorhandenen Gleichheiten, Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten und deren Wert für die Bejahung und Verneinung der Urheberschafts-Identität festzustellen. Der blosse Nachweis einiger äusserlichen Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten ist durchaus ungenügend. In Handschriften von Personen ähnlicher Lebensstellung werden stets Aehnlichkeiten von oft recht frappierender Art zu finden sein und ebenso sind Differenzen selbstverständlich, wo Verstellungsabsicht oder andere aussergewöhnliche Schreibumstände walteten. Eine Handschriften-Vergleichung rein formaler Art muss daher vielfach irren. Die willkürlichen und sekundären unwillkürlichen Veränderungsmöglichkeiten hängen hauptsächlich ab von Bildung, Schreibgewandtheit und Aufmerksamkeit des Schreibers; erst die Kenntnis von den Wirkungen dieser Faktoren erlaubt Entscheidungen über den Wert der konstatierten Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten; häufig zwingen daher wenige wesentliche Aehnlichkeiten oder Differenzen zwischen zwei Schriftgruppen zur Behauptung oder Verneinung der Indentität. Warum allerdings z B. neben einigen anderen Momenten die stete Hoch- bezw. Tiefsetzung des Ausrufungszeichen (Fig. 4) in drei Schriftstücken von mancherlei auffallend ähnlichen Buchstaben-Formen (wie F, u, s) so wesentlich erschien, dass dem Verdächtigen A. nur der eine (X.), nicht aber der zweite (Y.) anonyme Brief zugeschrieben werden konnte, das lässt sich an dieser Stelle, nicht darlegen. Wir geben aber dieses Beispiel, um zu zeigen von welch' entscheidendem Werte die konstante, beim Schreiben so wenig beachtete individuelle Form der Interpunktionen und ähnlicher „Nebensächlichkeiten" für den Schriftexperten ist.

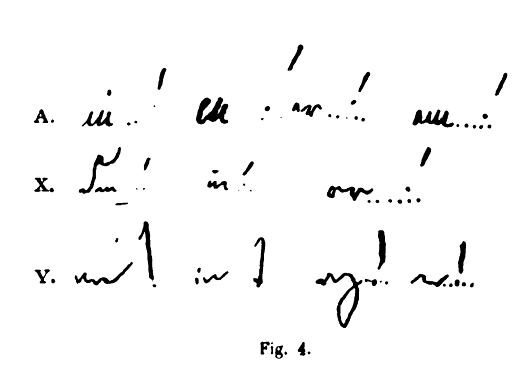


Fig. 4.

Die vergleichende Untersuchung des Schreibmaterials (Tinte, Blei und Papier) sollte der Schriftexperte als solcher nicht ausführen.

I. Abschnitt.

Kritische Beschreibung des Schriftenmaterials.

Gruppe A: Geisterschriften.

1. Abteilung. — 2 Schriftstücke.

„Die Rothe schreibt vor dem Zuschauer mit eigener Hand, behauptet aber, in Gedanken von einem Geist inspiriert zu sein."

Nr. 1. (Figur 5). — Zweiseitig mit Bleistift beschriebenes Blatt, herausgerissen aus einem Notizbuch vom Format 8/14½ cm, 1899 entstanden, vorgeblich

[1]) Die Principien der vergleichenden Handschriften-Untersuchung wurden bereits von Michon entwickelt. In Deutschland folgte seinen Anregungen zuerst W. Langenbruch (vgl. u. a. seine Abhandlung „Die gerichtliche Schriftvergleichung und ihre Reformierung" in „Die Handschrift" 1895). Später veranlasste der „Fall Dreyfuss" die Veröffentlichung des Buches von Hans H. Busse, „Graphologie und gerichtliche Handschriften-Untersuchungen" (1898); hier findet sich eine eingehendere Darlegung der Principien; auch ist die specielle Litteratur mitgeteilt; nähere Angaben über einige neuere Arbeiten finden sich in den „Graphologischen Monatsheften" 1899—1901.

von dem Geiste „Paul Fleming“, dessen Name in der letzten Zeile sehr undeutlich geschrieben ist. Der Text lautet:

Zeile		Zeile	
1	Dann brauchst Du kein	5	und ein Herz an Liebe
2	irdisch Wissen nur	6	reich dieß (?) schieb dir
3	laß Geisterliebe nie	7	ein Freud aus de (?)
4	Du auf Erden je vermissen	8	Jenseit Paul Fleming.

Zeile 5—8 sind in der folgenden Schriftprobe (Fig. 5) möglichst genau wiedergegeben, jedoch konnte das Reproduktions-Verfahren nicht die blasse

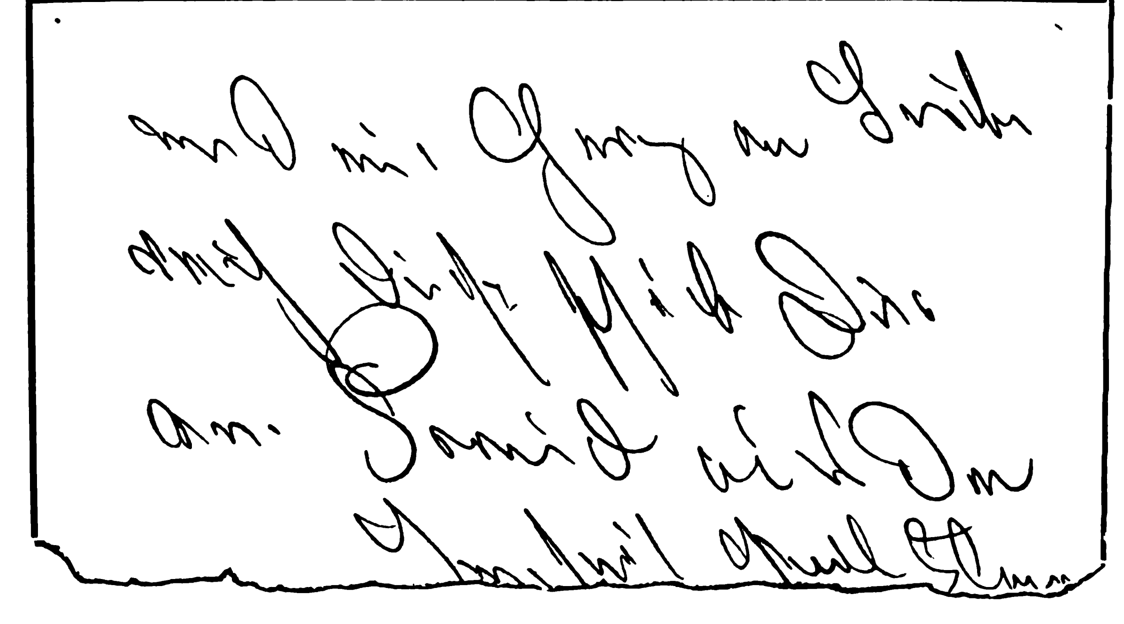


Fig. 5.

etwas verwischte Bleistiftschrift veranschaulichen, sondern lässt diese dunkel wie Tintenschrift erscheinen; auch die meisten folgenden Clichés haben diesen unvermeidlichen Mangel; ferner finden sich hier vielfach leichte zittrige Unsicherheiten, welche durch die Reproduktion (Pause) entstanden und den Originalen fehlen. (Fig. 11—17, 19—21, 31, 33—36.) Das Schriftstück zeigt deutsche Lettern; die Schriftlage ist auffallend links zurückgerichtet; für grosse Schnelligkeit der Entstehung sprechen die Schleifenausweitungen und die Auslassung mehrerer Uebersetzungszeichen; (Zeile 1 u-Haken in »brauchst«, Zeile 5 u-Haken in „und“, Zeile 6 „Freud“ statt „Freund“; Zeile 6 „schieb“ soll wahrscheinlich „schrieb“ lauten); das Schlusswort, der Name „Fleming“, ist fast unleserlich. Von den Schleifen-Ausweitungen (D, F) und von der starken Linkslage abgesehen, besitzt die Schrift einen wenig eigenartigen Duktus, welcher die schulmässigen Formen im Wesentlichen bewahrt hat; nur die ausgeprägte Linkslage der Schrift lässt Verstellungsabsicht vermuten, doch besteht die Möglichkeit, dass aus gleichem Motive auch die grosse Schreibschnelligkeit erstrebt wurde, welche die Schleifenausweitungen und fehlerhaften Auslassungen begünstigte. Das Schriftstück ist

also nicht unter normalen Umständen entstanden und verbietet mithin weiter gehende Schlüsse auf seinen Urheber zu ziehen, immerhin deuten die ziemlich schulmässigen, aber beweglichen Formen auf mangelhafte Bildung bei phantasievoll-begeisterungsfähiger Lebhaftigkeit des Gefühls. Als Vergleichsmaterial liegt ausser der Frau Rothe'schen Handschrift auch ein Namenszug des Dichters Paul Flemming vor. (Fig. 34.)

Nr. 2. Zweiseitig mit Bleistift beschriebenes Blatt, herausgerissen aus einem Notizbuch vom Format 8/14½ cm, entstanden im Sommer 1899; es enthält jedoch nur die eine Seite eine »Geisterschrift«, die andere zeigt eine 15zeilige Notiz der Frau Rothe, worüber später (vgl. C. I, 7) berichtet wird. Die Geisterschrift hat folgenden Text:

Himmelsfriede Himmelslust
wohne stets in Deiner Brust
Liebe und Gerechtigkeit sei
Dein Leitstern allezeit

Das Schriftstück zeigt deutsche Lettern, in linksschräger Schriftlage mit solch zunehmender Schnelligkeit geschrieben, dass die 21 Buchstaben der letzten Zeile eine Zeilenlänge von 12 cm bedecken, während die 25 Buchstaben der ersten Zeile nur über 9½ cm sich ausdehnen; Auslassungen des zweiten Grundstriches kommen in »Fried*e*«, »wohn*e*« und »Lieb*e*« vor. Schriftlage, Schreibschnelligkeit und Auslassungen sind ebenso zu werten, wie bei der ersten Geisterschrift, deren übrige Eigentümlichkeiten sich auch hier finden.

II. Abteilung. — Sechs Schriftstücke.

»Rothe legt ihre Hand auf ein Stück Papier, das sie unter den Tisch hält. Sie behauptet, ein Geist beschreibe es unterdessen. In Wirklichkeit schreibt sie selbst heimlich die Schrift.«

Die sechs Schriftstücke zeigen eine sehr unsichere und oft schwer leserliche Handschrift, denn nicht nur fehlen die Uebersetzungszeichen (i-Punkt und u-Haken) fast völlig, sondern es sind auch einzelne »n«- und »m«-Grundstriche ausgelassen oder verdoppelt; diese Mängel konnten in den folgenden Textwiedergaben nur dadurch angedeutet werden, dass die betreffenden Buchstaben cursiv gesetzt wurden; Worte oder Wortteile, deren Entzifferung unsicher ist, wurden eingeklammert; für gänzlich unlesbare Schriftzeichen wurden Fragezeichen gesetzt.

Nr 1. (Figur 6.) Zweiseitig mit Bleistift beschriebenes Blatt, vom Anfang des Jahres 1894, herausgerissen aus einem Notizbuch vom Format 9½/16 cm; die beiden Seiten zeigen eine blau gedruckte Lineatur von je 20 Zeilen mit Abständen von je ¾ cm; der folgende Text ist jedoch ohne Rücksicht hierauf geschrieben.

1. Seite	
zwischen 3. und 5. Zeile	1. Herod ??? s D ner
zwischen 6. und 7. Zeile	2. ist derandre
zwischen 9. und 10. Zeile	3. Heut*e*ist en fre*n*der
unter der 11. Zeile	4. Geistd a er
unter und über der 14 Zeile	5. w*i*ll etwasschre*i*ben
auf und unter der 17. Zeile	6. (smr) Mang(netische??)

2 Seite von der 3. Zeile rechts	
abwärts zur 5. Zeile	7. vomumßeren
zwischen 5. und 8. Zeile	8. Meister weil er
zwischen 8. und 11. Zeile	9. Ihnn leb hat

Das folgende Facsimile (Figur 6) giebt eine Reproduktion der letzten drei Zeilen.

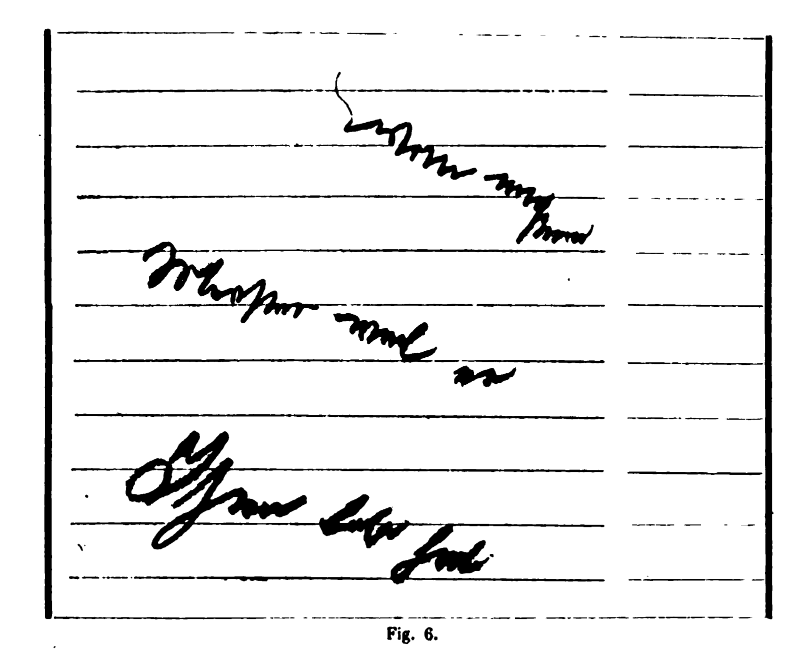


Fig. 6.

Das Schriftstück zeigt deutsche Lettern von ziemlich steiler Lage in wechselnden, aber zumal in den drei Zeilen der zweiten Seite stark sinkenden Schreiblinien; die Schriftzeichen sind schwerfällig und einfach, ohne wesentliche eigenartige Abweichungen von der schulmässigen Form gebildet; die Schreibbeweglichkeit, welche den „J"-Scheifen (Fig. 6, Zeile 3) eignet, ist im übrigen so sehr gehemmt, dass vielfach Zusammenziehungen von d-, h-, l-Schleifen vorkommen. Mehrere Umstände deuten darauf hin, dass diese Hemmungserscheinungen das notwendige, nicht beabsichtigte Ergebnis aussergewöhnlicher Umstände waren. Bereits hervorgehoben wurde der fast gänzliche Mangel an Uebersetzungszeichen und die höchst ungleichmässige, jegliche Rücksicht auf die vorgedruckten Linien entbehrende Zeilenführung. Hierzu gesellen sich nun noch folgende Eigentümlichkeiten. Die schreibende Hand hat das Absetzen des Bleistiftes möglichst vermieden; die Worte einer Zeile stehen meist recht eng neben einander, ja sie zeigen sogar Verbindung (z. B. „derandere" in Zeile 2 des Textes, „etwas schreiben" in Zeile 5); die unvermeidlichen Zeilenabsetzungen hingegen führten zu auffallend grossen Zwischenräumen und wurden auch stets viel zu früh gemacht, so dass rechts ein breiter Rand blieb.

Weiter oben wurden die Wirkungen des Schreibens ohne Augenkontrolle auf die Schrift besprochen; die eben dargelegten Eigentümlichkeiten sind ihnen durchaus gleich und beweisen also, dass der Schreiber, bezw. Urheber der vorliegenden Geisterschrift nicht die Fixierung seiner Schreibthätigkeit sehen konnte und sich hierdurch gehemmt fühlte. Irgend welche sichere Symptome für absichtliche Verstellung der Schrift liegen nicht vor; die Steillage könnte freilich hier in Betracht gezogen werden, doch ist ihre unwillkürliche Entstehung durch die notwendige Hemmung und Mässigung der Schreibbewegung möglich; die Schräglage der letzten Zeile (Fig. 6) spricht dafür, dass dies die dem Schreiber gewohnte Schriftlage ist.

Frau Rothe soll nun so operiert haben, dass der leere Zettel unter den Tisch gehalten und dann beschrieben wieder hervorgezogen wurde. Sie konnte dabei natürlich nicht sehen, wie ihre Hand schrieb; aber auch die schreibende Intelligenz hat ersichtlich diese mangelnde Augenkontrolle sehr entbehrt und fühlte sich dadurch gerade so unsicher und gehemmt, wie nur je ein Mensch, der versuchsweise ohne Augenkontrolle schreibt (vgl. Fig. 2 und 3). Zu erwägen wäre freilich noch, ob die schreibenwollende Intelligenz vielleicht statt der rechten die linke Hand der Frau Rothe in Bewegung setzte und dadurch zu solch' unsicherer Schrift kam; einige Uebung im linkshändigen Schreiben müsste dann die Frau Rothe bestimmt gehabt haben, denn erste derartige Versuche fallen stets noch weit unsicherer aus; absolut verlässliche Symptome für ein derartiges Schreiben sind aber — wie bereits gesagt — noch nicht bekannt; die in der Einleitung erwähnten Eigentümlichkeiten treten jedoch hier in einer Weise auf, welche für rechtshändiges Schreiben zu sprechen scheinen; die Abschrägungen der Grundstrichanfänge gehen ausgeprägt nach unten rechts (vgl. z. B. „s" in „unsseren", „h" in „Ihnen" Fig. 6, Zeile 1 und 3)), der stärkere Druck liegt auf der linken Seite der Grundstriche und die Wortend-, sowie viele Haarstriche haben einen kräftigen Druck (vgl. „l" in „weil" von Fig. 6, Zeile 2), welcher bei diesen abducierenden Strichen mit der linken Hand wohl kaum zu erzeugen ist. All diese Umstände scheinen also mit einiger Wahrscheinlichkeit für rechtshändige Entstehung der Geisterschrift zu sprechen; linkshändig wäre auch wohl die Unsicherheit noch etwas stärker geworden; niemals aber konnten hierdurch die vorhandenen übrigen auffallenden Eigentümlichkeiten (Mangel der Uebersetzungszeichen, Fehlen und Verdoppeln einzelner n-Grundstriche, Zeilenrichtung, Zeilenabstand und rechte Randbreite) verursacht werden, sondern diese sind b e s t i m m t als Ergebnis der fehlenden Augenkontrolle beim Schreiben zu betrachten. Für eine bewusste, willkürliche Verstellung der Handschrift liegen keine Symptome vor.

Durch die anormalen Umstände ihrer Entstehung wurde die Schrift im allgemeinen Duktus so sehr verändert, dass Schlüsse auf den Charakter der schreibenden Intelligenz ziemlich unmöglich sind; am meisten dürfte der gewöhnlichen Handschrift die letzte Zeile entsprechen und diese zeugt für eine wenig gebildete, aber temperamentvoll-bewegliche Natur.

Der Sinn der letzten drei Zeilen ist nicht völlig klar und fehlerhaft ist auch das hierfür wichtige „Ihnn"; hätte dieses „I h n" lauten sollen, so läge nur eine durch das Schreiben ohne Augenkontrolle begreifliche fehlerhafte „n"-Verdoppelung vor; „Ihn" bezöge sich dann auf den „Meister" und „er" wäre vielleicht ein Mitglied der Sitzung; diese Interpretation ist zwar einigermassen

gezwungen, erlaubt aber nicht der schreibenden Intelligenz eine etwas mangelhafte Sprachbeherrschung nachzusagen; wir können das „Ihnn“ jedoch auch als ein durch die mangelnde Augenkontrolle unvollständiges „Ihnen“ (statt „Sie“) auffassen und dann müsste die schreibende Intelligenz ungebildet sein. Angaben über diese liegen nicht vor.

Nr. 2 (Fig. 7). — Zweiseitig mit Bleistift beschriebenes Blatt, aus dem Jahre 1899, von gleichem Ursprung und von gleicher Beschaffenheit wie das vorige Schriftstück; der folgende Text ist ebenfalls ohne Rücksicht auf die vorgedruckte Lineatur geschrieben.

1. Seite.	
zwischen 2. und 5. Zeile	1. Lieber Frend Müller
von der 6. zur 8. Zeile	2. ich bntte Dich gieb
zwischen 8. und 11. Zeile	3. deses nmße Freund
zwischen 10. und 14. Zeile	4. (Tennhart?) sageihm es istvolle
von der 15. zur 17. Zeile	5. tausendJahre alt
2. Seite.	
Zwischen 4. und 6. Zeile	6. Lmbe ? ? ontsordenn
10. Zeile, zum Schluss sinkend	7. Wnnschhabe nhe
zwischen 12. und 13. Zeile	8. erfmlltgmteMntler
zwischen 14. und 15. Zeile	9. ? ? ? ? bmverl? berder

Alle Eigentümlichkeiten dieser „Geisterschrift“ entsprechen denen der vorigen völlig. Mithin liegt auch hier ein wahrscheinlich rechtshändiges Schreiben ohne Augenkontrolle und ohne direkte willkürliche Handschriftenverstellung vor. Angaben über die vorgeblich schreibende Intelligenz sind nicht gemacht; sie ist ebenso wie die der vorigen Geisterschrift zu charakterisieren. Das folgende Facsimile der ersten Zeile (Fig. 7) enthält übrigens — wie schon hier bemerkt sein mag — ähnlich geformte „b“, „r“, „M“ wie die vorige Schriftprobe (Fig. 6).

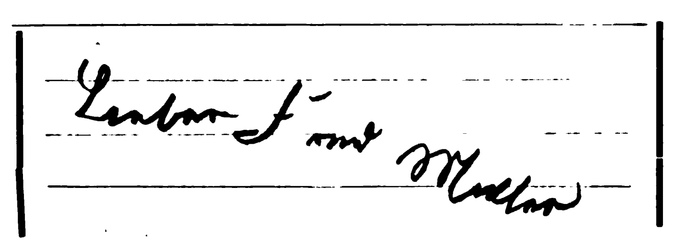


Fig. 7.

Nr. 3. (Schutz. Figur 8). Photographie und Pause einer „directen Schrift“ mit dem Texte: „Gott mt nnh“, (wohl zu lesen als „Gott mit euch)“, welcher am 7. Mai 1894 bei Herrn Dr. Schutz-Loschwitz auf einem Folio-Bogen produciert wurde. Das folgende Facsimile (Fig. 8) ist nach der Pause angelegt, da die Photographie das Original zu schwach zeigte; dieses ist nämlich

Fig. 8.

mit Bleistift geschrieben und entbehrt des stärkeren Druckes; die Unsicherheiten entstanden bei dem Durchzeichnen. Die mangelnde Augenkontrolle wird durch die Auslassungen des „i" von „mit" und des u-Haken und eines Grundstriches von „euch" bewiesen; charakteristisch ist hierfür auch die geringe Trennung zwischen „Gott — mit" und der grosse Zwischenraum von „mit" nach „euch". Im übrigen ist die Schriftunsicherheit nicht so gross wie bei den beiden vorigen Geisterschriften, wahrscheinlich infolge des kurzen Textes und des grossen Papierformates; vielleicht wirkten auch die Unterlage und die freiere Beweglichkeit der Hand günstig ein, denn dieses Dokument entstand auf, nicht unter dem Tische Die Grösse, die Weite und steigende Zeilenrichtung der Schrift, sowie die rechtsschräge Lage der Langbuchstaben „G", „tt" und „h" sprechen für rechthändiges, zwangloses und schnelles Schreiben; die vermuteten speciellen Symptome hierfür sind weder an der Photographie noch an der Pause zu erkennen. Die Form der Schriftzeichen (besonders das „G" und das kleine „e" des Anredepronomen „euch") sprechen für geringe Bildung der schreibenden Intelligenz.

Nr. 4. „Enzio-Schrift." (Figur 9.) — Ein unlinierter Zettel vom Format 7/8 cm, in deutschen Lettern am 14. März 1899 in Breslau beschrieben mit den einzeln unter einander gesetzten Worten: „Grmss Gott leber Frend". Die Entstehung dieser Geisterschrift hat Dr. Bohn bereits beschrieben.

Die genaue Angabe der äusseren Umstände ihrer Entstehung macht diese Geisterschrift besonders wertvoll und interessant, denn in ihr treten durchaus die gleichen Eigentümlichkeiten der Schrift auf, wie bei den übrigen Dokumenten dieser Gruppe, für welche bereits Entstehung ohne Augenkontrolle nachgewiesen wurde; während aber die lückenhafte Entstehungsgeschichte der früheren Dokumente nichts über die Persönlichkeit der schreibenden Intelligenz mitteilte, erfahren wir bei dieser Geisterschrift, dass Dr Bohn's verstorbener „Freund Enzio" ihr Urheber sei. Nun finden sich aber — ausser den schon erwähnten Symptomen — u. a. noch hier folgende wesentliche Schriftformen-Uebereinstimmungen mit den früheren Geisterschriften:

Fig. 9

a) Das „r" ohne Basishaken kommt ähnlich in Fig. 6 bei „Meister" vor.

b) Das „G" mit grosser oben geöffneter Anfangsschleife zeigt sich auch in Fig. 8 bei „Gott."

c) Das doppelte „tt" entbehrt ebenso der Basis-Haken wie in Fig. 8 bei „Gott."

d) Die Basis-Schleife der „F" ist in gleicher Weise schmal, länglich und mit Tendenz zur Schliessung gebildet, wie in Fig. 7.

Charakteristische Eigentümlichkeiten der Geisterschrift „Enzio" kommen also bereits in drei anderen verschiedenen Geisterschriften desselben Mediums vor, welche mehrere Jahre früher entstanden sind, d. h. zu einer Zeit, wo Frau Rothe überhaupt noch nicht dem „Geiste Enzio" als Schreibmedium dienen konnte, denn Enzio starb erst am 14. März 1899. — „Wunderbar, fürwahr höchst wunderbar!"

Nr. 5. (Fig. 10). — Ein Fascimile mit dem Text: „Gruss Gott ihr Lieben," (Fig. 10.) Die Entstehung des Originals am 17. März 1899 hat Dr. Bohn bereits beschrieben.



Fig. 10.

Die Annahme, dass Frau Rothe die „Geisterschrift" während ihrer Gebetslektüre anfertigte, scheint uns am wahrscheinlichsten, und zwar that sie dies vielleicht in zwei Absätzen; zuerst wurde möglichst schnell „Grüss Gott ihr" geschrieben und darauf nach einer Pause das Wort „Lieben" hinzugefügt Für diese Annahme sprechen die Verschiedenheiten von Grösse und Schriftlage, sowie der bedeutende Abstand zwischen „ihr" und „Lieben" Bei dem letzten Worte ist die Beweglichkeit der Hand bedeutend mehr gehemmt, als bei den ersten drei Worten, welche vielleicht nicht völlig ohne Augenkontrolle, jedoch in grosser Eile entstanden; aus dieser würde sich dann auch das Fehlen der Uebersetzungszeichen erklären. Irgend welche Verstellungsabsicht zeigt sich nicht; die steilere Lage der Minuskel-Grundstriche des ersten Wortes darf schwerlich als Beweis hierfür angesehen werden, da die Anfangsmajuskel „G" etwas weniger steil ist, während gerade sie bei bestehender Absicht besonders steil hätte werden müssen. Durch die teilweise Verschiedenheit der Entstehungsumstände erhielt diese Geisterschrift zwar einige Differenzen (Lage, Grösse und Anordnung der Worte) gegenüber dem vorigen Dokument; die Gestaltung der Schriftformen zeigt aber im übrigen die gleichen Eigentümlichkeiten (vgl. z. B. das Wort „Gott" mit dem gleichlautenden von Fig. 9); interessant ist die Schreibung der Anrede-Pronomen „ihr" mit kleinem Anfangsbuchstaben; die schreibende „Intelligenz" einer bereits besprochenen Geisterschrift (Fig. 8) aus dem Jahre 1894 zeigte ebenfalls diese wenig gebildete Gewohnheit und schrieb „euch"!

Nr. 6. (Figur 11). — Copie einer Geisterschrift aus Zürich, am 11. August 1901 in einem Receptbuch produciert. Die Entzifferung des Textes ist unsicher; vielleicht soll dieses bestimmt ohne Augenkontrolle entstandene Geschreibsel heissen:

Es grüsst dich
deine

Mutter
von
Gott

Das Blatt hat ein Format von $7^{1}/_{2}/13^{1}/_{2}$ cm, ist eng liniert und zeigt oben fünf Zeilen gedruckten Text; die schreibende Intelligenz hat hierauf jedoch gar keine Rücksicht genommen und schreibt das erste Wort „Es" quer durch jenen gedruckten Text; die übrigen Worte durchqueren in sinkender Zeilenrichtung die folgende Lineatur des Blattes ähnlich wie frühere Geisterschriften (Fig. 6 und 7). Der auffallend breiter werdende linke Rand spricht für rechtshändiges Schreiben. Von den Schriftzeichen fallen besonders „M" und „G" auf (Fig. 11) durch ihre Aehnlichkeiten mit den gleichen Buchstaben der Figuren 6—10.



Fig. 11.

III. Abteilung. -- Sechs Schriftstücke.

„Auf rätselhafte Weise erscheint in der Sitzung ein leeres Papier. Nach einiger Zeit ist es — scheinbar ohne Zuthun der Rothe — mit Geisterschrift bedeckt."

Nr. 1 Kirchberger'sche Geisterschrift. (Figur 12–16) Ein Notizbuch mit blauem Umschlag, Oktav-Format $10^{1}/_{2}/16^{1}/_{2}$, welches am 5. Dez. 1898 bei Herrn Kirchberger von Frau Rothe apportiert wurde. Das Büchlein besteht aus 22 Seiten mit blauer Drucklineatur, Seite 23, 24 sind hinten herausgeschnitten; Seite 1 bis 14 zeigen Bleistiftschrift in deutschen Lettern von sehr linksschräger Lage und kurvenreicher Beweglichkeit. Der Schreiber ist unbekannt. Die Wiedergabe des Textes erfolgt in der Zeilentrennung des Originals; mangelhafte Schriftzeichen wurden Cursiv gesetzt; Schriftzeichen mit Korrekturen, wie sie z. B. der u-Hacken des Wortes „euch" (Fig. 12) zeigt, wurden in fetter Cursive wiedergegeben; unleserliche Schriftzeichen sind durch Fragezeichen gekennzeichnet.



Fig. 12.

Seite:	Zeile:		Seite:	Zeile:		Seite:	Zeile:	
1.	1.	Grüß euch Gott		10.	Freunde ***i***n der	4.	19.	Wer sollte nicht den
	2.	***i***hr lieben Freunde		11.	Ewigkeit denkt		20.	b***i***tteren Schmerz |
	3.	Der Erde!		12.	heute ihr mit		21.	verstehn Von
	4.	Der theuern	3.	13.	stiller Traurigkeit		22.	edlen Menschen
	5.	Häupter, die zu*r*		14.	Wem ruthe nicht		23.	sich getrennt *zu*
	6.	ewigen Frieden		15.	im frie*d*lich stillen		24.	sehn?
2.	7.	Von eure Brust		16.	Grabe So mancher	5.	25.	O fragt den
	8.	aus eurer Mitte		17.	Fr*eu*nddesHimmels		26.	|Jüngling,
	9.	schieden, Der seligen		18.	schönste Gabe		27.	dessen Herz

Seite:	Zeile:	
	28.	voll Wonne
	29.	Erst schlug
	30.	wenn er geblickt.
6.	31.	zur Zukunft
	32.	Sonne Er
	33.	wird euch zeigen
	34.	ein geliebtes
	35.	Lan / Bil d das
	36.	treu unnd rein
	37.	doch schmerzzlich
	38.	ich erfüllt
7.	39.	Ja fragt den
	40.	Mann mit
	41.	gramgebeugten
	42.	Haupte Dem
	43.	früh der Tod die
	44.	theuere Gattin
8.	45.	raubte Er ruft

Seite:	Zeile:	
	46.	euch zu mit
	47.	thränen feuchten
	48.	Blick, Trug
	49.	und verganglich
	50.	ist der Erde
9.	51.	Glück
	52.	Und fragt den
	53.	Greis am seine
	54.	Pilgerstabe Den
	55	müden Wall
	56.	er
10.	57.	mach dem
	58.	späten Grabe
	59.	Er zeigt
	60	hinauf
	61	zum lichtumstrahltem
	62	Höhen
11.	63.	Dort werd
	64.	ich euch o

Seite:	Zeile.	
	65.	Theuren!
	66.	wiedersehn!
12.	67.	Ja Ältern
	68.	Kinder Freude
	69.	Schwestern
	70.	Brüder
13.	71.	Ein Vaterhaus
	72.	vereint uns
	73.	alle unsber
14.	74	Drum lieben
	75.	Freunde
	76.	erhebet froh dem
15.	77.	Blick Der
	78.	Himmel
	79.	giebt was er
	80.	Dir nahm,
	81.	zurück
	82.	Kl ? ?

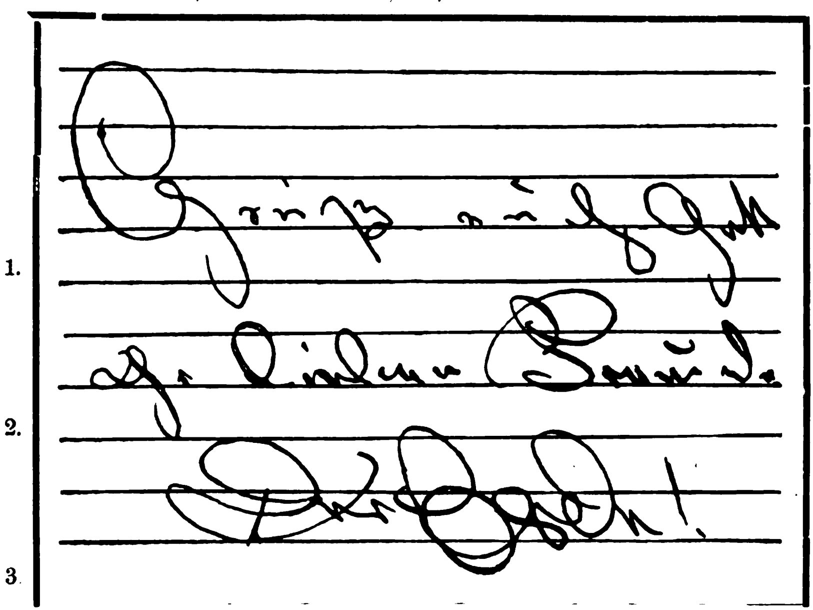


Fig. 13.

Neben der sehr schrägen Linkslage und der schleifen-, bezw. schnörkelreichen Beweglichkeit sind Grösse und Weite die auffallendsten graphischen Eigentümlichkeiten dieses „Geisterapportes", bei dessen Vorbereitung die wenig gebildete „schreibende Intelligenz" ziemlich eilig, jedoch nicht ohne Bewusstsein und Ueberlegung ihre erbaulichen Verse niederschrieb. Die drei ersten Zeilen mögen zur allgemeinen Illustrierung hierfür und für das Folgende dienen. (Fig. 13.)

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Wesen und Ausdrucksformen der Grausamkeit.

Vom **Cavaliere Baselli di Stellamonte.**

(Fortsetzung.)

Vergegenwärtigen wir uns die Uranfänge des sinnlichen Triebes, wo Gier und Liebe noch Eines war — und es wird uns nicht mehr Wunder nehmen, dass Grausamkeit mit der elementaren sinnlichen Lust so eng verquickt ist. Erfahren wir doch täglich, wie rasch sich die auf sinnliches Verlangen gegründete Zuneigung in den grausamsten Hass umsetzt, wenn die Eifersucht erwacht und der ausschliessliche Besitz gefährdet erscheint. In abgeschwächter Form wird thatsächlich in jeder Ehe, unter mancherlei Masken und Verkleidungen, die uralte Fehde der Geschlechter ausgefochten mit anderen Mitteln und anderen Waffen nur, die mehr raffinirt, doch nicht minder grausam sind.

Beim Erlöschen des sexuellen Vermögens begegnen wir häufig einer Umwandlung dieses Triebes in den schmutzigsten Geiz, der eine perverse Form des Willens zur Macht repräsentirt. In zwei Fürsten, Ludwig XI. und Iwan dem Schrecklichen, die was Grausamkeit und Wollust betrifft, mit einander wetteifern, ist diese Umwandlung in aussergewöhnlicher Weise zu beobachten. Sie sehen einander auch in ihrer stark abergläubisch gefärbten Bigotterie ähnlich, geben also eine prächtige Illustration zum oben angeführten Ausspruche von Novalis.

Grausamkeit und Religiosität. Fassen wir nunmehr die Religion genauer ins Auge und gehen wir zu diesem Behufe gleichfalls auf die Uranfänge religiösen Empfindens zurück. In ihrem primitiven Stadium ist Religion Gebundenheit, dumpfe Scheu, Angst vor unheimlichen und unberechenbaren Naturkräften. Als Donner und Blitz, als Erdbeben und Ueberschwemmung, als Frost und Sonnenbrand sah man diese Gewalten Unheil und Vernichtung bringend auftreten. Jede Krankheit ward dem Einflusse böser Dämonen zugeschrieben: wer eines plötzlichen Todes verblich, den hatten die Pfeile des zürnenden Sonnengottes dahingerafft. So Pest als Hungersnoth kam vom Zorne der Ueber- oder Unterirdischen. Die Gier dieser grausamen Dämonen galt es zu stillen durch blutige Opfer. Wer Schonung geniessen und sich seines Daseins erfreuen wollte, der musste sich gleichsam loskaufen durch das Kostbarste, d. h. durch Menschenblut. Nur ein Symbol dieser furchtbaren Genugthuung war das mit der Sitte eintretende Tieropfer. Schaurige Lust und wonnige Sicherheit musste das Herz der Opfernden erfüllen, zumal selten Stammesgenossen, sondern Kriegsgefangene und Feinde dem Mordstahle bluteten. Dieser Kultakt, von der Tradition geboten

und geheiligt, lieh der Grausamkeit religiöse Weihe; er gesellte ihrer Bethätigung die zwiefache Genugthuung der Rachsucht und der Herrschgelüste.

Wo nun der Priester, wo späterhin eine ganze Priesterkaste zur Herrschaft gelangte, da musste sie in ihrem System diese Triebfedern besonders ausbilden. Unerbittlich durfte und musste schon der Priester sein, insofern in seinen Satzungen, seinen Beschlüssen, die Willensmeinung des durch ihn vertretenen, harten Gottes in die Erscheinung trat. Wie der Jahve des alten Testaments unverkennbar noch die Züge des Moloch trägt, so liessen auch seine Propheten unbedenklich fressendes Feuer vom Himmel herab auf ihre Feinde regnen. Grausame Rachsucht ist also ein Lebensprinzip des Nationalgottes, mithin Grundton der Religiosität, die ihrerseits wieder bestimmend auf Regierungsformen und Praxis der Kriegführung einwirkten. Was Luther in seiner Bibelübertragung, um Jehovahs Ansehen keinen Abbruch zu thun, mit „verbannen" übersetzt, wo es sich um die Einnahme besiegter Städte handelte, besagt einfach: „Niedermetzlung der ganzen, dem Jahve, d. h. dem Lebens- und Machtwillen Israels widerstrebenden Bevölkerung."

Wir wissen ebenfalls, wie stark die Furcht vor der Rache und dem Neide der Götter das gesammte Vorstellungsleben der Griechen beeinflusst hat.

Im Christenthume selbst, der Religion der Milde und Menschenliebe hat der zur Herrschaft gelangte Katholicismus vornehmlich die Gestalt des strafenden Gottes ausgebildet. Auf Raphaels Disputa sehen wir ihn in den Wolken thronend, als unerbittlich strengen Weltenrichter, zu dem sich die Jungfrau neigt, Fürsprach einzulegen für die armen Sünder. Ein Gott, der unendliche Strafe setzt für Vergehen, die begangen sind in einem endlichen, unfreien, durch ihn bedingten Dasein — was wäre dies anders als Verkörperung einer auf Ewigkeit Anspruch erhebenden Grausamkeit. Nur durch den Glauben an diese furchtbare Macht, durch zitternde Unterwerfung unter sie können wir der Verdammnis entrinnen.

Darf es uns Wunder nehmen, wenn in Begleitung dieser Lehre grausamste Ausübungen angetroffen werden?

„Wer nicht für mich ist, der ist wider mich", ein Christenwort, das jede Grausamkeit heilig spricht, sofern sie nur der Verbreitung des Glaubens dient. „Zur höheren Ehre Gottes" flammten die Scheiterhaufen der Inquisition und der Hexenprozesse. Um das Panier des Kreuzes aufzupflanzen, vertilgten die spanischen Conquistadoren, ein Pizarro, ein Cortez, ganze hochkultivirte Völkerschaften, eine blühende, vielgestaltige Kultur vom Erdboden.

Aus Glaubenszwist verwüstete ein dreissigjähriger Krieg das unglückliche Deutschland uud legte auf Jahrhunderte Deutschlands Weltmacht darnieder. Die Vertreibung der Mauren und Juden entvölkerte Spanien und machte die natürlichen Hilfsquellen dieses reichen Landes allmählich versiechen. Um der reinen Lehre willen geschah in Frankreich eine Bartholomäus-Nacht, ein Edikt von Nantes.

Von dieser Grausamkeit nur eine besondere Form ist die Unduldsamkeit des theokratischen Hochmuts und eine ihrer düstersten Bekundungen vielleicht die Prädestinationslehre, die der finstre Calvin seiner Priesterstadt Genf auferlegte. Ihm gelang, was Savonarola vergebens erstrebte und Servets Scheiterhaufen erwies die grausame Unduldsamkeit des Priesterregiments, wo es immer eines anderen Bekenntnisses Herr wird.

Ein charakteristischer Zug des Christentums, der bedeutsame Folgen hat, ist der Ausschluss von Pflanze und Tier aus der Heilslehre. „Non è cristiano" rechtfertigt sich der italienische Eselstreiber, wenn er das überbürdete Tier blut-

rünstig schlägt. Die Stiergefechte, die Hahnen- und Wachtelkämpfe sind aus dem gleichen Gefühl der Nicht-Solidarität geboren.

Nietzsches Scharfblick hat auch in der religiösen Selbstgerechtigkeit des Pharisäers das Element von Grausamkeit und Rachsucht nachgewiesen, das darin verborgen steckt: „Und wenn sie sagen: ich bin gerecht, so klingt das immer wie: ich bin gerächt. Mit ihren Tugenden wollen sie Anderen die Augen auskratzen. Sie erheben sich nur, um Andere zu erniedrigen.“ Nichts grausamer, nichts unerbittlicher in Verdammungsurtheilen als alternde Betschwestern, die genug Stoff zur Busse gesammelt, um den Segen der Sünde an sich selbst zu erfahren. Beim Eintritt in die Jahre, die ihnen nicht und den Männern noch minder gefallen, pflegt sich bei Frauen, die in der Jugend eifrig dem Dienste der Venus fröhnten, ein Umschwung zur Frömmelei zu vollziehen. Sie wandeln alsdann die grosse Heerstrasse, die von Babylon nach Jerusalem führt. In allen Sprachen hat der Volkswitz diese Umwandlung spöttisch beleuchtet. Grimms Sprüchwörtersammlung verzeichnet: Junge H...., alte Betschwestern, französisch: Jeune cocotte, vieille bigotte. — Und das ist nicht zu verwundern. Das real nicht mehr zu befriedigende Bedürfnis sucht sich einen supranaturalistischen Ausweg. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage hat die römische Kirche den Beichtvater eingesetzt. Findet doch gerade in der bussfertigen Selbstbespiegelung die in ihrer Entfaltung geschmälerte Eitelkeit des Weibes neuen Spielraum und neue Befriedigung. Das verkürzte Weib erscheint sich wieder interessant in dem dramatischen Wechsel von Selbstanklage, Reue, Demüthigung und Absolution. Es liegt eine feine Sinnlichkeit darin. Aber unter der Miene dieser Andacht pflegt sich zugleich wüthender Neid und grausame Rachsucht gegen die jüngeren Mitschwestern zu bergen, die sich noch weltlicher Genüsse freuen können.

Auf die Verkappung der drei einander verwandten Triebe, Grausamkeit, Wollust und Herrschsucht, in der Askese hat Nietzsche ebenfalls hingewiesen und diese subtilste Form der Grausamkeit in scharfsinniger Analyse auseineinandergesetzt.

Die Selbstvergewaltigung des Individuums in freiwilliger Entbehrung und Kasteiung schafft um so auserlesenere, weil seltenere Wollust. Hier erhebt sich der menschliche Hochmuth über das Zittern der erbärmlichen Carcasse humaine und weidet zugleich seine Eitelkeit am Staunen der bewundernden Menge.

Diese feinste Ausprägung der Grausamkeit offenbart sich uns bei Betrachtung des Lebens von Heiligen und Asketen, bei Zergliederung der Motive, die ihre Handlungsweise bestimmen.

Der Wille zur Macht, so argumentirt Nietzsche, durch das Christenthum des Zieles ausser sich beraubt, richtet sich gegen das eigne Ich, das sich verdoppelt. Der stärkere Teil vergewaltigt den schwächeren. Wo man nicht anders herrschen kann, will man zumindest seines widerspenstigen Fleisches Herr werden.

Nicht selten mag es geschehen, dass aus der Demut und Kasteiung die Flamme des Hochmutes und die Glut der unbefriedigten Wollust emporlodert.

Zimmermanns[1]) mit Unrecht der Vergessenheit anheimgefallene „Geschichte der Einsamkeit“ lässt uns einen erschreckenden Einblick thun in die bewegte Innenwelt dieser mystischen Weltflüchtlinge. Wie sie das erdrückende Gleichmass ihrer Tage belebten mit diesen endlosen Kämpfen im Wechselspiel

[1]) Berühmter Arzt. Zeitgenosse von Goethe und Lavater.

der Siege und Niederlagen, der himmlischen und teuflischen Erscheinungen, das wird uns dort auf das Lebendigste geschildert. Ihre Apotheose aber hat die Selbstpeinigung in der freiwillig auferlegten Busse allerdings lange vor der christlichen Aera im alten Indien erfahren. Hier steigert sich die Busse zu einer Gewalt, die Welten aus den Angeln hebt und Götter zittern macht. Durch Busse, die den Schatz der guten Werke mehrt, durch Ueberwindung des Sinnenreizes zwingt der Mensch die Himmlischen, ihm zu dienen. Der sich aus Rachebedürfnis zum Brahmanen emporbüssende König Visaamitra bringt durch die Jahrtausende dauernde Askese das ganze Weltgebäude ins Wanken, sodass die Wesen zum Brahma flüchten und klagen. „Zerrüttet sind die Räume, die Meeresfluthen brausen wild auf, der Erdkreis zittert, die Berge wanken, der Sonne ist ihr Licht geraubt durch den Glanz, der von dem Büsser ausgeht. Rette des Gottes Reich, o Brahma!" Hier gewinnt die Wonne der Selbstpeinigung übermenschliche Dimensionen und das Selbstbewusstsein dessen, der Herr geworden über sein Erdenteil, indem er Sinnlichkeit und Sinnenglück mit Füssen tritt, wächst ins Unermessne. Niemals wieder hat sich der Wille zur Macht und die Illusion der Machtvollkommenheit zu solch schwindelnder Höhe verstiegen.

Die Grausamkeit im Rechtsgefühl der Zeiten. Welche Früchte hat die Idee der Gerechtigkeit gezeitigt? Die ganze Gerichtsbarkeit des Orients, des klassischen Alterthums und des Mittelalters dünkt unserem Empfinden nicht von der Gerechtigkeit, sondern von der Grausamkeit beseelt.[1]) Vom Kreuzestode und der Marter am Pfahle, den Systemen der Tortur in China, den mit Blut verzeichneten Gesetzen eines Drako bis zu den Gepflogenheiten der Folter im Mittelalter, dem Mallus Maleficorum, dem Hexenhammer, dem Spiessruthenlaufen, was noch unter Friedrich dem Grossen im Schwange war, zieht sich eine blutige Spur durch die Geschichte der Menschheit. Auf zwei Motive pflegt man diese Unbarmherzigkeit zurückzuführen: die Strafe soll dem Bedürfniss einer Wiederherstellung des gebeugten Rechtes genügen und durch das Entsetzen, das sie einflösst, von neuen Verbrechen abschrecken. Aber wer könnte verkennen, dass hier die Grausamkeit eine gleichsam berechtigte Gelegenheit zu ihrer Befriedigung wahrnimmt!

Fern der Heimath erwächst der Grausamkeit eine neue Form im »Tropenkoller«. Leute, deren Temperament im Vaterlande sich nicht ungestraft hätte ausleben können, Eroberernaturen, wie Stanley und Karl Peters, können sich dort in Herrschsucht, Grausamkeit und Wollust rücksichtslos gehen lassen. Das Bewusstsein einer überlegenen Rasse anzugehören, wird der Befriedigung solcher Bedürfnisse dort noch ganz besonders günstig sein.

(Fortsetzung folgt.)



[1]) Je lebendiger sich das Rechtsgefühl im modernen Menschen gestaltet, um so kräftiger ausgeprägt in ihm ist auch, neben der Lichtseite, die Grausamkeit als Mittel zum Zweck. Von sechs edlen Persönlichkeiten, an die ich eine Gewissensfrage ergehen liess, wäre eine jede — wenn im Besitz der Macht dazu — gewillt gewesen, sämtliche Engländer in Südafrika zu tödten, falls damit den Buren Freiheit und Selbstregierung gewonnen würde.

Mitteilungen.

Litteratur.

Crépieux-Jamin, Handschrift und Charakter. Unter Mitarbeit von Hertha Merckle in autorisierter Uebersetzung nach der vierten französischen Auflage herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Hans H. Busse. Mit 232 Handschriften-Proben (Leipzig, List, 1902. 568 Seiten. M. 8.–, geb. M. 10.–).

An der Spitze der deutschen graphologischen Litteratur stehen die bekannten selbständigen Werke Preyers, Busses und G. Meyers, die sich zum gehaltreichsten Compendium der Graphologie, einander ergänzend und erläuternd zusammenschliessen, dessen sich gegenwärtig eine Litteratur überhaupt rühmen darf. Während so in Deutschland die graphologische Weiterentwicklung durch mehrere berufene Geister gefördert wurde, hat in Frankreich, dem Geburtslande der Graphologie, seltsamerweise schon seit mehr als 15 Jahren ein Einziger: Crépieux-Jamin, die Führerrolle übernommen.

Crépieux-Jamin begann seine graphologisch-litterarische Thätigkeit im Jahre 1885 mit dem mehr populären »Traité pratique« (gegenwärtig 7. Aufl.), der gerade durch seine fassliche und anregende Darstellungsweise ausser in Dänemark auch in Deutschland durch Krauss-Busses Uebersetzung (4. Aufl. 1898 unter dem Titel: »Praktisches Lehrbuch der Graphologie«, Leipzig, List) bekannter geworden ist.

Neben seiner beruflichen Wirksamkeit als médecin-chirurgien dentiste entfaltete er bald eine äusserst regsame propagandistische graphologische Thätigkeit (Zeitschriftenaufsätze, besonders in »La Graphologie« und »L'Écriture«) und war gelegentlich auch als Schreibsachverständiger (u. a. im Dreyfuss-Process) thätig; sein Hauptaugenmerk richtete sich jedoch stets auf den Ausbau und die wissenschaftliche Vertiefung seines graphologischen Systems.

Bereits 2 Jahre nach dem Erscheinen der 1. Auflage seines »Traité« erschien sein Hauptwerk unter dem Titel: »L'Écriture et le Caractère« (1887) und seitdem sind innerhalb 10 Jahren vier stets verbesserte und erweiterte Auflagen in Frankreich abgesetzt worden.

In Folgendem soll in grossen Zügen eine orientirende Uebersicht des Inhalts gegeben werden.

Vor einigen Jahren schon versprach uns Busse die Verdeutschung dieses französischen Graphologiewerkes. Wie er im Vorwort der vorliegenden Uebersetzung mitteilt, rückte die Uebersetzung jedoch erst dann schneller vorwärts, nachdem in Frl. Hertha Merckle eine gewandte und zugleich graphologisch geschulte Mitarbeiterin gefunden war.

Einleitend würdigt Busse kurz das Wirken Crépieux-Jamins. Die Verdienste desselben für die Graphologie liegen vor Allem in der Heranziehung psycho-physiologischer Forschungsergebnisse zur Erklärung der zwischen Handschrift und Psyche bestehenden Beziehungen, in der entschiedenen Ablehnung der Michonschen Theorie vom »signe fixe« und »signe négatif«, in der erweiterten Anwendung des graphologischen Experiments und endlich noch in dem Versuch einer systematischen Anordnung handschriftlicher Symptome nach neuen Principien. Seine anregende Darstellung, die Leichtigkeit mit durchweg umfassender Gründlichkeit geschickt verbindet, sichert seinen Werken eine ausgedehnte, auch internationale Verbreitung.

Manche Schwierigkeit bot die sachlichrichtige Wiedergabe des französischen Originals; bezeichnend für ihre sorgsam feinfühlige Art ist, dass vermeintliche Differenzen und vermutete Irrtümer nicht unterdrückt oder verbessert, sondern in einen Bemerkungs-Anhang verwiesen wurden. Der Gesamtstoff verteilt sich auf 21 Kapitel (500 Seiten), denen Busse noch 24 Seiten Anmerkungen beigegeben hat, und ist reich mit Handschriftenproben illustriert. Völlig neu ist ein von Frau Maria van Pointner zusammengestelltes, im französischen Original nicht enthaltenes Eigenschaftenverzeichnis, das die Benützung des Werkes für den Praktiker wesentlich erleichtert.

Crépieux-Jamin beginnt im I. Kapitel mit einer ausführlichen, durch längere Citate aus den Werken der graphologischen Pioniere anregend und interessant gehaltenen Darstellung der vorgeschichtlichen Entwicklung der Handschriftendeutungsbestrebungen. Hier erfahren wir u. a. wie erstaunlich richtig schon Baldo (1622) das Wesen der Handschrift als eines charakterologischen Diagnostikons erfasst hat und wie ungemein zweckmässig seine »graphologische« Materialforderung damals bereits war: »Nicht alles Geschriebene ist gleichmässig geeignet, den Character daraus zu erkennen. — —« »Der Brief alleine und zwar der vertrauliche Brief ist die Enthüllungsurkunde ersten Ranges«. Suetonius wird auch hier als ältester Handschriften-Deuter

vorgeführt, obwohl seiner nur beschreibenden Aeusserung über des Kaisers Augustus Schrift kein graphologischer Wert beizulegen ist. Suetonius macht nämlich nicht den Versuch, die bemerkten handschriftlichen Eigentümlichkeiten mit irgend einer Charakterseite des Schreibers in Zusammenhang zu bringen[1]).

Somit wird wohl oder übel, trotz Preyer, Varinard und auch Langenbruch, dem von Crépieux-Jamin mit Stillschweigen übergangenen Lombroso, schliesslich Recht zu geben sein, der für Italien das Verdienst, die Wiege der Handschriftendeutungsbestrebungen gewesen zu sein, in Anspruch nimmt[2]). Ein Fehler, der besonders und wohl zuerst in deutschen Geschichtsdarstellungen der Handschriftendeutungskunde hartnäckig wiederkehrt und auf den Busse schon vor 7 Jahren aufmerksam machte[3]) ist auch nach Frankreich gedrungen: Goethes bekannter Brief an den Rentamtmann und Autographensammler Preussker vom 3. April 1820 soll durchaus an Lavater geschrieben worden sein, obwohl dieser schon seit 1801 tot war! Eine andere, ähnliche Thatsachenverschiebung zeigt die ehemals auch von Preyer geteilte Ansicht, Lavater sei von Goethe zur Handschriftenbeobachtung angeregt worden, während in Wirklichkeit Lavater, wie Busse in neuester Zeit nachgewiesen hat[4]), sich schon 1772 mit den Eigentümlichkeiten der Handschriften beschäftigte und den jungen Goethe erst 2 Jahre später kennen lernte. Weiter werden die Handschriftendeutungsbestrebungen Moreau de la Sarthes und Hocquarts erörtert, welch' letzterer nach den eigenen Forschungen Crépieux-Jamins der Verfasser des 1812 anonym erschienenen Werkes »L'art de juger du caractère des hommes sur leur écriture« ist. Von ihm bis zu den uns besonders interessierenden Arbeiten des Leipziger Handschriftendeutungs-Künstlers Henze zieht eine Reihe mehr oder weniger bedeutungsvoller Namen am Auge des Lesers vorüber, unter denen der Humboldts wohl darum nicht erwähnt ist, weil sich leider bis jetzt nicht feststellen liess, auf welchen der beiden Brüder die in den »Mémoires du comte Horace de Vieil Castel sur la règne de Napoléon III.« (Paris. 4. éd. 1883) befindliche Stelle zu beziehen ist. Ueber Henzes intuitive Art und seine bilder- und citatenreiche Briefkastenurteile werden sehr amüsante Stückchen erzählt, seine ausführlicheren, auch charakterologisch bestimmter gehaltenen brieflichen Urteile, die er auf Grund eines etwa 70 Fragen umfassenden Fragebogens abgab, dürften Crépieux-Jamin nicht bekannt geworden sein. So erscheint Henze bei Crépieux-Jamin zwar in seiner geistreichen Art, aber in doch zu faschingsmässigem Costüm, in gar zu wenig ernstem Lichte. Nun folgen Delestre, Desbarrolles, Flandrin und endlich dessen scharfblickender, zäh-beharrlicher Schüler Michon, der nun zum ersten Male mit unermüdlicher Ausdauer die Handschriftendeutungskunde in systematischer Weise zu bearbeiten beginnt, auch als Erster den Terminus »Graphologie« für sie in Anwendung bringt. Vielleicht wäre hier inbezug auf diese, den Inhalt des jungen Forschungsgebietes durchaus ungenügend und einseitig wiedergebende Bezeichnung, die oft zu Missverständnissen führt, eine etymologisch-kritische Bemerkung am Platze gewesen.

Das nächste (2.) Kapitel ist den »Grundlagen der Graphologie« gewidmet. Ausgehend von der Widerlegung der am häufigsten gegen die Möglichkeit der Charaktererkenntniss aus der Handschrift vorgebrachten Einwände werden einige physiologische Grundthatsachen der Muskel- und Nervenlehre zum Verständnis der psycho-physiologischen Genese des Schreibacts erläutert. Daran schliesst sich der Versuch principieller Zurückführung handschriftlicher Merkmale auf physiognomisch deutbare Gebärden und Ausdrucksbewegungen. Dass durch Analogieschlüsse dieser Art nicht sämtliche Handschrifteneigentümlichkeiten erklärbar und deutbar sind, haben die Arbeiten Preyers[5]), Klages'[6]) G. Meyers[7]) und Wolfskehls[8]) bewiesen. Sämmtliche Zeichen der Handschrift sollen acht Grundcharakterzügen entsprechen. Die an erster Stelle genannten Zeichen für überlegenen und untergeordneten Geisteszustand pflegen deutscherseits sehr mit Vorsicht behandelt zu werden, da hier allgemein die Ansicht herrscht, dass wenigstens vorläufig die intellectuelle Entwickelungshöhe aus Handschrifteneigentümlichkeiten nicht erschlossen werden kann.

Nicht alle Handschriften sind graphologisch verwertbar und die zu deutenden müssen gewissen Forderungen genügen: die Schrift muss

[1]) Vgl. hierzu auch Schunter, Zur Geschichte der Graphologie, „Berichte" 1898. S. 111.

[2]) Lombroso-Brendel, Handbuch der Graphologie, Leipzig, Reclam. S. 5.

[3]) Busse, Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft. 1895. München, Schüler, S. 40.

[4]) Gr. Monatshefte 1901. S. 32 ff.

[5]) „Psychol. d. Schreibens".

[6]) „Ueber Handschrift und Raumgefühl" in den „Graphologischen Monatsheften" 1901 S. 18.

[7]) „Graphisch fixierte Ausdrucks-Bewegungen" und „Experimentelles über Ausdruck- und Schreibbewegungen" in den „Graphologischen Monatsheften" Jahrg. 1899.

[8]) „Ueber ein neues graphologisches Erklärungsprincip". Graphologische Monatshefte". Jahrg. 1901. S. 1.



die »natürliche« fliessende sein, wonach die Auswahl unter den Schriftstücken zu treffen ist. Von sonstigen objectiven Erfordernissen nennt Crépieux-Jamin die Verwendung des stets gebrauchten Schreibmaterials, Gesundheit oder Angabe der Krankheit des Schrifturhebers. Vom Urteilenden selbst fordert er Uebung, Beobachtungsgabe und ferner, dass »die Zeichen, deren man sich bedient, nicht erlernt, sondern durch Erfahrungen bestätigt sind«.

Mit Erläuterungen des Begriffs »Graphologisches Zeichen« beginnt das III. Kapitel über die »Zeichen«.

Hand in Hand mit der einführenden, an Beispielen erläuterten Besprechung desselben, geht die psychologische Interpretation, sodass hier unter »Zeichen« nicht allein wie in Deutschland das graphische Symptom, sondern die psychische Prämisse mit zu verstehen ist. Besonders hervorgehoben sei die Besprechung des relativen Wertes graphologischer Zeichen nach Frequenz und Intensität, sowie die Zurückweisung der Michonschen[9]) Meinung: »Ein bestimmtes Zeichen, das fehlt, ergiebt unfehlbar das verneinende, ihm entgegengesetzte Zeichen«.

Ausführlich lernt der Leser nun Crépieux-Jamins selbständiges System der Anordnung graphischer Befunde kennen. Während in Deutschland bisher hauptsächlich nach den zweifellos exakt bestimmteren Factoren des Schreibergebnisses auf Grund der Preyerschen[10]) vier Schriftzeichen-Elemente systematisiert wurde, ordnet Crépieux-Jamin die Handschriften-Eigentümlichkeiten nach den begrifflich minder scharfen Factoren der Schreibthätigkeit in 6 Gruppen: Stärke, Gestalt, Ausdehnung, Richtung, Stetigkeit, Ordnung der Schreibbewegungen. Welche Schwierigkeiten das also skizzierte Einteilungs-Verfahren für die Praxis mit sich bringt, erhellt einmal schon daraus, dass Modificationen des Schreibtempos unter gewöhnlichen Umständen genauer nur durch Beobachtung des Schreibactes bestimmbar sind; ferner wenden sich Klassifikationsmerkmale wie »aufgeregte«, »weiche«, »anmutige« Handschrift gar zu sehr an das persönliche Gefühl, was naturgemäss zu Unbestimmtheiten und charakterologischen Verzeichnungen führen kann.

Andrerseits wird es immerhin nicht unmöglich sein, an der Hand typischer Schriftproben das Urteilsvermögen in dieser Richtung zu steigern und einer gewissen Vollkommenheit zuzuführen, die aber immer von der specifischen Befähigung hierzu abhängig bleibt. In diesem Sinne dürfte auch Crépieux-Jamins Meinung von der Graphologie als einer Kunst, die auszuüben nicht Jeder befähigt sei, verständlicher werden. Wir sehen aber zugleich, dass zu dieser Einschränkung kein durch die Sache notwendig gegebener Anlass vorliegt.

Abgesondert von den »Allgemeinen Zeichen« deren 52 aufgezählt, und durch Handschriftenproben belegt werden, ist die Paraphe im Gegensatz zu der bekanntlich in Deutschland seit Preyer[11]) herrschenden Anschauung als besonderes Zeichen besprochen, wobei gewisse typische Formen mit einer zuweilen seltsam bilderreichen Terminologie (Wolfsrachen, Lasso; blitz- und schneckenförmig) erläutert werden.

Von hervorragendem Interesse ist der nun folgende Versuch einer Klassification aller Handschrifteneigentümlichkeiten auf Grund der Crépieux-Jaminschen 6 Schreibbewegungsfactoren.

Lernte der Leser im III. Kapitel die 52 Hauptarten (allgem. Zeichen) ohne Rücksicht auf einen gesetzmässigen Zusammenhang kennen, so findet er nun in der tabellarischen Form jedes der 6 Elemente mit den zugehörigen Hauptarten seines individuellen Vorkommens zusammengestellt, beispielsweise also:

Element	Hauptarten
Ordnung	Klare, ordentliche, unordentliche, verworrene, verzierte Handschrift

Eine zweite Tabelle enthält die Aufzählung der Hauptarten (allgemeinen Zeichen) nebst ihren Haupt- und Nebendeutungen, die ebenfalls in der Reihenfolge der vorangestellten Elemente vorgeführt werden. Hieran schliesst sich in alphabetischer Folge eine Wiederholungsübersicht. Unter den Deutungen, die wir für eine besondere Ausprägung (sog. Art) der »Einfachen Handschrift«, nämlich für die Ersetzung der Majuskeln durch Minuskeln fanden, überraschte uns sehr die von der »deutschen« Interpretation des »Zeichens« stark abweichende französische: Einfachheit, Nachlässigkeit, Unordnung, Faulheit, Heuchelei! Charakterologische Beziehungen zwischen der »deutschen« Deutung Einfachheit (Sachlichkeit, Nüchternheit) und »Nachlässigkeit« bestehen ja immerhin, falls unter Einfachheit zugleich ein allzu geringes Wertlegen auf Aeusserlichkeiten mitgedacht wird, was dann leicht als eine gewisse »Vernachlässigung« der Formen erscheinen mag. Allein für die Deutungen:

[9]) Michon, Méthode de Graphologie, S. 39.

[10]) Von Busse weiter ausgebaut in „Die Handschriften-Deutungs-Kunde". 2. A. §§ 8—61.

[11]) Psychologie des Schreibens. S. 197.

»Unordnung, Faulheit, Heuchelei« wüssten wir keine auch nur einigermassen plausible Begründungsmöglichkeit.

Der Abschnitt über »Experimental-Graphologie« bringt einleitend eine Besprechung der hypnotisch-graphologischen Experimente, die Ferrari, Héricourt und Richet veranstalteten. Die Anregung zu denselben wurde von Bridier in der »Revue philosophique« im Jahre 1886 gegeben. Mit dem »Persönlichkeitswechsel« in der Hypnose sollten entsprechende Veränderungen in den Handschriften parallel laufen. Teilweise liess sich denn dies auch experimentell bestätigen. Immer aber blieben charakteristische Reste der Original-Handschrift zurück. Ja eine Versuchsperson, der die Suggestion, sie sei ein Geizhals, gegeben war, veränderte ihre Handschrift fast garnicht, ausser, dass die Symptome für Sparsamkeit eine schärfere Ausprägung zeigten. Crépieux-Jamin hat nun bei seinen eigenen Experimenten in Anbetracht der Schwierigkeit, welche im allgemeinen die Erlangung einer geeigneten Versuchsperson bietet, die Hypnose völlig bei Seite gelassen und durch Ueberredung zu suggerieren versucht. Einem jungen Mädchen, das die Graphologie nicht einmal dem Namen nach kannte, malte er in lebhaften Farben das Glück eines beträchtlichen Vermögens vor. Während sie von dieser Vorstellung ganz erfüllt war, liess er sie zwei darauf bezügliche Zeilen schreiben, welche dann in der That von den inhaltlich gleichlautenden vor der Suggestion geschriebenen in auffallender Weise abwichen und den vermuteten Stimmungsumschwung aufs Anschaulichste illustrierten. Uebrigens erwiesen sich von mehreren zum Experiment herangezogenen Personen die einen als in höherem, die anderen in geringerem Maasse verwendbar. Mit sehr sensiblen Individuen, die rasch zu schreiben vermochten, gelangen derartige Experimente am besten, weniger gut mit zwar leicht suggestiven, aber des Schnellschreibens nicht mächtigen Personen, da hier die Suggestion vor der Anstrengung, überhaupt schreiben zu müssen, wirkungslos verblasste. — Eine andere Art des graphologischen Experiments wird uns an 19 Beobachtungen erläutert, die Crépieux-Jamin an seiner eigenen Handschrift anstellte. Er schrieb nämlich während verschiedener Temperatur- und Witterungsverhältnisse, während wechselnder Stimmungen und vorübergehender Gesundheitsstörungen, und immer fanden sich Verschiedenheiten zwischen der normalen Handschrift und der Versuchschrift, die sich teils auf die Ausdehnung der Schriftzeichen, auf Strich-Breite, Linien-Richtung, teils auf die Schreibgewandtheit und sichere Coordination bezogen.

Einem der umstrittensten graphologischen Gebiete, den »Resultanten« ist das X. Kapitel gewidmet. Crépieux-Jamin entwickelt hier seinen Grundsatz aus gewonnenen Einzeldeutungen, weitere Eigenschaften durch charakterologische Ueberlegung zu erschliessen. Das Princip der sog. »Intensitäts-Resultante« ist auch in Deutschland anerkannt und Busse formulierte es folgendermaassen: »Je mehr einfache, gleichdeutige Zeichen verschiedener Reihen vorkommen umsomehr ist die gedeutete Eigenschaft eine Haupteigenschaft des Schreibers«[12]). In den wissenschaftlichen Graphologiekreisen Deutschlands ist im übrigen die »Resultanten-Theorie« ihrem weiteren Umfange nach bekanntlich nicht angenommen worden. Ihre Ergebnisse dankt sie sehr oft feinfühliger Intuition, subjectiver Combination und erfahrungsreicher Menschenkenntnis. Hier liegt auch die Grenze zwischen Handschriftendeutungs**kunde** und Handschriftendeutungs**kunst**.

Ebenso ist, wie schon erwähnt, die von Crépieux-Jamin angenommene Erkennbarkeit intellectueller Veranlagungen mit Vorsicht zu behandeln. Eine weit grössere Berechtigung hingegen gebührt den Zeichen für »Bildung«: nur scheint uns bei Crépieux-Jamin dieselbe zu einseitig an einzelne bestimmte Formen gebunden zu sein, was freilich durch seinen eigenen Schluss-Satz wieder aufgehoben wird, welcher Abkürzungen und Vereinfachungen irgendwelcher Art als Zeichen für Geistesbildung betrachtet.

Völlig abweichend von der in Deutschland gebräuchlichen Klassification der seelischen Anlagen ist die Crépieux-Jaminsche nach Verstand, Sittlichkeit und Willen — drei psychologisch ganz unhaltbaren Kategorien. Allein schon der Mangel an allgemein gültigen Sittlichkeitsgesetzen macht eine auf Sittlichkeitsgrade und -Aeusserungen gegründete Einteilung der Charaktere illusorisch. Daher wäre dieser Einteilungs-»Versuch« nach unserer Meinung besser unterblieben.

Vom Willen und seinen handschriftlichen Correlaten handelt das XIV. Kapitel. Aehnlich wie bei Besprechung der Zeichen für Bildung, wird auch hier zum Teil allzu einseitig-zeichendeuterisch auf unbegrenzt variationsfähige Bildungsmöglichkeiten einzelner Schriftzeichen Wert gelegt (t-Querstrich).

Sämmtlichen »Seelenvermögen« sind jeweils am Schluss der Darlegung, unter Aufzählung ihrer Abstufungen und Arten die entsprechenden schriftlichen Symptomencomplexe übersichtlich angefügt, womit vor allem dem Praktiker gedient ist. Als die glücklichste Verein i

---

[12]) „Handschriften-Deutungs-Kunde" § 112.

gung der seelischen Elemente bezeichnet Crépieux-Jamin den »harmonischen Charakter«, in dem sich Verstand sowohl als auch Moral und Willenskraft in gleich hoher Entwicklung zu vollem Ebenmaass und gegenseitiger Förderung zusammenfinden.

Eine überhaupt zum ersten Mal gebotene sehr ausführliche »Monographie über die ungleichmässige Handschrift« schliesst sich hier an. Alle Ungleichmässigkeiten der Ausdehnung, der Richtung, der Stärke und Ordnung samt ihren zahlreichen Modifikationen gelangen hier zur Besprechung. Die psychologische Interpretation aller Ungleichmässigkeiten bezieht sich auf die Empfindlichkeit (Sensibilität) und je grösser die Ungleichmässigkeit einer Handschrift, auf einen um so höheren Sensibilitätsgrad des Schreibers weist sie hin, während umgekehrt eine gleichmässige, d. h. eine Handschrift mit nur wenigen Ungleichmässigkeiten auf ablehnende Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit des Urhebers deutet Für die praktische Benützung dieses Abschnitts ist ebenfalls eine übersichtliche Zusammenstellung aller Ungleichmässigkeitsarten, 44 an Zahl, nebst ihren charakterologischen Entsprechungen beigegeben.

Fast nicht mehr dem Gebiet der Handschriftendeutungskunde im üblichen Sinne, vielmehr der Pathologie und Psychiatrie gehört der Inhalt des Kapitels über die »Handschriften der Kranken« an. Zunächst werden hauptsächlich die durch physiopathologische Einflüsse entstandenen Veränderungen der Handschrift erläutert, die aber durch ihre Uebereinstimmungen unter einander nur höchst selten als diagnostisches Symptom verwertbar sind. Die pathologische Zitterschrift als eines der am meisten typischen Krankheitssymptome für Intoxicationen des Alkohols, Nicotins, Morphiums, Chlorals ist an dieser Stelle nicht erwähnt. Ebenfalls keine Erwähnung finden die Unterbrechungen in den Schriftzeichen-Grundstrichen, wie sie u. a. C. F. Meyers Handschrift so auffällig zeigte.[13]) Hingegen sind einem mühevollen Erklärungsversuch der Unterbrechungen in Nebenrichtungen bei Herz- (und auch Magen-)krankheiten zwei Seiten gewidmet Erlenmeyer hat schon vor mehr als 20 Jahren diesen Ausfall der Schreibbewegung in Haarstrichen, der ein vertical excursierendes Zittern darstellt, einer Innervationsstörung des einen der drei Schreibnerven, nämlich des Nervus radialis zugeschrieben und diese Annahme auch experimentell überzeugend bewahrheitet.[14]) Diese Störungsursache ist demnach ausschliesslich in neuropathologischer Richtung zu suchen und etwaige seelische Affekte (z. B. Aengstlichkeit) brauchen' wie Crépieux Jamin will, zur Erklärung vorerst nicht herangezogen zu werden. Einer ähnlich exacten physiopathologischen Untersuchung bedarf die Entstehungsursache der regellos hinzugefügten Punkte und Strichelchen, die als Symptome für Atmungsbeschwerden gelten.

Von den einesteils neuro- änderntells psychopathologisch begründeten Schriftalterationen handelt der zweite Teil, in welchem wir jedoch die sonst gewohnte klare Uebersichtlichkeit der vorangehenden Ausführungen vermissen. — In bunter Reihe fast, möchten wir sagen, werden hier die Schreibstörungen ohne Rücksicht auf ihre genetische Differenz vorgeführt.

Ausgehend von einer knappen Erklärung der Aphasie, einer Sprachstörung, während welcher der Kranke — ohne sonderliche Intelligenzstörung — im Wesentlichen der Fähigkeit ermangelt, für eine Vorstellung das übliche Wort zu gebrauchen leitet Verfasser über zu der ihr analogen Schreibstörung, der Agraphie, die hauptsächlich in dem Unvermögen besteht, für eine Vorstellung das entsprechende Schriftwort zu finden, und beschreibt sodann näher einen Fall agraphischer Störung, die mit Intelligenzstörung combiniert auftrat. Der Kranke wiederholte hier stereotyp zwar formal richtige, doch sinnfalsche Buchstaben und Silben. Im Gegensatz zu dieser rein central bedingten Repetition gelangen nun Störungen expressiver Art, die grösstenteils durch Anomalien des schreibenden Körperteils bedingt sind, als Schreibkrampf, weiter Schüttellähmung und Veitstanz zur Erläuterung. Gross sollen die Bemühungen der Graphologen gewesen sein, die durch die zahlreichen und mannigfachen Erscheinungen der Hysterie hervorgerufenen Schriftveränderungen zu fixieren; wir müssen gestehen, dass wir derartige Versuche, die Handschrift als Diagnostikon für symptomatologisch so überaus scharf bestimmte nervöse und myopathologische Störungen zu verwenden, in der Praxis für überflüssig halten. An die nun folgende Besprechung der Handschriften psychisch Kranker (Irrsinn, Depressionen, Verfolgungswahn etc.) mit ihren wechselnden Symptomen, die teils diagnostisch brauchbar, teils wertlos, teils analog den »zweifelhaften Seelenzuständen« nur mit Vorsicht verwertbar sind, schliesst sich eine eingehende Darlegung der Paralytiker-Handschrift an. Zu Beginn der »progressiven Paralyse« soll die Handschrift des Kranken als erstes Symptom die formal-falsche Bildung der Schriftzeichen aufweisen (atakt. H.), während im späteren Verlauf bei fortschreitender Intelligenzstörung

[13]) Graph. Monatshefte 1899. S. 133 ff.

[14]) Erlenmeyer, Die Schrift. 1879. Stuttgart, S. 31 ff.

orthographische und grammatikalische Fehler auftreten. Demgegenüber hat Erlenmeyer[15]) in seinem bereits citierten Buche ausdrücklich bemerkt, dass gerade die ausserordentlich frühzeitig auftretenden dysgrammatikalischen und orthographischen Fehler den Beginn der Erkrankung zuerst anzeigen und so eine frühe Diagnose gestatten. Erst im späteren Verlauf der Krankheit compliciert sich die sinnfalsche mit der formalfalschen Schrift (atakt. und Zitterschrift.)

Ueber die Beziehungen zwischen »Kunst und Handschrift« wird der Leser im XVIII. Kapitel unterrichtet.

Als Hauptzeichen künstlerischer Veranlagung stellt Crépieux-Jamin typographische Schriftzeichen, anmutige Curven, geschmackvolles Arrangement des Geschriebenen und weite Ränder hin, während in der Handschrift des producierenden Künstlers noch ausserdem Zeichen für Thätigkeit, Einbildungskraft und Sensibilität zu finden sein sollen. Sehr oft wird diese Vermutung durch die Erfahrung bestätigt, umgekehrt teilt der Verfasser auch Proben von Künstlerhandschriften mit, die auch nicht die Spur künstlerischen Geistes erkennen lassen.

Ein wiederum von deutscher Seite recht skeptisch aufgenommener Versuch ist die »Abschätzung des Charakters« in Zahlen, von dem Crépieux-Jamin glaubt, dass es der Psychophysik gelingen werde, sein subjectives Verfahren bald durch mathematisch exacte Messungen psychischer Erscheinungen zu bestätigen.

[15]) Die Schrift, p. 46.

Die Schlusskapitel haben vor allen Dingen Wert für den Lernenden und auch den ausübenden Graphologen.

Kap. XX. schliesst sich an das Kap. X. »Die Resultanten« an und bringt vorwiegend praktische Erläuterungen und Beispiele von Resultanten. Kap. XXI. giebt auf rund 90 Seiten in umfassender, durch Beispiele erläuterter Weise Anleitung und Fingerzeige für die praktische Ausübung der Graphologie, die dem Anfänger besonders willkommen sein werden.

Dem so in flüchtigen Umrissen skizzierten Inhalte müssen wir noch einige Worte über die eingangs erwähnten von Busse verfassten Anmerkungen anfügen.

In erster Linie sei da konstatiert, dass uns durch dieselben der grösste Teil aller kritischen Einwände vorweg genommen worden ist. Dadurch sind diese 40 Anmerkungen für den deutschen Leser zum verlässlichen Führer und kritischen Ratgeber vom deutsch-graphologischen Standpunkte aus geworden; doch nicht dies allein; er lernt durch sie eine Fülle bibliographisch wichtiger Notizen über interessante Neuigkeiten der einschlägigen Litteratur, historische und biographische Daten und Citate mannigfachster Art kennen.

Die äussere Ausstattung des stattlichen Bandes ist einfach und gediegen-geschmackvoll. Der Druck in Corpus-Antiqua auf dem satinierten leicht gelblich getönten augenschonenden Papier ist vorzüglich lesbar und auch die Wiedergabe der Handschriftenproben ist durchgängig scharf und befriedigend.

E. Albrecht.



Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Ueber Wesen und Ausdrucksformen der Grausamkeit.

Vom **Cavaliere Baselli di Stellamonte.**

(Schluss.)

Wie prägt sich die Grausamkeit physiognomisch aus?

Von der bloss passiven Grausamkeit des Gefühlskühlen oder des Egoisten, der intensiv für sich und gar nicht für andere empfindet, dürfen wir füglich absehen, weil sie im Mienenspiel und Ausdruck schwerlich eine Spur hinterlässt. Sie mag sich gelegentlich im Blick offenbaren, wenn aber egoistische Wesensrichtung mit sentimentalem oder leidenschaftlichem Fühlen verbunden ist, so wird auch das noch zweifelhaft bleiben. Daher denn auch Don Juan, der stets nach neuen Sensationen und Empfindungen lüstern leichtes Spiel mit seinen Opfern hat.

Die Grausamkeit, sofern sie eine Begleiteigenschaft der Thatkraft und Gewaltthätigkeit ist, wird sich im Gebärdenleben zwar nicht unmittelbar, aber durch die Kennzeichen der Entschlossenheit, des Selbstbewusstseins und der Herrschsucht verraten. — Es giebt verschiedene physiognomische Typen der Thatkraft. Wo sich ihr starke sinnliche Vitalität gesellt, da mag sie aus dem festen kühnen Blick, den vollen Lippen und dem runden Kinne bei gebogener Nase (Adlernase) zu uns sprechen. Schmale, scharfgeschnittene Lippen, en coup de couteau, in Verbindung mit viereckigem Kinn und massiven Kinnladen, wie sie die angelsächsische Rasse aufweist, deuten mehr auf Besitzliebe, welche zu kalter Grausamkeit führen kann und gern mit Geiz gemeinsam auftritt. Natürlich giebt es da verschiedene Kombinationen. Napoleon verkörpert den ersten, Kitschener den zweiten Typus. Dieser wird die Rache, jene Götterspeise, mit Vorliebe kalt geniessen. Die Semiramis des Nordens — man betrachte ihre Bildnisse auf die Adlernase, das Grübchen im runden Kinn und die vollen Lippen hin — gehört ersichtlich dem ersten Typus, dem bei weitem sympathischeren, an.

Die Grausamkeit, welche nicht mehr die blosse Begleiterscheinung des Sichdurchsetzens ist, welche vielmehr aus der Vergewaltigung als solcher Genugthuung zieht und mit dem Schmerz der Gepeinigten ein fast wollüstiges Spiel treibt, diese „Grausamkeit an sich" lässt sich unschwer ergründen. Auge und Mund müssen wir befragen und sie werden Antwort geben.

Der kalte, lauernde, gleichsam zurückhaltende Blick, der nur gereizt oder beleidigt Funken sprüht, charakterisirt die katzenhafte Grausamkeit, wie sie sich schon in den Zügen jugendlicher Tierquäler darthun kann. Eigenthümlich ist diesem Blick das Unstete, Ausweichende als ein Anzeichen undurchdringlicher Verschlagenheit. Dazu kommt der sinnliche Mund, der stets zu schmecken

scheint, die vollen, selbst wulstigen, meist sehr rothen Lippen, bei vornehmlicher Ausprägung der unteren. Wo die obere, schön geschwungene Lippe stark zurücktritt, wie bei Goethe, da giebt sich mehr der Schönheitsdurst kund, das genussfrohe Begehren verklärend, die andere Seele, „die sich gewaltsam vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen hebt.") — Als umfassendste Illustration zur schönen Bestie im Menschen siehe Cäsar Borgias berühmtes, Raphael zugeschriebenes Bildnis, das man früher zu Rom im Palazzo Borghese bewundern konnte, ehe es ein unwürdiger Sohn des Fürstengeschlechts an einen Pariser Rothschild verschacherte. Ein junger, dunkelhaariger Mann mit gebräunter Gesichtsfarbe im schwarzen Sammetwamms, der eine Aermel weiss gepufft; die rassige wundervoll geformte Künsterhand ruht auf dem Dolche, die andere hält ein goldenes Bisambüchschen. Impassible Serenität liegt im Ausdruck der Augen, die den Beschauer bis zur Hypnose fesseln, und eine konzentrirte Energie, deren äusserste Spannung die Einbildungskraft gefangen nimmt. Es ist etwas Räthselhaftes in dem verschleierten Katzenblick der mandelförmig geschnittenen Augen, in den festgeschlossenen vollen, blutroten Lippen. So schaut ein Tiger, der sich mit Bedacht und Eleganz, im Vollbewusstsein der Spannkraft, zum todbringenden Sprunge anschickt. Die ganze Haltung entspricht den Berichten der Gesandten Venedigs, die seine vornehme Verbindlichkeit „Modestia und Cortesia' während seiner Jünglingsperiode nicht genug rühmen können. Einen ähnlich unheimlichen Schauer bringt hervor das sich von Lenbachs Pinsel herschreibende Bildnis eines deutschen Afrika-Forschers.

Der Beichtvater, der die Marquise de Brinvilliers auf ihrem Gange zum Schafott mit geistlichem Zuspruch tröstete, schildert sie uns als eine kleine, zarte Frau, mit wunderschönen Sammetaugen und anmuthig weichen Bewegungen Auch hier werden wir an das Katzenhafte erinnert. Von einer grausigen Giftmischerin zu Berlin, der Geheimräthin Ursinus in den vierziger Jahren ist uns leider kein Bild und keine Schilderung erhalten. Es wird uns indess im Pitaval von ihrer Eitelkeit berichtet, die selbst am Tage der schmählichen Hinrichtung nicht aussetzt. Als man sie nach der Erdrosselung entkleidete, ergab es sich, dass sie vierzehn Paar Strümpfe über einander angezogen hatte: Gefallsucht also auf dem Todesgange, um den Zuschauern, dem Geistlichen und dem Henker ein rundes Bein vorzuspiegeln. Lässt das nicht in einen Abgrund von Sinnlichkeit blicken!

Wo Grausamkeit nicht der Lebensfülle entspringt, sondern pathologisch auftritt, als Folgeerscheinung niedergehender Kraft bei sittlicher und physischer Entartung, da pflegt sie sich schon im jugendlichen Alter charakteristisch auszuprägen in blasser, unreiner Gesichtsfarbe, (ein Anzeichen frühzeitiger Ausschweifung) dem zugleich kalten und scheuen Blick und in schmalen scharfgeschnittenen Lippen, dem sicheren Merkmal von Härte*). Im Verbrechertypus Lombrosos — grosse unschöne Ohren, rückweichende Stirne, hervorstechende Backenknochen, stark ausladende Kinnladen, überhaupt ein Ueberwiegen der unteren Gesichtshälfte über der oberen, dazu grobe, ungeschlachte Hände mit verdicktem Endgliede des Daumens — wird uns der rohe, gleichsam elementare Typus von Gier, Grausamkeit, Gewaltthätigkeit und Sinnlichkeit vorgeführt. Solche Gesichter reden eine so deutliche Sprache, dass unwillkürlich, wo sie in

*) Ich muss es mir leider versagen zwei Bildnisse angehender jugendlicher Verbrecher, das Erzeugnis niedergehender Entwicklung zweier altadeliger Geschlechter, beizulegen. Grausamkeit, Sinnlichkeit, Feigheit und Lüge ist schon in ihrem kurzen Leben bezeugt.



unser Gesichtsfeld fallen, der Gedanke aufsteigt: „Dem Kerl möchtest Du nicht am einsamen Orte, in der Dunkelheit begegnen."

Wie ermitteln wir die Grausamkeit in der Handschrift?

Die aus blosser Gefühlsintensität hervorgehende passive Grausamkeit ergiebt sich aus einer Schrift, die starkes seelisches und sinnliches Empfinden ausdrückt. Treten linksläufige Hacken und viel spitze Winkel hinzu, so verschärft sich die Note. Je mehr geneigt und je druckreicher sie ist (keulenförmige Verdickungen) um so mehr wird sie ein Abbild der das Mitgefühl auschliessenden Eigenempfindung sein.

Wo es sich um die aus Gewöhnung und Selbsterziehung erworbene teilweise Unempfindlichkeit handelt wie beim Operateur (Fig. 1), da dürfte eine

Fig. 1.

graphische Ausprägung wohl kaum zu erwarten sein. Ist ja doch nicht das Fühlen überhaupt, sondern nur das Gefühl in einer durch den Beruf bedingten Thätigkeitsart aufgehoben.

Gleichgültigkeit, Gefühlskühle, Mangel an erzlichkeit pflegt zur SteilschriftH zu führen. Dabei bleibt allerdings noch unentschieden, ob es sich um eine ursprüngliche Eigenschaft oder um das Ergebnis der Selbstbeherrschung handelt. Wer indess imstande ist, in allen — selbst vertrauteren — Schriftstücken eine vorherrschend steile Schriftlage zu erzeugen, von dem darf angenommen werden, dass ihm die Gefühlskühle — auch wenn zunächst aus Selbstbeherrschung erzeugt — allmählich zur zweiten Natur geworden ist. So Nietzsche in dem Duktus seiner letzten 5—6 gesunden Jahre; die reine, frische Gletscherluft der Intellektualität weht uns aus denselben an. In dieser Höhenregion des schaffenden Geistes gesellt sich der Steillage die Buchstabentrennung: die mit sich und für sich allein lebende Individualität bekundend. Hier haben wir die „Indifferenz als eine Form der Stärke". Wer dieser Kategorie angehört, der wird sich schwerlich freiwillig in den Dienst einer anderen Persönlichkeit stellen, es sei denn, dass dieselbe eine höhere Idee verkörperte. Er hat weit weniger als sonstige Menschen liebende Hingebung an eine andere Seele nötig. Seine Einsamkeit ist mit dem Reichtum des eigenen inneren Lebens erfüllt.

Dahin gehört auch Chateaubriand*), der Sohn der einsamen, nebelumsponnenen, meerumbrandeten Bretagne, der unzählige Leidenschaften entfesselte, ohne selbst entflammt zu werden. Schmäher unter seinen Biographen wollten wissen, dass der grosse Dichter seine platonische Schwärmerei für die schöne Récamier abgerechnet — nur sich selbst und allenfalls seinen Kater Mineti, geliebt habe. Die Frauen verzehrten sich in Liebe für ihn und er verharrte in passiver Grausamkeit, die an der ihr gespendeten Anbetung wenig mehr Antheil nimmt, als eben die Befriedigung geschmeichelter Eigenliebe zu gewähren vermag. Victor Hugo, l'âne de génie, wie ihn Baudelaire nicht so uneben bezeichnet, zog in seinen letzten Lebenstagen die Bilanz seines Daseins: „Que reste-t-il de la vie? — D'avoir aimé." — Chateaubriands Bekenntniss müsste anders lauten „D'avoir rêvé, senti et pensé." Er und seine Sinnesgenossen sind sich vor allem des eignen Ichs bewusst, als des Resonanzbodens für die belebte und unbelebte Umwelt. La Rochefoucaulds Menschenkenntniss spricht dies also aus: „Si vous croyez aimer votre maitresse pour l'amour d'elle, vous êtes bien trompé."

Mag nun die Gefühlskühle durch Selbstzucht erworben oder mit dem Alter eingetreten sein, mag sie ständig bleiben, oder vorübergehend einsetzen, stets stellt die Steilschrift eine (dauernde oder zeitweilige) Ausschaltung des Gefühls, eine Unterdrückung des Instinktlebens, eine Hemmung der Hinreissungsmöglichkeit dar.

Zur schriftlichen Widerspiegelung der aktiven Grausamkeit nun. — Nachdem wir die Komplizirtheit dieser Eigenschaft des längeren dargethan, nachdem wir erkannt, dass sie eine Begleiterscheinung der Härte und Rachsucht, dazu eine Zwillingsschwester der Wollust ist; nachdem wir sie in der Religion als eine Verquickung von Herrschsucht und Sinnlichkeit erkannt haben, erübrigt kaum noch zu sagen, dass sie nicht durch ein einzelnes Zeichen sich kundthun kann, vielmehr in mehreren, je nach den Componenten sehr verschiedenen Resultanten ermittelt werden muss. Damit wäre denn auch das Studium derselben ausschliesslich als zum Gebiet der Characterologie gehörig festgestellt.

Veranlagung zur Grausamkeit als der wahrscheinlichen Begleiteigenschaft gewisser anderweitiger Dispositionen können wir stets annehmen, wo uns die wohlbekannten Merkmale von Selbstgefühl, Lebenskraft und Herrschsucht entgegentreten mit dem Gefolge von Rücksichtslosigkeit, Härte und Verschlagenheit. Ob deshalb der Affect der Grausamkeit wirklich in die Erscheinung tritt, das hängt ausser von der inneren Disposition auch noch ab vom auslösenden Reiz, der durch ein ganzes Leben nicht gegeben zu sein braucht. Ist und bleibt es doch stets die Aufgabe der Handschriftdeutungskunde Tendenzen festzustellen, nicht aber Geschichten zu erzählen. — Die Grausamkeit mit einem Stich ins Perverse ergiebt sich dort, wo die Sinnlichkeit sich dem Willen zur Macht, es sei nun in einer kräftigen oder schwächlichen Persönlichkeit, gesellt.

Besser werden wir die einschlägigen Merkmale an Beispielen illustrieren können. Sehen wir uns einmal die Schriften von Alexander VI. und Cesare Borgia in Gregorovius' Monographie der Lucretia Borgia an:

Pabst Alexander, der Mann mit dem lebhaften Geiste, der seltenen Energie und dem unverwüstlichen Temperament, den das von seinen Händen für die Cardinäle gemischte Gift jählings fällte, weist uns sein getreues Spiegelbild in einer grossen, wuchtigen, bewegten, schmierigen, zerhackten, wie Drucktypen

*) Seine steile unverbundene Schrift wird von Michon in seinem System angeführt.



geformten Schrift, deren Neigungswinkel zwischen 120—60 auf und nieder schwankt (Fig. 2). Die auffällige Schmierigkeit bezeugt den bis in sein spätestes Alter

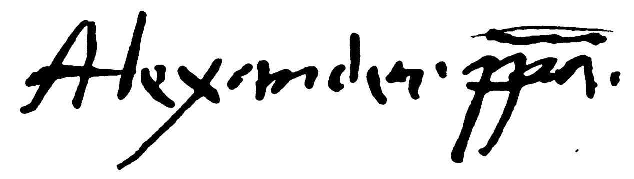


Fig. 2.

von seinen Trieben beherrschten Wollüstling, der auch der Zärtlichkeit keineswegs bar ist. Die Linksneigung in Aufrechtstellung der Schrift beweist die verstandesmässige Reaktion gegen die übergewaltigen Instinkte seiner Natur und zugleich die Erfolglosigkeit dieses steten Kampfes. Vollkommene Selbstbeherrschung konnte dieser Thäter und Triebmensch nicht erzielen. Die Vollendung derselben in einer Steilschrift, die keinen Wechsel des Neigungswinkels aufweist, thut die Unterschrift von Caesar Borgia dar. (Fig. 3.)



Fig. 3.

Leider bringt uns Gregorovius ein Facsimile der Schrift Caesars, welches so unpersönlich im Ausdrucke, so unsicher im Striche erscheint, dass es, zumal es sich um eine offizielle Danksagung handelt, von der Hand eines Geheimschreibers stammen muss, der — wohl schon ein bejahrter Mann — mit zitternder ungewisser Feder — die Nachbildung auf die sehr charakteristische grosse, unverbundene, ansteigende Unterschrift des furchtbaren Mannes beschränkt hat.

Beherrschung und Bemessung von Thatkraft, Sinnlichkeit und Phantasie verkündet die Steilschrift, wozu die geschlossenen a u o, die grosse linksseitige Schlinge und die wellenförmige Grundlinie, noch die Elemente der Verschlossenheit, des Eigenwillens und verschlagener Gewandtheit fügen. Der weit vorgeworfene Schlusszug kündet, selbst in der schwächlichen Nachahmung, auffahrende Angriffslust, der nur bedachtsame Klugheit Zügel anlegt, wenn es noch nicht an der Zeit zum Handeln ist. Die schönen gerundeten Formen indessen bezeugen zugleich, dass dieser künstlerisch gebildete Gewalthaber, wo es ihm beliebte, den vollendeten Cortigiano, frei nach Baldassare Castiglione, darzustellen vermochte. Wo es anging, da mordete er mit Cortesia.

Es liegt wohl nicht blos an der schwächlichen Nachbildung, dass im Sohne die Sinnlichkeit nicht so ausgeprägt erscheint, wie im Vater, als dessen Grundtriebfeder Genuss- und Prachtliebe anzusehen ist. Ehrgeiz und Herrschsucht stehen bei Caesar der Sinnlichkeit entgegen, zumal er ein Verstandesmensch ist, dem sein Gemüt kaum was zu schaffen macht. Wären seine Pläne von Glück

gekrönt gewesen, hätte dieser Selbstherrscher sich an die Spitze eines geeinten und mächtigen Italiens gestellt; dies elende, von kleinen Tyrannen zerfleischtc, von Deutschen, Franzosen und Spaniern begehrte und befehdete Land hätte eines dauernden Friedens in einem glücklichen Zustande geniessen können. Die Staatsklugheit allein, hätte den gesättigten Sieger vermocht alle überflüssigen Grausamkeiten einzustellen. Macchiavells Ideal vom Prinzipe wäre verwirklicht worden. Nie wäre der selbstbeherrschte Borgia in den Fehler der Unersättlichkeit verfallen, der, vier Jahrhunderte später, den ihm stammverwandten Napoleon zu Fall brachte. Verwandt sind beide und doch so grundverschieden.

Gleicht der undurchdringliche Borgia dem anmutigen Katzentier, dem Lust aus der Unlust seiner Opfer erwächst, so verharrt Napoleon Zeit seines Lebens auf der zweiten Stufe der Grausamkeit wo sie nur als Mittel zur Erlangung der Herrschaft erscheint.

Wir wissen, dass er Werther gelesen und nachempfunden, dass er als General in Italien leidenschaftliche Briefe an die flatterhafte Josephine richtete, die ihn durch das Fegefeuer der Eifersucht schleppte; ja wir wissen sogar, dass er noch 1810 vor der Scheidung von ihr Thränen der Rührung weinte. So prägt sich denn auch in seiner geneigten stark verbundenen Schrift bis zuletzt ein stark sinnlich gefärbtes Gefühl und Zärtlichkeitsbedürfniss aus, bei vollständiger Abwesenheit des ästhetischen Elements. (Fig. 4 bis 6.) Trotz der Brutalität, die

Fig. 4.

Fig. 5

Fig. 6.

der glückliche Soldat in allen Verhältnissen an den Tag legt, sorgt er in maasslosem Nepotismus für die Geschwister, wahrt seiner Mutter gegenüber stets die Sohnespflicht und Ehrfurcht; die Zärtlichkeit für Weib und Kind bleibt ihm auf St. Helena und leuchtet aus seinen Memoiren hervor.

Hier die Handschriften zweier moderner Afrika-Reisenden, die sich merkwürdig ähnlich sehen. (Fig. 7 bis 9.) Zieht man lediglich die zwei Aufschriften in Betracht, so könnte man sie zwar nicht verwechseln, erkennt aber in beiden nahverwandte Naturen auf dem Gebiete des Willenslebens. Und doch stand die Wiege des einen jenseit des Weltmeeres in Amerika, die des andern in einem protestantischen Pfarrhause am Ostseestrand.

Das merkantil und betriebsam gewordene Jahrhundert findet sein Widerspiel in der kleinen Schrift, die beiden gemeinsam ist. Die verbundene, schwere

Fig. 7.

an Druckstellen und Keulen reiche Schrift eignet dem Amerikaner: es spricht sich darin ein Maximum von Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit aus. Der Deutsche — eine ganz anders differenzirte, höchst komplizirte Natur, nebenbei ein Ideologe und Melancholiker — weist eine ganz unverbundene Unterschrift auf, deren lange, horizontale, keulförmig verlaufenden Druckstellen von unbeugsamer, durch Agressivität verschärfter Energie zeugen; die scharfen Ecken verbürgen uns Härte und Jähzorn; in dem überragend gestalteten P bekundet sich

Fig. 8.

Fig. 9

Herrschsucht und ein riesiges Selbstbewusstsein. In einem eigenthümlichen Gegensatz zur Strichbreite der horizontalen Züge stehen einzelne drucklose Grundstriche, die ich als ein nervöses Aussetzen der allzu

straff gespanntenThatkraft, als erworbene, nicht angeborene Nervenabspannung deute. Der Punkthinter demNamen verräth Ordnung, Genauigkeit und Selbstbeobachtung, Eigenschaften, die dem kultivirten, durch philologische Schulung gegangenen Deutschen zur zweiten Natur geworden sind. Siehe insbesondere die überflüssigen Häkchen am D, ein superstitum des homo literatus, der keines Jota je vergässe.

Abgesehen von der grossen Druckschrift, die allen Tyrannen der Renaissance erb- und eigenthümlich ist als eine Kundgebung von Hoffarth und Stolz, von Prachtliebe, Schönheitssinn und grossartiger Lebensführung, offenbart sich bei Karl Peters in höchster Potenz der Komplex jener Eigenschaften, unter denen sich auch die Grausamkeit vorfindet. Nichts fehlt hier, um den Kreis zu schliessen, weder gesteigertes Selbstgefühl auf dem Boden kraftvoller Sinnlichkeit, noch die Härte und Rücksichtslosigkeit, welche dem Ehrgeiz ebensogut wie die Verschlagenheit zur Durchsetzung der Persönlichkeit dienen. Wir haben hier einen Menschen, der in ungebundener Freiheit sich wohl zum Unmenschen auswachsen kann, stimulirt durch das heisse Klima, das berauschende Bewusstsein der Machtvollkommenheit und die Ueberzeugung einer überlegeneren Menschenrasse anzugehören. Sonnenklar geht aus dieser Handschrift hervor, dass seine Natur sich unter den gegebenen Bedingungen nicht anders bethätigen konnte.*) Zum Schlusse eine Schriftprobe (Fig. 10), die sich durch die Merkmale der Nervosität

Fig. 10.

und der daraus entspringenden Schlaffheit vom Habitus der Renaissance Menschen unterscheidet. Sie eignet einem Siebzehnjährigen, der schon mit 14 Jahren an geerbte Perversität und Grausamkeit offenbart hat.



*) In einem Schriftbilde habe ich ihn in diesem Lichte gezeichnet — zu grossem Missvergnügen eines Freundes — lange ehe die Gerüchte von seinen Gepflogenheiten im Colonialgebiet in die Oeffentlichkeit drangen und die ungerechte, aus Intrigue und missverstandener Humanität geborne Verurteilung im Reichstag dem politischen Sinne Deutschnds ein klägliches Zeugnis ausstellte.

Geisterschriften und anonyme Schriftstücke im „Fall Rothe".

Von Dr. jur. **Erich Bohn** und **Hans H. Busse.**

(Fortsetzung.)

Die Formen der Schriftzeichen erscheinen durch die Lage und Verschnörkelung zwar dem Laienauge etwas eigenartig; abstrahiert man aber von diesen beiden Elementen — den typischen Symptomen der Handschriftenverstellung — so bleiben nur die gewöhnlichen ziemlich schulschriftmässigen Formen übrig, welche allerdings zuweilen infolge der schreibgewandten Eile Auslassungen und sonderbare Verzerrungen erfuhren. Die Anredepronomen beginnen mit Minuskel (Zeile 1, 2, 7, 8, 12) und weisen dadurch hin auf Verwandtschaft zur schreibenden Intelligenz bereits besprochener Geisterschriften (vgl. mit Fig. 8 und Fig. 10). Trotzdem ist der Schreiber dieses Büchleins nicht geizig mit Majuskeln gewesen; zwar schreibt er sein Trostgedicht fortlaufend, d. h. ohne Versabsätze, doch markiert er zuweilen den Anfang eines neuen Verses durch grosse Anfangsbuchstaben des betreffenden Wortes, (vgl. Zeile 9, 16, 21, 29, 32 u. s. w.); schon hier zeigt sich eine Art Konflikt zwischen Eile und Versgefühl. Höchst anschaulich und drastisch aber gestaltet sich der Kampf zwischen Eile, Deutlichkeitsbedürfnis und Reimgefühl an drei Stellen, welche gleichzeitig beweisen, dass die schreibende Intelligenz wusste, was sie schreiben wollte, — sah, was sie schrieb, — überlegte, wie Flüchtigkeitsfehler zu korrigieren wären, und fähig war, dieses schnell zu thun.

a) Zeile 20 (Seite 4), steht das einsilbige Wort „Schmerz"; dieses greift mit den Buchstaben „erz" auf die nebenstehende Seite 5 hinüber; hier kam dann später die Zeile 26 mit dem Worte „Jüngling" zu stehen; um nun zu vermeiden, dass nicht die beiden Zeilen zusammen gelesen würden, setzte die vorsichtige und praktische schreibende Intelligenz einen langen Strich zwischen die beiden Trennungsworte: „Schmerz | Jüngling".

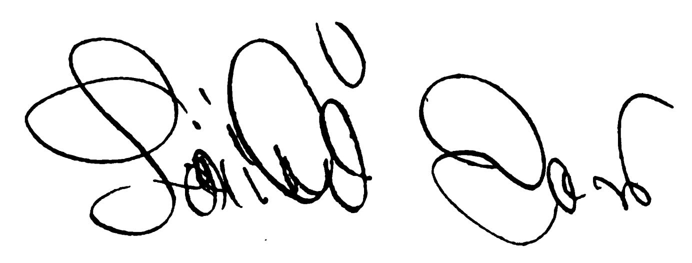


Fig. 14.

b) Zeile 35 zeigt das Reimwort „Bild" (Fig. 14) mehrere seltsame Quer-

Striche; möglicherweise soll dies die schnelle Korrektur eines unrichtigen Reimwortes — vielleicht „Land“ — sein; diese Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch das Vorkommen eines anderen ähnlichen Falles.

c) Zeile 73 steht statt des Reimwortes „wieder“ das hier völlig sinnlose Wort „uns“ genau so, wie es bereits richtig in der vorhergehenden Zeile vorkam; über das „s“ ist jedoch eine wie „b“ aussehende runde Linie gelegt, welcher die Buchstaben „er“ folgen; da Zeile 70 bereits das Reimwort „Brüder“ brachte, so wird das seltsame Schriftzeichengebilde „unsber“ nun leicht richtig als „wieder gelesen werden. (Fig. 15.)

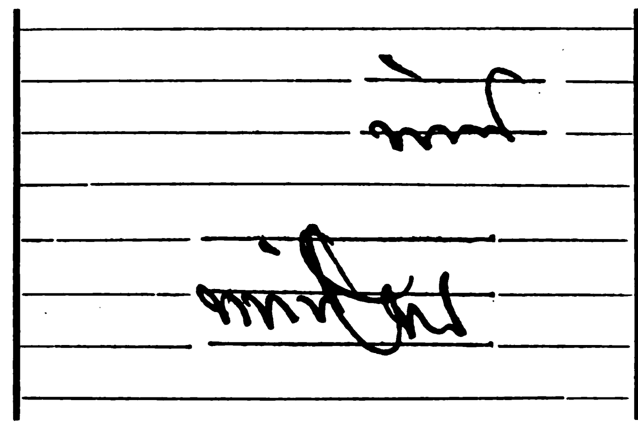


Fig. 15.

Das gesammte Schriftstück scheint rechtshändig geschrieben zu sein; besonders spricht hiefür die Druckverteilung in den grossen Kurven der Majuskeln (vgl. z. B. das „J“ in Fig. 16); der stärkere Druck liegt hier stets auf den rechtsäufigen Teilen der Schleifen.

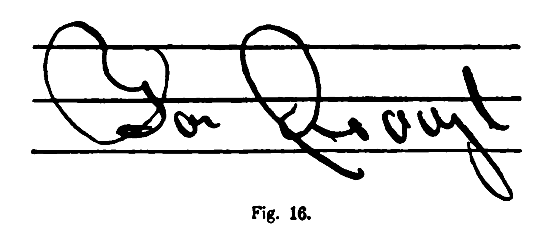


Fig. 16.

Nr. 2. **(Blasewitzer Geisterschrift.)** (Fig. 17.) Ein Notizbuch in blauem Umschlag, Oktav-Format $10^{1}/_{2}/16^{1}/_{2}$, apportiert im Februar 1898. Das Büchlein besteht aus 32 Seiten, welche mit Ausnahme der letzten Seite in Bleistiftschrift von gleichem Charakter wie das vorige Dokument beschrieben sind. Der Text lautet:

Seite:	Zeile:		Seite:	Zeile:		Seite:	Zeile:	
1.	1.	Grüß Gott	2.	4.	Sammelt		7.	der Erde
	2.	ihr lieben		5.	euch nicht	3.	8.	Welche
	3.	Freunde		6.	Schätze auf		9.	Motten



Seite:	Zeile:	
	10.	und der
	11.	Rost
4.	12.	verzehrt
	13.	Und wonach
	14.	die Diebe
	15.	listig graben
5.	16.	Von dem
	17.	Götzen dieser
	18.	Welt bethört
6.	19.	Sammelt
	20.	euch dagegen
	21.	Himmelsschätze
7.	22.	Für den
	23.	langen Tag
	24.	der
	25.	Ewigkeit
8.	26.	Dieses
	27.	Eine rettet
	28.	ihr hinüber
9.	29.	aus den
	30.	Strome
	31.	der Vergäng-
	32.	lichkeit
10.	33.	Laßt euch
	34.	nicht das Ewige
	35.	entreißen
	36.	Denn wo
11.	37.	euer Schatz
	38.	ist, ist das
	39.	Herz Taumle
	40.	nicht verblendet
	41.	durch das Leben
12.	42.	Oder all dein
	43.	Leben wird
	44.	zu Schmerz
13.	45.	Unterm
	46.	Glanz der
	47.	Morgensonne
	48.	fliegen
14.	49.	Leichte
	50.	Wolken
	51.	durch die
	52.	Schopfung hin
15.	53.	So entfliehen
	54.	euere Erdentage
	55.	Und was
	56.	bleibt euch
	57.	endlch (?) zum
16.	58.	Gewinn?
	59.	Nicht die
	60.	Schätze die
	61.	ihr aufgehauft
17.	62.	Nicht die
	63.	Güter die
	64.	das Glück
	65.	euch gab
18.	66.	Allen
	67.	Reichtum
	68.	nimt die
	69.	Todenbahre
18.	70.	Allen Glanz
	71.	verschlingt
	72.	das dunckle
	73.	Grab
20.	74.	Lächerlich —
	75.	und ernsthaft
	76.	ist das Leben
	77.	Falsch und
21.	78.	wahr der
	79.	Schauplatz
	80.	um euch
	81.	her Ihr
	82.	könnt
22.	83.	froh am
	84.	Scheideweg
	85.	wählen
	86.	Und die
23.	87.	Bürde
	88.	wird euch
	89.	leicht und
	90.	schwer
24.	91.	Himmelsvater
	92.	offen ihn
	93.	die Augen!
	94.	Eins ist
25.	95.	noth doch
	96.	täuschend
	97.	weißt die
	98.	Schmach
26.	99.	Eins ist
	100.	noth der
	101.	frome
	102.	Geist ist
27.	103.	willig doch
	104.	das arme
	105.	Menschenherz
	106.	ist schwach
	107.	Kommt
	108.	die Stunde
	109.	wo die Treue
	110.	wandet
29.	111.	Treuer
	112.	Vater laß
	113.	sie aufwärts
	114.	sehn Lncht
	115.	und Freiheit
	116.	waltet und
	117.	die Sonne
	118.	und
31.	119.	ihr Pfad
	120.	ist segensvoll
	121.	und schön!
	122.	Amen

Die schreibende Intelligenz hat den vorstehenden Text in einer Handschrift fixiert, deren Eigentümlichkeiten im wesentlichen völlig mit denen des vorhin besprochenen Büchleins übereinstimmen; Grösse und Weite der Schrift sind sogar noch ausgeprägter und lassen eine noch grössere Eile, bezw. Schreibschnelligkeit annehmen. Hierfür dürfte auch eine recht seltsame Verschnörkelung des unteren Teiles des „E" (Zeile 25) sprechen; die Bewegungsintensität war

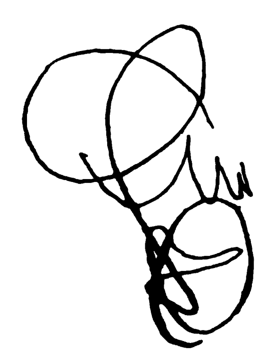


Fig. 17a.

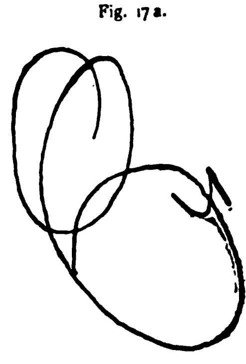


Fig. 17b.

hier grösser, als der zur Verfügung stehende Raum (der Buchstabe steht auf der untersten Zeile der 7. Seite); diese ungünstige Situation scheint erst während des Schreibens des „E“ bemerkt worden zu sein und da wurde in der Mitte des Hauptstriches die Bewegungsrichtung verändert, wodurch es der schreibenden Hand möglich wurde, die anfängliche Bewegungsintensität sich doch auswirken zu lassen, freilich nur in seltsam verschlungenen Schnörkellinien. Diese vielleicht etwas gesucht scheinende Erklärung erfährt aber eine Bestätigung durch das „E“ auf der Mitte der folgenden Seite; hier lag keine Raumhemmnng vor und sehr weitzügig ergeht sich nun die eilige Bewegung (Fig. 17b.) Im übrigen — wie gesagt — zeigt dieses apportierte Geisterbüchlein die gleichen graphischen Eigentümlichkeiten wie das vorhin besprochene, und zwingt also auch zu den entsprechenden Schlüssen. Einige Erscheinungen beweisen deren Richtigkeit in recht drastischer Weise. In Zeile 37 kamen zwei gleiche Worte — „ist“ — neben einander zu stehen; sie wurden durch ein Komma getrennt. Dies aber ist im ganzen Buche das einzige Komma! Ueberhaupt fehlen sonst die Interpunktionszeichen mit Ausnahme von einem Fragezeichen und zwei Ausrufungszeichen. Dieser Umstand spricht vielleicht nicht nur für die grosse Eile des Schreibens, sondern möglicherweise auch für einige Exaltation. Die Unterstreichungen der Worte „Gott“ (Zeile 1) und „die“ (Zeile 14) könnten diese Vermutung stützen, obschon die Unterstreichung des Wortes „die“ wohl unrichtig gesetzt und eher für das Wort „Diebe“ sinnvoll ist. Eine derartige durch den Schreibinhalt erzeugte begeisterte Gefühlserregtheit hätte natürlich auch die Schreibschnelligkeit fördern können; ob aber die Kraft so gross war, dass sie allein die Eile und den Kurvenreichtum erzeugte, — das möchten wir wegen der linksschrägen Schriftlage und der rein graphischen Correcturen von u-Haken u. dgl. bezweifeln. Die letztgenannten Momente sprechen u a. auch dafür, dass der Text nicht etwa die erste Niederschrift eines Rothe'schen Gedichtes ist; sollten aber die Verse irgend einem Gesang- oder Gebetbuch entstammen, so müssten sie doch frei aus dem Gedächtnis niedergeschrieben worden sein, wobei ein gläubiges und intensives Nacherleben ihres Inhalts sehr wohl uns vereinbar dünkt mit der Absicht einen handschriftlich darstellten „Geisterapport“ zu producieren; ein recht geeigneter Boden für derartigen frommen Betrug ist aber der an seltsamen Gegensätzen reiche Charakter von hysterischen Frauen, und die Jahre des Klimakteriums begünstigen wohl noch besonders die Auswirkung solcher Gegensätze.

Verschiedene Versuche bestätigten die oben dargelegte Vermutung; ein Gedicht-Text, welcher dem Schreiber sehr geläufig ist und seine Begeisterungsfähigkeit erregt, fördert die Leichtigkeit, Schnelligkeit und Gewandtheit der absichtlich in verstellter Schriftlage vorgenommenen Niederschrift derartig, dass unwillkürlich Auslassungen von Uebersetzungs- und Interpunktionszeichen, sowie seltsame Kurvenverzerrungen auftreten, während das fortwährend wieder not-

I.) **Frau Rothe.** Sechs Schriftstücke.

wendig werdende Umblättern eine geringe Hemmung der Schreibbewegungs-intensität erzwingt und gleichzeitig kurze Beobachtung und kleine Verbesserungen des Geschriebenen ermöglicht. Der Schreibakt wird also bewusst und mit bestimmter Absicht begonnen; seine schnelle Ausführung jedoch wird durch unbewusste Kräfte derartig gefördert, dass Schriftfixierung und Schriftgestaltung im einzelnen nicht mehr völlig bewusst sind; hieraus aber erklären sich dann manche Fehler und Seltsamkeiten, wie z. B. die folgenden: Zeile 92/93 „offne *ihn die* Augen" statt öffne *ihre*; Zeile 114 „L*n*cht" statt „L*i*cht". Hierher gehören auch noch u. a. drei Stellen aus dem ersten Büchlein, deren Entstehung erst jetzt verständlich wird. Zeile 5/6 „zu*r* ewigen Frieden" statt „zu*m*; (vielleicht zuerst gedacht: „zur ewigen Ruhe"). Zeile 38 „*ich* erfüllt" statt „*ihn* erfüllt". Zeile 61/62 zum lichtumstrahltem *Höhen*" statt „zum lichtumstrahltem *Himmel*", dessen Reim-Unmöglichkeit aber der schreibenden Intelligenz noch bewusst wurde, eine Correctur der nun fehlerhaften „m" in den beiden vorhergehenden Wörtern trat aber nicht mehr ein.

Zu weit würde eine Besprechung all der kleineren Mängel der Text-Niederschriften führen; auf die Schreibung der Worte „ni*m*t" (Zeile (68), „To*d*enbahre' (Zeile 69), „dun*ck*le (Zeile 72), „fro*m*" (Zeile101), „wan*ck*et" (Zeile 110) und „aufwär*ts*" (Zeile 113), muss jedoch hingewiesen werden als auf Symptome mangelnder Bildung; etwas auffallend ist vielleicht, dass diese Fehler in der letzten Hälfte des Büchleins vorkommen; hieraus darf möglicherweise auf wachsende Eile geschlossen werden.

Fig. 18.

Das Auftreten der früheren „th"-Schreibung in den Worten „theuer" und „noth" zeugt wohl für ein höheres Alter der schreibenden Intelligenz; die Benutzung der neueren „ch", „st" und „ß"-Formen erlaubt jedoch nicht, dieses über sechzig Jahre hinauszurücken; das Lebensalter darf demnach als zwischen 40—60 Jahre liegend angenommen werden.

Nr. 8. „Riedel-Schrift." (Fig. 18.) Photographie eines unlinierten Blattes vom Format $7^1/_2/11^1/_2$ cm (inneres

Deckblatt eines „Christlichen Vergissmeinnicht"), 1899 apportiert; mit Bleistift in deutschen Lettern beschrieben, wie folgt:

1 Befiehl den Hern
2 Deine Wege und
3 Hoff auf Ihm
4 er wirds wohl
5 machen den
6 dich liebender *Frend*
7 Riedel
8 in Albert???

Trotz mancher Auslassungen von i-Punkten und „u"-Grundstrichen sprechen der linke, stets ca. 1 cm breite Rand und die Gleichmässigkeit des Zeilenabstandes für Augenkontrolle während des Schreibaktes; dieser verlief anscheinend bei Ermüdung oder depressiver Gemütsstimmung (sinkende Zeilenrichtung) mit einiger Eile (Auslassungen) und Verstellungsabsicht (steile Schriftlage); der Kurvenreichtum und die Schriftgewandtheit der beiden vorigen Dokumente wird — wohl infolge des kleineren Papierformates — nicht erreicht, doch ist ihnen die Gestaltung der Schriftzeichen im übrigen durchaus ähnlich.

Nr. 4. Taschenspiegel-Schrift. Ein rothbraunes Leder-Etui mit dazu gehörigem Glas-Spiegel vom Format 5/9 cm. Auf dem rothen Papier der Rückseite stehen in deutschen Lettern, wahrscheinlich rechtshändig, mit Bleistift geschrieben die Worte: „Andenken" und „5 Uhr nachmitag". Etui, Spiegel und Schrift wurden am 22. Mai 1900 gleichzeitig als „Geisterapport" von Frau Rothe überreicht. Die Schriftlage ist rechtsschräg; auffallende Kurven oder Verschnörkelungen treten nicht auf, die Schrift macht vielmehr einen etwas unsicheren und gepressten Eindruck, zumal in den mittleren Buchstaben des Wortes „Nachmitag", welches übrigens steigende Zeilenrichtung zeigt im Gegensatz zu dem sinkenden Worte „Andenken". Eine Reproduktion der Schrift ist leider aus technischen Gründen unmöglich.

Nr. 5. Die Flemming'sche Geisterschrift. (Fig. 19.) Copie (Blaupapierpause) der dritten Seite eines am 20. Mai apportierten Erbauungsbuches. Der Text ist in deutschen Lettern, angeblich mit Bleistift geschrieben und lautet:

1 Alle Namen seiner
2 Fromen trägt er stäts
3 in sener Brust
4 und die freudig
5 zu ihm konnen
6 nennt er oft mit
7 Lerbisluſt.

Die Copie lässt die Schriftbildung der Worte „stets" und „Liebeslust" nicht deutlich erkennen. Die Schriftlage ist linksschräg; der linke Rand wird zwar continuerlich breiter (von 4 mm in Zeile 2, zu 17 mm in Zeile 7), doch ist der Zeilenabstand bei Tendenz zu sinkender Richtung ziemlich gleichmässig $1\frac{1}{2}$ cm, auch sind die Uebersetzungszeichen vielfach und leidlich genau gesetzt. Mangelnde Augenkontrolle kann daher nicht angenommen werden. Besondere Schreibschnelligkeit oder Aufregung lassen sich ebenfalls nicht constatieren. Trotzdem

zeigt die Gestaltung der Schriftzeichen charakteristische Aehnlichkeit mit den bereits besprochenen Dokumenten, zumal mit der Riedel'schen Geisterschrift (Fig 18); ausserdem ist noch die Uebereinstimmung der Schreibung „Fromen" mit Zeile 101 des zweiten Büchleins zu beachten.

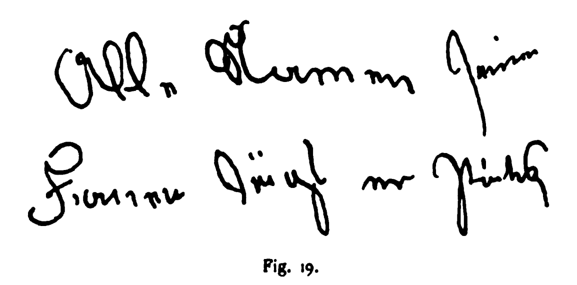


Fig. 19.

Nr. 6. Gutachten des Geistes Flemings. Ein unlinierter Zettel vom Format 10/16 cm, am 30. Juni 1901 als Geisterschrift Paul Flemings überreicht. Der Zettel ist zweiseitig mit Bleistift in deutschen Lettern von sehr ausgeprägter Linkslage und in solch' kurvenreicher eiliger Beweglichkeit beschrieben, dass eine vollständige, sichere Entzifferung nicht möglich ist; der Text lautet ungefähr:

Seite 1. Zeile:		Seite 2. Zeile:	
1.	Du fragst Warum	8.	ehe wir fertig ware
2.	Weil es Thoren	9.	Der Strom war
3.	sind und nichts	10.	zerrißen, wenn
4.	von Geistigen Gesetze	11.	Du es gethan
5.	verstehen, zu schnell	12.	Komtest Du doch
6.	wird geschlossen	13.	selbigen wieder
7.	Der Vorhang aufgerißen	14.	nehmen.

Der Zettel zeigt drei scharfe horizontale Knickungen und eine vertikale weniger scharfe Falzung; legt man hiernach den Zettel zusammen, so nimmt er noch einen Raum vom Format $4^{1}/_{2}/6$ cm ein und kann demnach in einer leicht geballten Hand geborgen werden. Da aber die Bleistiftschrift die Knickungen vielfach kreuzt und nirgend ein Ausgleiten oder Anstossen, bezw. eine mangelnde Fixierung des Graphits zu entdecken ist, so folgt hieraus, dass die Knickungen erst n a c h der Niederschrift des Textes vorgenommen wurden.

Die Eigentümlichkeiten der Schriftzeichen-Gestaltungen sind völlig verwandter Art zu den beiden Büchern (cf. 1 und 2 dieser Gruppe). Die Auslassung mancher Uebersetzungszeichen spricht für Eile; die Augenkontrolle war bei der Entstehung der Schriftstücke nicht aufgehoben.

Gruppe B: Anonyme Schriften.

Nr. 1. (Fig. 20 und 21.) E i n e P o s t k a r t e adressiert an: „Herrn Cand. jur. Erich Bohn, Wohlgeb. Breslau" (Fig. 20).

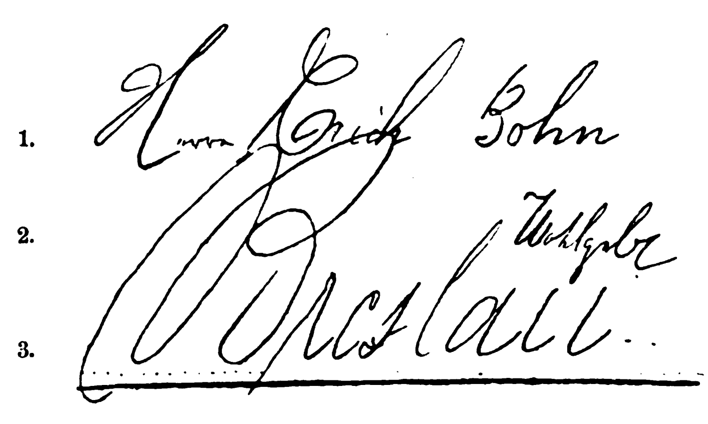


Fig. 20.

Die Rückseite enthält der Länge nach 24 Zeilen Text, mit Tinte geschrieben; ausserdem wurde noch der rechte und linke Rand mit je 3 Zeilen beschrieben. Die Karte ist datiert: Chemnitz, 8. Juli 1896"; die Unterschrift lautet: „mehrere Chemnitzer Spiritisten"; Datum, Anrede und Schluss wurden im folgenden Facsimile vereinigt. (Fig. 21).

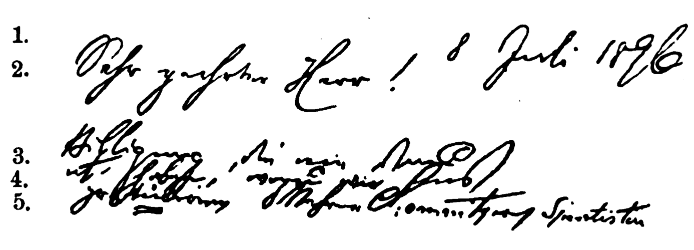


Fig. 21.

Die Handschrift zeigt einen gewandten und zwanglosen Ductus; irgend welche Verstellungsabsichten sind nicht erkennbar; (die Unsicherheiten und Zitterformen der obigen Facsimile sind Ergebnisse der Durchzeichnung und fehlen im Original).

Nr. 2 (Fig. 22). Ein Couvert vom Format 15/25 cm; mit dem Poststempel „Chemnitz, 29. 12. 00. 10–11 N." und mit der Adresse: „Referendar Dr. Erich Bohn, Breslau." (Fig. 22.) Die mit Tinte in lateinischen Lettern hergestellte Schrift hat zwar eine mittlere rechtsschräge Lage; die Schriftzeichen dürften aber durchaus nicht gleichmässig ungezwungen entstanden sein, sondern zeigen im „R", „d", „B" und „Br" auffallende Unsicherheiten, Absetzungen und Korrekturen; da die übrigen Schriftzeichen – auch die Majuskeln „D" und „E" – hiervon frei sind, so können jene Eigentümlichkeiten nicht betrachtet werden als willkürlich entstanden; wahrscheinlich wirkten verschiedene, nicht sicher bestimmbare Umstände zusammen. Auch die Benutzung der lateinischen Lettern

scheint nicht aus Verstellungsabsicht entsprungen zu sein, denn die beiden Einlagen des Couverts zeigen deutsche Lettern, allerdings mit Bleistift geschrieben.

Nr. 8 (Fig. 23). Eine Neujahrs-Gratulations-Karte, deren Adressseite mit Bleistift achtzeilig in deutschen Lettern beschrieben wurde, beginnend:

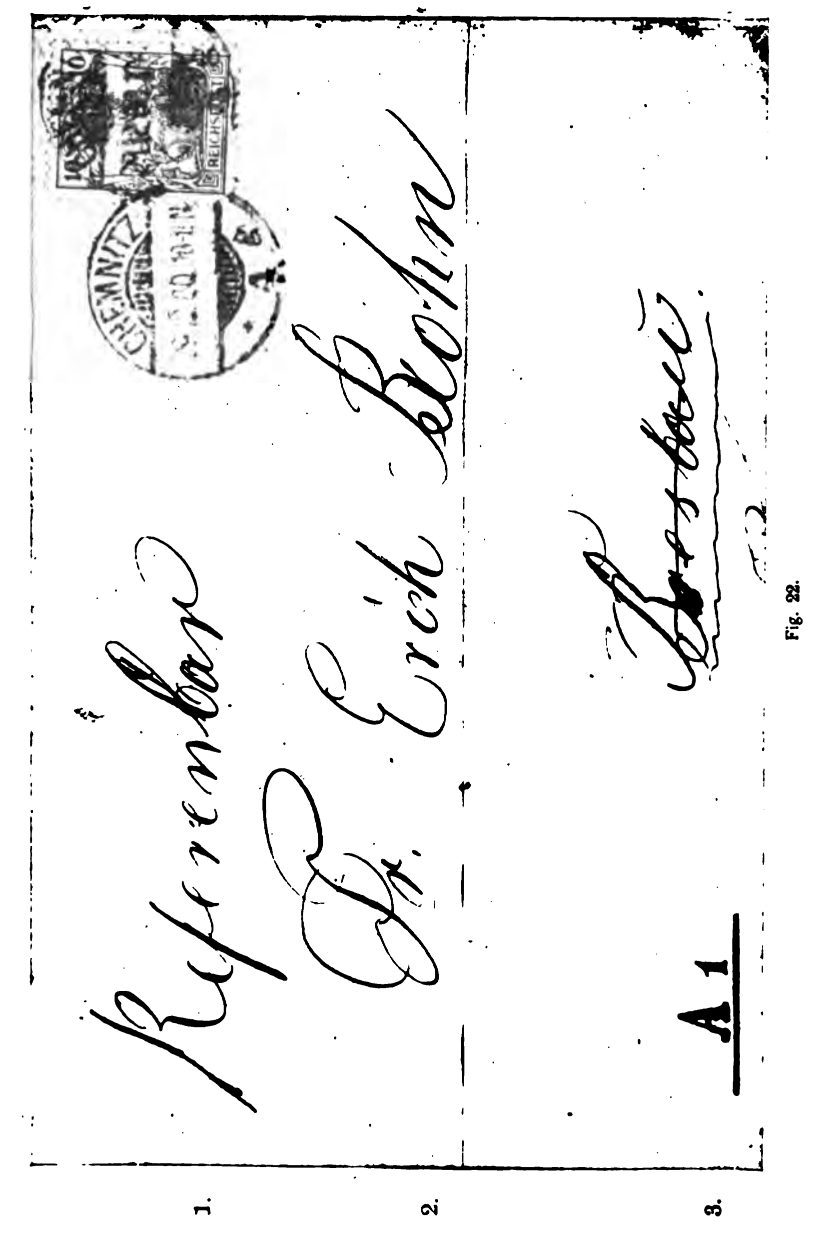


Fig. 22.

„Eine Frage“ und endigend „ . . . die Ehre nehmen ? ? ?“ Auf der Rückseite der Karte steht ein farbig gedrucktes Schmähbild nebst zugehörigenden gedruckten Versen beleidigenden Inhalts.

Fig. 23.

Die bewegliche Handschrift zeigt keinerlei Merkmale für beabsichtigte Verstellung; die Schriftlage ist rechtsschräg; die vorhandenen Schnörkel dürfen als Ergebnis der Schreibgewandtheit und vielleicht auch der Eile betrachtet werden, (vgl. z. B. den lang nach rechts ausgezogenen Querstrich des „F“ in Fig. 23). Diese flotte Kurven- und Schleifenbildung und die mangelnde Schriftzeichenverbindung („intuitive“ Schrift) finden sich auch in der lateinischen Schrift der Adresse; ausserdem sprechen noch für die Urheberschaftsidentität dieser beiden Schriftstücke die Gestaltung der Buchstaben „r“ und „a“ (Fig. 22 in „*Dr.*“ und „Breslau“, Fig. 23 in „Frage“).

Nr. 4 (Fig. 24). Ein halber Briefbogen vom Format 13½/18½ cm, mit Bleistift in deutschen Lettern, achtzeilig, sehr schnell und kurvenreich gewandt beschrieben. Der Text (vgl. Fig. 24) ist nicht fehlerlos; die Schreibungen „könen“ (Zeile 1) und „von“ (Zeile 5) sprechen mindestens für Eile, vielleicht aber auch für Bildungsmangel. Obwohl die Schrift grösser und beweglicher ist, wie Nr. 3, so ergiebt eine nähere Vergleichung doch die Urheberschaftsidentität; zur Begründung verweisen wir auf die Aehnlichkeiten des Wortes „Frage“ (Fig. 24, Zeile 2, und Fig. 23). Die Differenzen der grösseren Schleifen (z. B. im „k“, „d“ und „?“) dürfen als unwesentlich betrachtet werden, da sie ein Ergebnis der durch Textmenge und Papierformat bedingten verschiedenen Bewegungsergiebigkeit sind.

Gruppe C: Vergleichsmaterial.

Nach Sachlage kommen für die Urheberschaft der Geisterschriften und der anonymen Schriftstücke in Betracht:

	Für:	Urheberschaftsverdächtig:
A.	I. 1.	Frau Rothe (Paul Flemming.)
	I. 2.	Frau Rothe.
	II. 1—3.	Frau Rothe.
	II. 4.	Frau Rothe („Enzio.“)
	II. 5,6.	Frau Rothe.
	III. 1—6.	Frau Rothe, Jentsch, Lina Rothe. (Ausserdem für III. 3, „Riedel“, und für III. 5-6: „Paul Flemming.“)
B.	1.	Jentsch.
	2—4.	Frau Rothe, Jentsch, Lina Rothe.

Als Vergleichsmaterial liegen folgende Schriftproben obiger Personen vor:

I.) **Frau Rothe**. Sechs Schriftstücke.

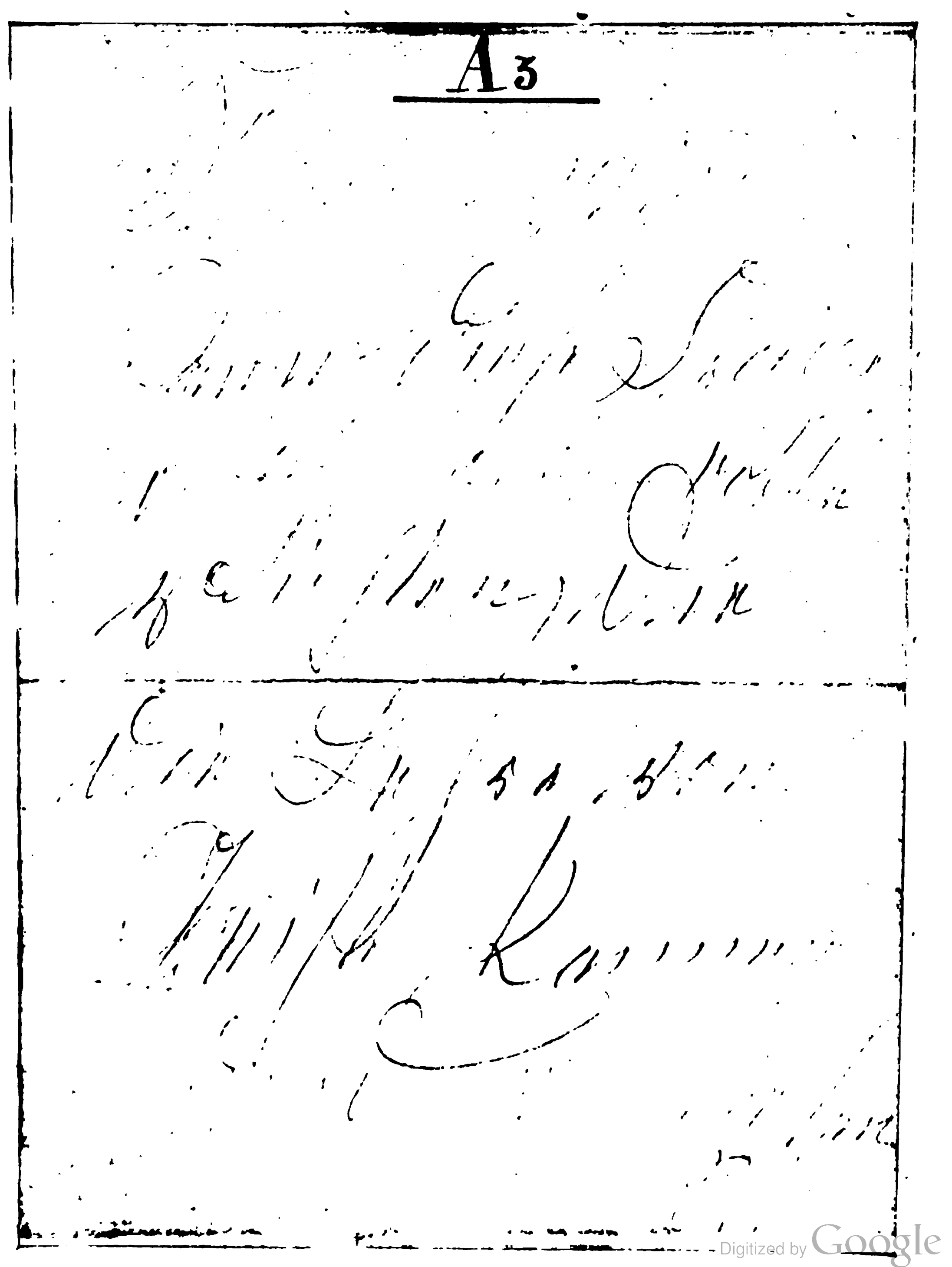


Fig. 24.

[illegible] geschrieben
[illegible] vergl. Fig. 25)

Nr 2. Ein sogenannter „Chemnitzer Revers“ vom 29. Juni 1901, welchem Frau Rothe eigenhändig mit Tinte noch 14 Zeilen hinzufügte und zwar Zeile 1—3 unten auf der ersten Seite, Zeile 4—14 jedoch auf der zweiten Seite (Vergl Fig 26)

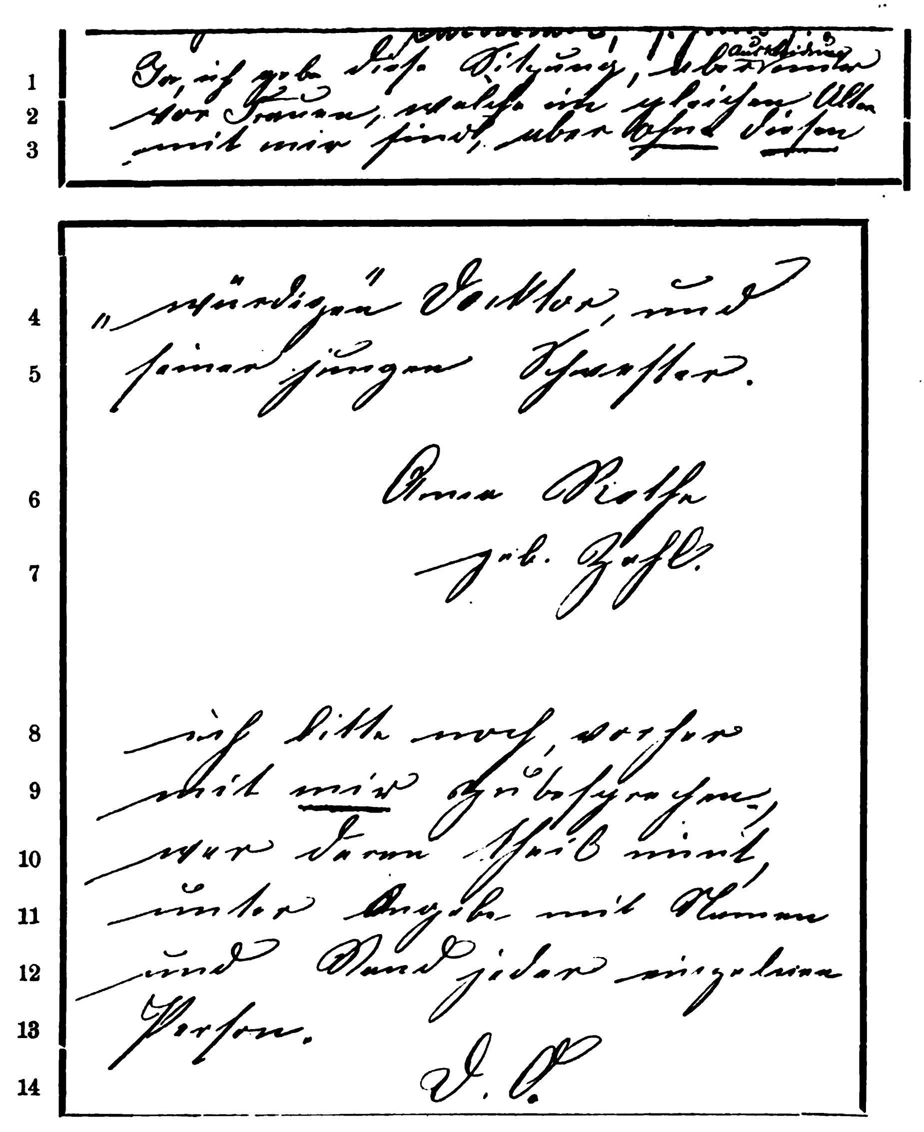


Fig. 26.

Nr. 3. Die Rückseite eines Couverts (1900), mit dem in deutschen Lettern und mit Tinte geschriebenen Vermerk „Asender Anna Rothe Chemnitz Plan 11.“

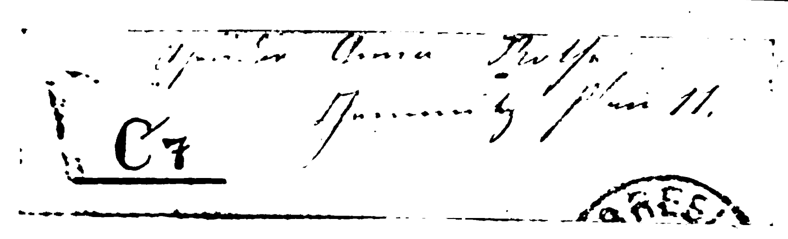


Fig. 27.

Nr. 4. Eine Berliner Ansichtspostkarte (ca. 1900), mit Bleistift in deutschen [illegible] eng beschrieben (25 Zeilen) und „Anna" unterzeichnet.

Nr. 5. Eine Ansichtspostkarte vom Kahlenberg (ca. 1900) mit der Unter[illegible] „Anna Rothe", in lateinischen Lettern mit Bleistift geschrieben.

Nr. 6. Photographie einer Unterschrift „Anna Rothe, geb. Zahl", (Fig. 28) [illegible] von der Denunciation der Frau Rothe an den Justizminister. (1901.)

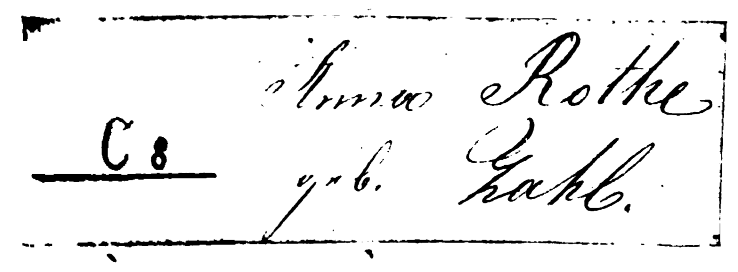


Fig. 28.

Nr. [illegible] Rückseite der Geisterschrift A, I. 2 mit folgender 15 zeiligen, in [illegible] mit Bleistift geschriebenen Notiz der Frau Rothe. (Sommer 1899.)

[illegible] ein wenig Schamgefühl hat von
[illegible] läßt sich nicht immer und so oft
[illegible] und untersuch nur von ganz guten
[illegible] habe ich dieses gethan. Bruder Jentsch
[illegible] nicht mehr und ich mag nicht mehr ich
[illegible] von den Wissenschaftslern.
[illegible] mit Siegeln versehen, durch die
[illegible] Faden gezogen und gesiegelt.
[illegible] folgende Worte dienen (Fig. 29.)

Fig. 29.

[illegible] zusammenfassenden Betrachtung der
[illegible]

Die zumeist ziemlich einfachen und klar leserlichen Schriftformen weichen nicht eigenartig von der kalligraphischen Schulvorlage ab; durch die Veränderlichkeit ihrer Schreibbeweglichkeit gestaltet jedoch Frau Rothe den allgemeinen Ductus der Handschrift sehr verschieden; die Schriftlage zeigt stark wechselnde Neigungswinkel (Fig. 26 und Fig. 28), welche auch innerhalb eines Schriftstückes auftreten können (Fig. 25); ebenso variabel sind Grösse und Weite der Schrift (Fig. 25, Zeile 20 ff., und Fig. 26, Zeile 1–3), Einfachheit und kurvenreiche Beweglichkeit (Fig. 28 und Fig. 29), sowie Bindung und Trennung der Schriftzeichen (jedoch überwiegt die Tendenz zur Unverbundenheit); auch die Schriftsysteme wechseln in den Namensunterschriften (Fig. 26 und 27 in deutschen Lettern; Fig. 28 in lateinischen Lettern). Die Bewegungsveränderlichkeit beeinflusst natürlich die äussere Form der Schriftzeichen; man vergleiche z. B. die äusserlich verschiedenen, in ihren wesentlichen, für Identitätsfragen wichtigen Eigentümlichkeiten jedoch konstanten und ähnlichen Schriftzeichen:

„A" in Fig. 25, Zeile 21; Fig 26, Zeile 6; Fig 27, Zeile 1.
„R" in Fig. 25, Zeile 13; Fig. 26, Zeile 6; Fig. 27, Zeile 1.
„S" in Fig. 25, Zeile 13; Fig. 26, Zeile 1 und 5; Fig. 29, Zeile 1.

Beachtenswert sind auch die zuweilen vorkommenden Korrekturen, teilweisen Verdoppelungen und Auslassungen von Schriftzeichen, sowie die orthographischen und grammatikalischen Fehler; einige charakteristischen Fälle sind im Folgenden zusammengestellt:

A. Korrekturen.

a) Schriftzeichenteile werden durch Schleifen und Striche ergänzt. Fig. 25, Zeile 19 in „wi***ch***tiger".

b) Schriftzeichen werden zu früh begonnen, jedoch sofort abgebrochen und die Schriftzeichenauslassung kommt nicht zu Stande. Fig. 25, Zeile 15 in „U***nd***", Fig. 29 in „***sich***".

B. Schriftzeichen-Auslassungen.

Fig. 27, Zeile „***As***ender' statt „***Ab***sender". Ausserdem werden Kommas, Punkte und die Querstriche in „f" und „t" zumeist ausgelassen.

C. Schriftzeichen-Verdoppelungen.

Fig. 25, Zeile 17 in „Ge***wv***issens"; Fig 27, Zeile 2 in „Chem***m***itz".

D. Orthographische Fehler.

Fig. 25, Zeile 22 „bewu***st***", Zeile 25 „***e***uch"; Fig. 26, Zeile 4 in „Doctor"; Fig. 29 in „Med***in***", „i***m***er", „Beck***a***nten"; ausserdem wird die alte „th"-Schreibung benutzt; Fig. 25, Zeile 14 in „Mu***th***"; Fig. 26, Zeile 10 in „***th***eil".

E. Grammatikalische Fehler.

Fig. 26, Zeile 3–5 „ohne . . . seine***r*** jungen Schwester".

Die oben dargelegten Eigentümlichkeiten, sowie die sonstigen graphologisch-bedeutungsvollen Eigenheiten von Frau Rothe's Handschrift (Druckverteilung, Richtungenbindung, Häkchen, Stellung und Gestalt der Uebersetzungszeichen, Zeilenführung) erlauben uns nun folgende Schlüsse:

Mancherlei Gegensätze vereinigen sich in dem Charakter der Frau Rothe; gleichmässige Constanz fehlt durchaus; mögen auch ursprünglich Einfachkeit und gutmütige Anspruchslosigkeit vorhanden gewesen sein, so dürften doch früh schon Impressionabilität, Begeisterungsfähigkeit und Phantasie zu Ideen und Interessen geführt haben, welche über das Kenntnis- und Thätigkeitsgebiet

einer normalen kleinbürgerlich-einfachen Frau hinausgingen. Die Bildungsmängel konnten jedoch um so weniger überwunden werden, als dem Intellekt dieser Frau Objektivität und logische Consequenz des Denkens sehr mangelt; vielmehr blieb sie durchaus befangen in ihren gefühlsmässigen Urteilen (sehr unverbundene Schrift), deren unmittelbare und unberechenbare Einfälle von ihr recht wohl als „Eingebungen" angesehen worden sein können; manches Richtige und Ueberraschende mag hierin enthalten gewesen sein, denn eine gefühlsmässige Urteilsklarheit und umsichtig-schnelle, auch schlagfertige Aeusserungsfähigkeit lassen sich durchaus nicht verkennen. Diese Eigenschaften müssen sie vor ihrer Umgebung ausgezeichnet haben; ihr Selbstbewusstsein wurde geweckt und gefördert — wobei natürlich auch ihre Phantasie und Begeisterungsfähigkeit nicht unthätig blieben — und so gewann sie die „Erkenntnis" ihrer Bedeutung und ihres Berufes; zweifelhaft aber erscheint es, ob sie allein vermocht hätte, so bekannt, berühmt und routiniert zu werden; Weltgewandtheit und leichtsinnig aggressiver Wagemuth fehlen ihr nämlich ziemlich, doch hat sie natürlich im Laufe der Jahre an Sicherheit des Auftretens und resoluter Entschlossenheit zugenommen (Fig. 26). Wachsende Erfolge lehrten sie, ihre „Eingebungen" zwangloser zu äussern; Uebertreibungen und Prahlereien mögen vorgekommen sein, so dass minder Gläubige ihr den Vorwurf der Eitelkeit, ja vielleicht des Grössenwahnsinns mit einigem Rechte machen könnten. Die Kraft ihrer Natur scheint aber nicht gross genug zu sein, um die Medium-Rolle auch bei wankendem oder schwindendem Erfolge vertrauensvoll weiterzuspielen. Wohl sind wir zur Annahme geneigt, dass Frau Rothe ihre Laufbahn begann, als eine von ihren Gefühlen und von äusseren Umständen gläubig Betrogene; gegenwärtig aber scheint sie uns dieses nur noch in vorübergehenden Stimmungen zu sein und trauen wir ihr im übrigen bewusste lügnerische Aeusserungen und betrügerische Handlungen zu.*)

Alles in allem zeigt dieser Charakter viele Züge des hysterischen Typus;**) Erwägungen aber über etwaige Beziehungen zwischen Auftreten, bezw. stärkerer Aeusserung des bezüglichen Eigenschaftskomplexes und dem Eintritt in das Klimakterium müssen dem Mediziner, bezw. Psychiater überlassen bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist graphologisch nur sehr selten möglich, jemanden als „bewusst unehrlich" zu charakterisieren; im vorliegenden Falle spricht aber ein grosser Symptomenkomplex mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit obiger Angaben. Die Zeilenführung ist unsicher mit der Tendenz zum gewundenen Ductus; linksläufige Schleifen kommen zahlreich vor; die Richtungenbindung wechselt zwischen arkaden- und fadenförmigem Ductus; auch zum Wortschluss kleiner werdende Worte finden sich (Fig. 25, Zeile 23 „Geister"); die „a", „o" u. dgl. sind oben bald geöffnet, bald stark geschlossen (Fig. 26, Zeile 4 in „Dr.").

**) Vgl. Crépieux-Jamin „Handschrift und Charakter", 334 ff., wo auch ähnliche Handschriften vorhanden sind.



Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.



Geisterschriften und anonyme Schriftstücke im „Fall Rothe“.

Von Dr. jur. **Erich Bohn** und **Hans H. Busse.**

(Schluss.)

II.) **Max Jentsch.** Mehrere umfangreiche Briefe wurden eingesehen. Die folgende Schriftprobe ist einem dieser Briefe entnommen und genügt an dieser Stelle völlig zur Veranschaulichung des Vergleichsmaterials, denn die Handschrift Jentsch's bleibt sich in ihrem allgemeinen Ductus stets gleich; trotz grosser Schreibbeweglichkeit und Kurven-, bezw. Schleifengewandtheit verändern sich Lage, Grösse, Weite und Dicke der Schrift nicht wesentlich und gänzlich fremd sind hier derartige allgemeine Differenzen wie sie bei Frau Rothe's Handschrift vorkommen. Anders liegt es jedoch mit der Schriftzeichen-Gestaltung; diese zeigt einen grossen Reichtum von Formen; die folgenden

1
2
3
4
5
6
7
8

Fig. 30.

Beispiele wurden einem Briefe vom 12. Juli 1898 entnommen und veranschaulichen die Vielartigkeit der Schriftbildungen deutlich; trotzdem bestehen auch hier



Grenzen und konstante Differenzen gegenüber den Handschriften von Frau Rothe und ihrer Tochter.

Nach seiner Handschrift erscheint Jentsch nicht als eine objektiv-sachlich urteilende und kraftvoll-mutig handelnde Natur; er ist vielmehr ein Charakter

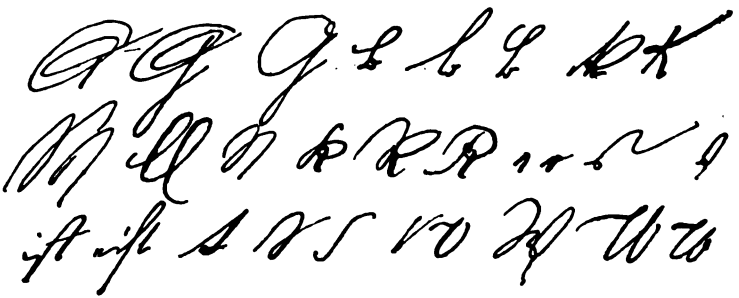


Fig. 31.

von viel äusserlicher und umsichtig-geschäftiger Thätigkeit, welche er mit Eitelkeit und renomistischer, übertreibender Selbstgefälligkeit in Szene setzt; er will eine Rolle von Bedeutung spielen und tonangebend erscheinen; schlagfertige, phrasenhaft-weitschweifige Wortgewandtheit steht ihm hierbei sehr zu Gebote; seine eifrige, planreiche Unternehmungslust entbehrt aber durchaus der kühnen Energie und unbeugsamen, überzeugungstreuen Widerstandskraft, denn er ist eine oberflächliche und unverlässliche Natur. Diplomatische Verschlagenheit und schmeichlerische Berechnung, verbunden mit schneller Beobachtungsgabe, ermöglichen ihm aber sich zu behaupten und durchzusetzen. Arbeitskraft, Fleiss und gründlich-ernste Thätigkeit fehlen.

III.) Lina Rothe. Drei Schrifttafeln.

Nr. 1. Eine Gratulationskarte von Format 11/9 cm, auf deren Rückseite rechts unten mit Tinte der nebenstehende Text geschrieben wurde. (Fig. 32).

Fig. 32.

Nr. 2. Eine Tafel mit drei länglichen, bleistiftbeschriebenen Zetteln vom Format 17/30 cm, entstanden 1900.

Nr. 3. Eine Tafel mit zwei länglichen, bleistiftbeschriebenen Zetteln vom Format 17/6½ cm, entstanden 1900.

Der Text dieser fünf Zettel besteht aus geschäftlichen Notizen, ...e wohl mit einiger Eile, aber gewandt zumeist in lateinischen Lettern ...ieben wurden. Als Probe mögen folgende Worte dienen (Fig. 33).

Für fünf Geisterschriften wurde ein „Geist" als angeblicher Urheber genannt; diese Ursprungsbehauptung muss daher jeweils zuerst erwogen werden. Als Vergleichsmaterial können hierbei allerdings nur Schriftproben der früheren lebenden Menschen dienen; wir gehen jedoch von der Voraussetzung aus, dass auch die event. schriftlichen Bewegungsfixierungen eines „Geistes" von seiner

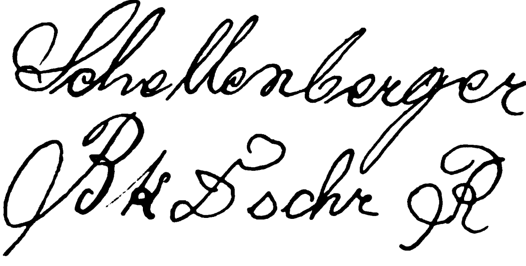


Fig. 33.

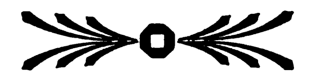
Bildung und seinem Charakter abhängen, und dass diese wiederum übereinstimmen oder doch ähnlich sein müssen mit Bildung und Charakter der früheren menschlichen Persönlichkeit. Urheber von „Geisterschriften" sollen sein Paul Fleming „Enzio" und „Riedel"; Vergleichsmaterial konnte nur von den beiden ersten erlangt werden.

1. **Paul Fleming.** Die folgende Schriftprobe des schlesischen Dichters (1609 bis 1640) zeigt seinen Namen nebst Datum (Fig. 34*); die steile, kräftige, gewandte, aber doch maassvolle Schrift zeigt die Eigentümlichkeiten des allgemeinen Ductus und der Schriftzeichen Bildung vor 300 Jahren in charakteristischer Ausprägung.

Fig. 34.

2. „**Enzio.**" Das Vergleichsmaterial besteht aus einem Briefe (1896) und einer Postkarte (1899), beide zwanglos und gewandt in deutschen Lettern mit Tinte beschrieben. In der nebenstehenden Schriftprobe wurden die für die Vergleichung mit Figur 9 wichtigen Worte zusammengestellt; Zeile 1—3 sind dem Briefe, 4—6 der Karte entnommen.

Fig 35.



*) Entnommen aus König's Litteraturgeschichte.

II. Abschnitt.

Vergleichung der Geisterschriften und anonymen Schriften mit den Handschriften von Anna Rothe, Jentsch und Lina Rothe.

Ueber die Ergebnisse der vergleichenden Untersuchung kann in ziemlicher Kürze berichtet werden, da die vorhergehende kritische Description des Materials bereits zu anschaulichen Vergleichungen Gelegenheit bot und Wiederholungen hier vermieden werden müssen. Auch erschien es angebracht, Beispiele von wesentlichen Verschiedenheiten, bezw. Uebereinstimmungen möglichst nur unter Hinweis auf die abgedruckten Schriftproben anzuführen.

Gruppe A: Geisterschriften.

I. Abteilung.

Nr. 1. — Figur 5. Die echte Handschrift Paul Fleming's (Fig. 34) zeigt weder im allgemeinen Ductus (Schriftlage, Grösse, Weite, Druckverteilung) noch in der Schriftzeichengestaltung irgend welche Aehnlichkeit mit der angeblich von ihm stammenden Geisterschrift.

Frau Rothe's Handschrift weicht zwar im allgemeinen Ductus auch von der kurvenreichen Beweglichkeit der Geisterschrift ab; die Veränderlichkeit ihrer Handschrift lässt es aber als höchstwahrscheinlich erscheinen, dass ihr auch eine derartig kurvenreiche linksschräge eilige Schriftbildung nicht unmöglich sei. Die Gestaltung der Schriftzeichen entspricht im wesentlichen durchaus derjenigen der Frau Rothe'schen Handschrift. Im einzelnen sind besonders zu vergleichen:

„F" Fig. 5, Zeile 3 mit Fig. 25, Zeile 18; Fig. 26, Zeile 2.
„H" Fig. 5, Zeile 1 mit Fig. 25, Zeile 17.
„L" Fig. 5, Zeile 1 mit Fig. 25, Zeile 15.
„D" Fig. 5, Zeile 2 mit Fig. 25, Zeile 13.
„P" Fig. 5, Zeile 4 mit Fig. 26, Zeile 13.

Nr. 2. — Diese „Geisterschrift" — welche übrigens nicht mit Paul Fleming in Verbindung gebracht wurde — stimmt in ihren wesentlichen Eigentümlichkeiten durchaus mit der vorigen überein und zeigt mithin eine entsprechende auffallende Verwandschaft zur Handschrift der Frau Rothe. Charakteristisch ähnliche Schriftformen sind besonders „B", „D", „H", „L"; „d", „k", „r", „s" und „t"; ausserdem finden sich Tendenz zum Arkadenductus, Wechsel der Schriftzeichen-Bindungen und grosser Abstand der Zeilen bei ziemlicher Ungleichmässigkeit in der Führung (Richtung.)



II. Abteilung.

Nr. 1, 2, 3. — Figur 6—8. Nach den Darlegungen im vorigen Kapitel können diese drei namenlosen Geisterschriften als völlig gleichartig auch gleichzeitig mit Frau Rothe's Handschrift verglichen werden. Die auffallenden Differenzen der Schriftlage, Unsicherheit und Unvollständigkeit müssen als unwesentlich bezeichnet werden; aussergewöhnliche körperliche Umstände veränderten hier den allgemeinen äussern Ductus, doch modificierten sie die feineren für die Urheberschaftsentscheidung (Feststellung) wichtigen Eigentümlichkeiten der Schriftzeichen-Gestaltung nicht wesentlich. Folgende Vergleiche mögen hierfür den anschaulichen Beweis liefern:

Fig. 6/7 „M" mit Fig. 25, Zeile 14, 20; Fig. 29.
Fig. 6 „J" mit Fig. 26, Zeile 1.
Fig. 7 „F" mit Fig. 25, Zeile 18; Fig. 26, Zeile 2.
Fig. 8 „G" mit Fig. 25, Zeile 17.

Ausserdem sind zu beachten: „r" ohne Basishaken, „tt" ohne Basisschleife, „h" mit stärkerer Unterlänge. Die Kleinschreibung von „euch" (Fig. 8) ist auch bei Frau Rothe zu finden. (Fig. 25, Zeile 25.)

Nr. 4. — Figur 9 und 35. Die echte Handschrift „Enzio's" (Fig. 35) mag bei oberflächlicher Betrachtung wohl der Geisterschrift ähnlich erscheinen, die „G" entbehren der oberen Haken und die „tt" der Basisschleifen. Diese Uebereinstimmungen verdienten auch gewiss Beachtung, falls noch andere wesentlichere Aehnlichkeiten und keine bemerkenswerten Differenzen vorhanden wären; als solche müssen aber folgende Eigentümlichkeiten in Enzio's Handschrift betrachtet werden:

a) Die mässig rechtsschräge Schriftlage.

b) Die mit festem Druck beginnende „G"-Schleife und die stete obere Schliessung der Buchstaben; auch ist die untere Schleife sehr ausgeprägt.

c) Die Bildung des „ß", dessen zweiter Theil auf, nicht aber weit unter der Zeile seine Basis hat. (Vgl. dagegen Fig. 29,)

d) Die Bildung des deutschen „r" zeigt die untere Hakenabsetzung; die lateinische Eorm tritt nur in Worten mit durchgehend lateinischen Lettern auf.

e) Die Schriftzeichen sind überhaupt schärfer geformt und entbehren nie der Uebersetzungszeichen.

All diese Umstände sprechen entschieden dagegen, dass etwa Enzio's Geist hier die Rolle einer schreibenden Intelligenz spielte. Diese ist vielmehr identisch mit jener, welche die vorigen Geisterschriften producierte; in entsprechender Weise finden sich demnach in Frau Rothe's Handschrift charakteristische Aehnlichkeiten zu diesem angeblichen Enzio-Zettel; man vergleiche hiermit: „G" in Fig. 25, Zeile 17, 23; „r" in Fig. 25, 26, 27, 29, stets die lateinische Form; „F" mit rückwärts gewendetem Basishaken in Fig. 26, Zeile 13; „t" ohne Basisschleife, in Fig. 25, 26 etc.

Die vorliegende Geisterschrift ist allerdings von zu geringem Umfang und unter zu abnormen Umständen entstanden, als dass ein jederman überzeugender

Identitätsbeweis für Frau Rothe's Urheberschaft möglich wäre. Trotzdem müssen wir diese annehmen, nachdem die Behauptung von Enzio's Schreibthätigkeit als unhaltbar sich erwies und ausserdem eine verblüffende Aehnlichkeit zu mehreren früheren „Rothe'schen Geisterschriften" besteht.

Nr. 5 und 6. — Figur 10 und 11. — Unter Hinweis auf die obigen Darlegungen und auf die Aehnlichkeit der „E", „G", „M", „o", „r", „tt" dieser beiden Geisterschriften mit Frau Rothe's Schriftzeichenbildungen muss auch hier das Medium selbst als Urheber bezeichnet werden.

III. Abteilung.

Nr. 1 und 2. — Figur 12—18. — Ueber die Vergleichung der beiden apportierten Geisterbüchlein mit den Handschriften der drei urheberschaftsverdächtigen Personen (Frau Rothe, Jentsch, Lina Rothe) kann gleichzeitig berichtet werden, weil bereits die Identität der schreibenden Intelligenz jener beiden Dokumente nachgewiesen wurde. Die auffallende Aehnlichkeit der vorliegenden Geisterbüchlein mit den ersten beiden Geisterzetteln (A I. 1 und 2, Fig. 8 und 10) ist schon erwähnt worden; da nun für diese nach unserer Ansicht die Urheberschaft der Frau Rothe erwiesen ist, so muss sie wahrscheinlich auch die Geisterbücher geschrieben haben. Die vergleichende Untersuchung ergab die Richtigkeit dieser Vermutung und liess den Verdacht bezüglich Jentsch's oder Lina Rothe's Urheberschaft als unberechtigt erkennen.

Lina Rothe's Handschrift entbehrt gewiss nicht einiger Aehnlichkeiten mit verschiedenen Schriftformen der „Geisterbücher", z. B. vergleiche man: „G" in Fig. 13 mit Fig. 32, Zeile 2; „h" mit längerer und weiterer unterer Schleife; „t" ohne Basishäkchen; auch die Bildungen der „L" und „J" entsprechen sich im Allgemeinen. Folgende beachtenswerte Differenzen erlauben jedoch nicht, jene Aehnlichkeiten als entscheidend zu betrachten; Lina Rothe vereinfacht das deutsche „r" nicht zur lateinischen Form, sie setzt u-Haken und i-Punkte niedriger und tendiert bei „n", „m" und „u" zu Basisabrundungen, nicht aber zur „Arkadenschrift"; die eigentümliche Abkürzung der „und" (Fig. 32, Zeile 1) kommt ebenso wenig in den Geisterbüchern jemals vor, wie die Setzung eines t-Querstriches (vergl. „sendet") oder wie die steigende Zeilenführung mit ausgeprägter Tiefersetzung der Wortanfänge.

Die grosse Kurvengewandtheit von Jentsch's Handschrift (Fig. 30 und 31) lässt ihn wohl zunächst urheberschaftsverdächtig bezüglich der Geisterbücher erscheinen; die wenigen äusserlich kalligraphischen Aehnlichkeiten (z. B. „G", Fig. 31) können aber diesen Verdacht nicht weiter stützen angesichts der zahlreichen und fundamentalen Differenzen. In den Geisterbüchern herrscht ein Mangel an mehrartigen Formen für die einzelnen Schriftzeichen; diese treten vielmehr stets nur in einer, höchstens äusserlich modificierten Gestalt auf. Jentsch aber beweist seine vielseitige Gewandtheit auch durch eine entsprechend vielartige Schriftzeichenbildung. (Fig. 31.) Zu weit führen würde die eingehende Darlegung der hieraus folgenden zahlreichen Differenzen; man beachte jedoch z. B. die lateinischen „M", „S", „W", die älteren „H" und „st", die „B" und „L" ohne linke Basisschleife, die eigenartig zusammengebogenen u-Haken, die durchstrichenen „J"; all diese Schriftzeichen-Bildungen sind der

schreibenden Intelligenz der beiden Geisterbücher völlig fremd. Andererseits aber fehlen auch in Jentsch's Handschrift die den Geisterbüchern eigentümlichen „D", „E", „F", die ausgeprägteren Arkaden und die klarere Zeilentrennung.

Vergleichen wir nun Frau Rothe's Handschrift, besonders Figur 25, mit den beiden inkrimierten Schriftstücken, so finden wir hier alle nur möglichen Uebereinstimmungen; die Formen der „E", „F", „G", „r", „tt" und „u" entsprechen sich durchaus, sogar die doppelte u-Haken-Setzung kommt gleichartig vor (Fig. 25, Zeile 23 in »guten‹), ebenso die Correcturen, die Verschreibungen und Auslassungen (z. B. der Interpunktionszeichen); Verse werden ebenfalls wie Prosa und trotzdem ihre Anfänge auch mit grossem Buchstaben geschrieben (Fig. 25, Zeile 15 „Und", 18 „Sind" u. s. w.) All diese übereinstimmenden Eigentümlichkeiten zwingen zur Annahme, dass Frau Rothe die Schreiberin der beiden „Geisterbücher" war.

Nr. 3. Figur 18. — Zur Riedel'schen Geisterschrift fehlt leider Vergleichsmaterial von der Hand des angeblichen Schreibers; ein directer Beweis für die Unrichtigkeit dieser Urheberschaftsangabe ist also nicht möglich. Infolge bereits erwähnter Schrifteigentümlichkeiten sind aber weder Jentsch noch Lina Rothe als Schreiber dieses Zettels zu betrachten; charakteristische Aehnlichkeiten und der Mangel wesentlicher Differenzen weisen vielmehr auf Frau Rothe, als Urheberin, hin; („F", „s", „r", „w", Arkadenschrift, Zeilenabstand).

Nr. 4. — Die wenigen Worte auf der Rückseite des apportierten Spiegels zeigen eine solch' schulmässige und doch unsichere Schriftzeichenbildung, dass Jentsch's Urheberschaft hierfür als völlig ausgeschlossen zu betrachten ist. Schwieriger aber ist die Entscheidung, ob Frau Rothe oder ihre Tochter die Schreiberin der drei Worte war; beide Annahmen sind durch mehrere Eigentümlichkeiten zu stützen. Es sprechen für die Urheberschaft von

a) Frau Rothe: die Schriftlage, die ungleichmässige Zeilenführung, die Auslassung, die Tendenz zum Arkadenductus, die Bildung von „A", „N", „d" und „k".

b) Lina Rothe: Die Bildung der weitbauchigen „5", die Basishaken am „r".

Es sprechen gegen die Urheberschaft von:

a) Frau Rothe: Die Bildung des „U" mit deutlicher oberen Hackeneinbiegung (vgl. ihre „U" ohne diese Einbiegung in Fig. 25, Zeile 15 und 23); die Bildung des „r". — Die wichtige Zahl „5" kommt leider in dem Frau Rotheschen Vergleichsmaterial nicht vor.

b) Lina Rothe: Schriftlage, Zeilenführung, Verbindung der „h", Tendenz zum Arkadenductus. — Im Lina Rothe'schen Vergleichsmaterial fehlen die Schriftzeichen „A", „k", „U", „N".

Diese Umstände weisen zwar mit grösserer Wahrscheinlichkeit auf Frau Rothe's Urheberschaft; die Kürze des inkr. Dokumentes und die Lücken des Vergleichsmaterials gestatten uns jedoch keine bestimmtere Entscheidung.

Nr. 5 und 6. — Fig. 19. — Beide Geisterschriften sollen angeblich von Paul Fleming (Fig. 34) stammen, sie haben aber hiermit ebensowenig Aehnlichkeit wie der schon verglichene erste Zettel (A. I, 1; Fig. 5). Während aber Nr. 5 in auffallendster Weise mit der angeblieh Riedel'schen Geisterschrift übereinstimmt, entspricht Nr. 6 völlig I, Nr. 1; in beiden Ductus-Typen jedoch fanden wir Schriftzeichen-Eigentümlichkeiten von gänzlicher Aehnlichkeit mit denen der Frau Rothe'schen Handschrift. Die Vergleichung der letzteren mit den beiden nun vorliegenden Geisterschriften führte zum gleichen Ergebnis: Arkadenduktus und Zeilenführung, Bildung der „A", „N", „F", „r", „t", „v", Korrekturen und mangelnde Interpunktionen, — alle diese charakteristischen Erscheinungen der Frau Rothe'schen Handschrift finden sich hier wieder. Für die Möglichkeit von Jentsch's oder Lina Rothe's Urheberschaft sprechen keinerlei wesentliche Momente.

Gruppe B: Anonyme Schriftstücke.

Nr. 1. — Fig. 20, 21, 30, 31. — Die anonyme Postkarte zeigt alle charakteristischen Eigentümlichkeiten der Jentsch'en Handschrift so klar und durch keine Verstellung oder besondere Umstände modifiziert, dass von einer eingehenden Begründung Abstand genommen werden kann; wir verweisen daher nur kurz auf die völlig übereinstimmenden Bildungen von „𝔖", „S", „W", „u", „s", „t".

Nr. 2. — Fig. 22. — Das Couvert der anonymen Briefsendung ist in lateinischen Lettern geschrieben Das Vergleichsmaterial der drei urheberschaftsverdächtigen Personen enthält zwar nicht alle dort vorkommenden Schriftzeichen, dennoch wurde durch ihre verschiedenartige charakteristische Gestaltung die folgende Entscheidung möglich: Weder Jentsch, noch Lina Rothe, sondern Frau Anna Rothe hat das anonyme Couvert geschrieben.

Gegen Jentsch's Urheberschaft sprechen: „h" mit mangelnder Oberschleife, „e" mit direktem Anstrich, die stets rechtshakige „r"-Form, das deutsche „a" in lateinischer Schrift. Jentsch nämlich schreibt das „h" mit langer Schleife, giebt dem „e" oben einen kleinen Haken, benutzt beide „r"-Formen, (jedoch die linkshakige mehr), und verwendet in lateinischer Schrift nie deutsche „a". (Vgl. Fig. 20, 21, 30, 31).

Gegen Lina Rothe's Urheberschaft sprechen: überragende Länge des Hauptstriches von „R" und „B", direkter Anstrich des „e", die stets rechtshakige „r"-Form, „h" mit mangelnder Oberschleife. Lina Rothe aber bildet „R" und „B" mit überragender Schleife des zweiten Teils, giebt dem „e" stets eine starke Einbiegung, verwendet stets die linkshakige „r"-Form und versieht das „h" mit deutlicher Schleife. Angesichts solcher wesentlicher Differenzen kommen die Aehnlichkeiten im „D" und „b" nicht mehr in Betracht. (Figur 33.)



Für Frau Rothe's Urheberschaft sprechen: stets rechtshakige „r", direkter „e"-Anstrich, deutsches „a" in lateinischer Schrift, „h" mit fehlender Oberschleife. (Vgl. Fig. 26 und 28) Die Ueberragung des „R"-Hauptstriches fehlt zwar in den Facsimiles, sie kommt jedoch in der Unterschrift der einen Ansichtspostkarte vor.

Nr. 3 u. 4. Fig. 23 und 24. Bei der kritischen Description dieser Schriftstücke wurde bereits ihre Urheberschaftsidentität mit dem Schreiber des Couverts als wahrscheinlich erachtet. Die Vergleichung mit Frau Anna Rothe's Handschrift ergab die Richtigkeit dieser Annahme. Die Schriftzeichen des Zettels (Fig. 24) sind allerdings derartig verzerrt, dass ihre Vergleichung mit Schriftproben wie Figur 26 und 28 keine markantere Aehnlichkeiten feststellen kann. Trotzdem dürfen die langen Wortanstriche (vgl. Fig. 26) die linksläufigen Schlusskurven, sowie die Schriftzeichen „F", „L", „G", „t" und „?" als verlässliche Symptome für Frau Rothe's Urheberschaft bezeichnet werden. Besonders das Fragezeichen besitzt eine eigentümliche Gestalt: die linke Schleife verläuft länglich und schmal, die rechte Schleife jedoch ist stark abgerundet, bezw. erweitert. Mit den Fragezeichen am Schlusse der beiden anonymen Zettel (Fig. 23 und Fig. 24, Zeile 8) vergleiche man die folgenden Fragezeichen (Fig. 36); das erste wurde dem Geisterbüchlein A III 2, Seite 16, entnommen; das zweite und dritte Fragezeichen stammt aus einem Brief der Frau Rothe; die beiden letzten völlig andersartigen Fragezeichen aber schrieb — der Impresario Jentsch; wir dürfen

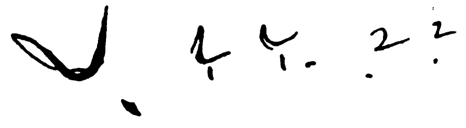


Fig. 36.

hierin ein wichtiges Symptom erblicken gegen die Annahme seiner Urheberschaft der anonymen Zettel. Andere differierende Eigentümlichkeiten bestätigen diesen Schluss; (vgl. Bildung von „G", „F", „a", „k", „u".) Leider enthält das Lina Rothe'sche Vergleichsmaterial kein „?"; die Bildung des „k", die Abrundungen im „n" und „m", die fehlenden linksläufigen Schlusskurven und die mangelnden langen Wortanstriche unterscheiden ihre Handschrift jedoch genügend wesentlich, um die Frage ihrer Urheberschaftsidentität mit den beiden anonymen Zetteln zu verneinen.

Zum Schluss fasse ich die Ergebnisse der gesamten dargelegten Untersuchung zusammen zu folgendem:

Gutachten.

Nach meiner Ansicht wurde bewiesen:

1) Sämtliche Geisterschriften und die anonyme Briefsendung sind von Frau Anna Rothe geschrieben worden; bezüglich der Spiegelaufschrift besteht jedoch nur die Wahrscheinlichkeit ihrer Urheberschaft.

2) Die anonyme Postkarte wurde von Herrn Max Jentsch geschrieben.

3) Frau Rothe hat die Geisterschriften mit Bewusstsein und wahrscheinlich sämmtlich rechtshändig angefertigt; bei den längeren Geisterschriften besteht aber die Möglichkeit einer krankhaften seelischen Erregung.

4) Die Handschriften-Verschiedenheiten sind nur teilweise das Ergebnis einer allgemeinen Schreibbewegungsverstellung; eine feinere Schriftzeichenverstellung ist nicht nachweisbar.

5) Durch aussergewöhnliche Schreibumstände (mangelnde Augenkontrolle) wurden unwillkürliche Veränderungen der Handschrift hervorgerufen.

6) Die angeblich von verschiedenen Geistern herrührenden Schriftstücke enthalten keinerlei wesentliche für deren Persönlichkeit charakteristische Eigentümlichkeit.

7) Die angeblich von verschiedenen Geistern herrührenden Schriftstücke besitzen nur zum Teil äusserliche Differenzen; Eigentümlichkeiten, welche für eine Wesensverschiedenheit der schreibenden Intelligenzen sprächen, waren nicht festzustellen.

8) Frau Rothe scheint hysterisch zu sein.

---

4. Capitel.

Der Gedankeninhalt der Geisterschriften. Rothe als Malmedium.

Von **Dr. Erich Bohn.**

Ebenso wie die graphologische Untersuchung kommt auch die Untersuchung des Gedankeninhalts der Rothe'schen Geisterschriften zum Nachweis des Betruges. Diese Untersuchung habe ich bereits an anderer Stelle (Fall Rothe S. 113 bis—123) und zwar an allen untersuchten Geisterschriften der Rothe durchgeführt. Ich beschränke mich daher hier auf die Wiedergabe der Grundzüge des dort Gesagten.

Nach ihrem Gedankeninhalt zerfallen die Geisterschriften in 5 Gruppen:

1. Begrüssungsworte (»Grüss Gott«), kurze Gesprächsteile u s. w., die als individuelle Botschaften von Geistern gelten sollen, in Wirklichkeit aber jeder Individualität entbehren. Beispielsweise gebrauchte mein Freund Enzio niemals Worte wie »Grüss Gott lieber Freund«.
2. Prosaische Ergüsse in geschraubtem Predigerton. Ihr Inhalt besteht aus den üblichen spiritistischen Himmeleien und Augenverdrehungen.
3. Gelegenheitsgedichte z. B. Geburtstagsgedichte.
4. Monologe.
5. Erbauungslieder. Sie bilden das eigentliche Programm der Rothe.

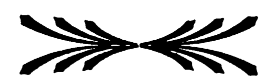
Der Inhalt aller dieser Schriften trieft von Tugend, Frömmigkeit und Kleiner Leute-Weisheit. Woher stammt er?



Frau Rothe stehen 3 Quellen zu Gebote. 1. Ihre eigene dichterische Veranlagung. Sie ist sehr unbedeutend und bewegt sich im Kreis von »Liebe und Triebe«, »Sonne und Wonne«, »Schmerz und Herz« und anderen kindlichen Reimereien. Die Kenntnisse ihres Impressarios, des früheren Reporters Jentsch 3. Die Erbauungsbücher. Ich habe in meinem Fall Rothe nachweisen können, dass 1. Rothe selbst Gelegenheitsgedichte anfertigt. 2. dass Teile der Geisterschriften aus Erbauungsbüchern abgeschrieben sind. Inzwischen hat mir ein günstiges Schicksal noch zwei weitere Dokumente in die Hände gespielt: 2 Gedichte der Rothe und ihres Impressarios, die sie einem Bekannten ins Stammbuch schrieb und die in jeder Weise den „Geisterschriften« ebenbürtig — Die Rothe hat sich gelegentlich auch als Malmedium versucht. Während ihre Kollegin Valeska Töpfer sich mit den Gemälden dreier Indianergeister (Marso, Molo und Telto) begnügte (die Originale befinden sich in meinem Besitz), hat sich durch die Rothe kein Geringerer als — — Rafaël manifestiert. Der Schwindel wurde in Chemnitz ausgeführt.

Im Juni 1898 planten gewisse Aristokratenkreise, Rothe nach Wien zu lancieren, um dort die kaiserliche Hoheit X. — Nomina sunt odiosa — für den Spiritismus zu gewinnen. Da man aber seiner Sache nicht ganz sicher war, hielt man am 14. Juni 1898 in Chemnitz eine Probesitzung ab. Frau Rothe sass am Tisch, Frau Pl. und Baronin Y, ihr zur Seite. Plötzlich fuhr die Rothe unter die Röcke und zog 4 Bilder hervor, die sie ausdrücklich als Originalzeichnungen des Geistes Rafaëls bezeichnet. Diese Zeichnungen liegen mir vor. Sie stellen dar: Ein Baby, zwei Frauenköpfe und einen bärtigen Männerkopf mit Brustpanzer, den die Rothe als »Galvani, Erfinder des galvanischen Stromes« bezeichnete. Als man sie fragte, warum Galvani eine Rüstung (!) anhabe, meinte sie »Das sei so Brauch im Geisterland. Dort habe Rafaël den Gelehrten porrätiert«.

Der Geist Rafaëls hatte aber ein weiteres Wunder gewirkt. Die angeblichen Zeichungen sind, wie jeder Laie sieht und Herr Dr. Erich Klossowski, Kunstschriftsteller und Maler in Breslau, mir bestätigte, schlechte lithographische Zeichnungsvorlagen, wie sie in jedem Papiergeschäfte käuflich sind.



Anhang zum „Fall Rothe".

Der Bericht des Dr. med. Ludwig Reininghaus.

I.

Von **Dr. Erich Bohn.**

Ein günstiger Zufall hat es gefügt, dass wir am Schluss dieser Arbeit die Richtigkeit ihrer Methode an einem praktischen Fall prüfen können. Die occultistische Zeitschrift »Psychische Studien« hat den 29. Jahrgang mit einem Bericht eines Herrn Dr. med. Reininghaus aus Echte im Harz eröffnet, in dem der Verfasser für die Echtheit der Rothe und ihrer Geisterschriften eintritt. Die Sitzung, auf Grund deren Dr. R. zu diesem Urteil kommt, fand am 22. Oktober 1901 in Berlin statt. Der Bericht ist vom 12. November 1901 datiert.

Es liegt auf der Hand, dass wir zu diesem Bericht Stellung nehmen müssen. Dabei befinden wir uns in ungünstiger Lage. Unsere Aufgabe besteht in der Beantwortung der Frage, ob die von Reininghaus berichteten Thatsachen zur Annahme supernormaler Erklärungen zwingen. Selbstverständlich hat Reininghaus die Thatsachen in diesem Lichte dargestellt. Wir mussten daher weiter untersuchen, ob seine Darstellung der Thatsache glaubwürdig erscheint. Es liesse sich ja denken, dass Dr. R. infolge ungenügender Vorbildung falsch beobachtet hat und uns als Thatsachen das Resultat dieser falschen Beobachtungen schildert. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht von vornherein gegen die Richtigkeit der R.'schen Darstellung Nach Dr. R sind die Geisterschriften im wesentlichen unter den gleichen äusseren Umständen zustande gekommen, wie wir sie geschildert haben. Wenn nun nachweislich die Rothe innerhalb ihrer gesamten 10jährigen Laufbahn bisher nur Fälschungen angefertigt hat, so ist es sehr unwahrscheinlich, dass sie plötzlich in 1 Falle trotz verdächtiger Begleiterscheinungen eine echte Schrift produziert hat. Die erdrückenden Indicien der Vergangenheit könnte nur ein solcher Bericht erschüttern, der durch die Persönlichkeit des Verfassers und die Exaktheit seiner Beobachtung absolute Gewähr für seine Richtigkeit bietet. Läuft auch nur der geringste Irrtum, die kleinste Ungenauigkeit unter, so bricht damit die Glaubwürdigkeit des ganzen Berichtes zusammen.

Wir gehen bei unserer Untersuchung von der allein zweifelfreien Thatsache aus: Von den Abbildungen der Schriften, die Dr. R. in dankenswerter Weise veröffentlicht hat. Nachdem wir festgestellt haben, dass diese Schriften graphologisch sich als Fälschungen darstellen, haben wir den Hebel gefunden, mit dem wir den phantasievollen Bericht des Dr. R. aus den Angeln heben und auf seinen wahren Kern zurückzuführen: Auf falsche Beobachtungen eines Laien infolge ungenügender specialwissenschaftlicher Schulung.



II.

Von **Hans H. Busse.**

In verkleinerter Reproduction (Autotypie) auf ca. 1/3 bezw. 1/2 der Original-grösse liegen die Rothe'schen Geisterschriften vom 22. Oktober 1901 vor.

I. — Ein Facsimile mit den Worten:

Dem Sohn
Georg
Gnßt ?

Angeblich sollen die Schriftzüge der letzten Zeile »Graf R« bedeuten; in Wirklichkeit sind sie jedoch unleserlich infolge der grossen Eile ihrer Entstehung; hierfür sprechen auch der fehlende „i"-Punkt im ersten Worte und die höchst flüchtige Bildung der übrigen Schriftzeichen; möglicherweise war auch die Augenkontrolle bei der Niederschrift mangelhaft. Druckverteilung, Schreibschnelligkeit und das Breiterwerden des linken Randabstandes deuten auf rechtshändiges Schreiben. Der allgemeine Ductus (einfache, schnelle Schrift von unregelmässiger Schräglage und Zeilenführung) und die einzelnen Schriftzeichenformen dieser Geisterschrift entsprechen durchaus den Eigentümlichkeiten zweier bereits besprochenen Geisterschriften (Figur 8 und 10) Eine besonders frappierende Aehnlichkeit hiermi und also auch mit Frau Rothe's schneller, ungezwungener Handschrift zeigen die Buchstaben „D", „S", „h", „G", „o", „r", „g", „t". In Hinblick auf die obigen Figuren und auf die früheren eingehenden Besprechungen, können wir hier und im Folgenden absehen von einer näheren Beschreibung der Schriftzeichen-Aehnlichkeiten.

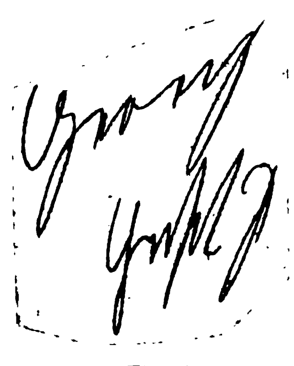


Fig. 37.

II. — Zwei Facsimiles, angeblich Vor- und Rückseite eines Zettels gelben Conceptpapiers vom Format 16/10 ctm. Der Text lautet:

1 Was plagst Du Dich mit unnotigen Sorgen?
2 Liebe Du ihn und zweifle nicht das er
3 Dich auch lübt
4 hat er Dir nicht geredet und versprochen das
5 er Dich tragen wolle bis ins Alter, bis Du
6 grau werdest das alle Haare auf Deinem
7 Haupte gezählet seien das er sich Deine
8 väterlich annehmen, und Dir wenn Du ihn
9 nur lieb hast, Alles zum bessen leiten werde!

Die ziemlich gedrängte, aber doch bewegliche Steilschrift spricht für einige Verstellungsabsicht; im übrigen ist die Schrift einfach und zwanglos, aber auch ziemlich unruhig und unregelmässig in der Zeilenführung, jedoch nicht im Zeilenabstand. Symptome für das Vorhandensein besonders aussergewöhnlicher Schreibumstände bei der Entstehung dieser Geisterschrift sind nicht zu erkennen. Völlig gleichartige Rothesche Geisterschriften lagen uns noch nicht

vor; sobald wir aber von der gedrängten Schrift absehen, entspricht auch der übrige allgemeine Ductus mehreren bereits besprochenen Geisterschriften (Fig. 18 und 19). Es wäre jedoch durchaus unbegründet, die auffallende Schriftenge des vorliegenden Dokumentes als eine wesentliche Eigentümlichkeit zu betrachten; gelegentlich tritt auch in der Handschrift Frau Rothe's eine grössere Enge auf (vgl. Postkarte aus Berlin) und ausserdem kann diese Eigenthümlichkeit willkürlich besonders leicht in einer mässig schnellen Steilschrift erzeugt werden, wie es gerade die Geisterschrift ist. Die Schriftzeichenformen selbst tragen so deutlich in allen wesentlichen Zügen das Gepräge der Frau Rothe'schen Handschrift (vgl Fig. 25 und 29), dass eine eingehende Identifizierung an dieser Stelle unnötig erscheint. Angemerkt mag nur noch werden, dass auch die bereits als charakteristisch erkannten Auslassungen, Fehler und Correkturen einzelner Schriftzeichen vorhanden sind (vgl. die obige Textwiedergabe).

Fig. 36.

III. — Ein Facsimile, angeblich von einem weissen Papierzettel im Format 11/11 ctm. Der Text lautet:

1 Der große Gott zeiget
2 euch Pilgrimen nicht
3 alles sondern nur das
4 was euch auf dem Wege
5 fördert, das üebrige taugt
6 noch nicht für euch, es
7 wird auf die Heimkunft
8 gespart

Schon der erste Blick lässt die engste Verwandtschaft dieser linksschrägen, schnellen und kurvenreichen Geisterschrift (Fig. 39) mit mehreren früher be-

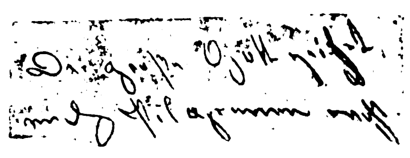


Fig. 39.

sprochenen Dokumenten erkennen (Fig. 5, 12-15; I 1, 2; III 1-6). Die Vergleichung der einzelnen Schriftzeichen bestätigt dies in jeder Hinsicht; Frau

Rothe versuchte auch hier vergeblich ihre Handschrift durch Veränderung der Schriftlage zu verstellen, — die Buchstaben blieben völlig die gleichen. (Vgl. z. B. „D“, „g“, „r“, „ß“).

IV. — Ein Facsimile, angeblich von einem weissen Papierzettel im Format 11/11 ctm. Der Text lautet:

1 In jeden Menschen Gesihicht
2 Steht seine Geschichte
3 Sein Hassen und Liebm
4 Deutlich geschrieben
5 Sein inerstes Wesen
6 Es tritt herr ans Licht
7 Doch nicht jeder
kans leßen
8 Un? stehn Jeder nü??

Die folgende Reproduktion zeigt die seltsame Schriftgestaltung dieser Geisterschrift. Die auffallende rechtwinkelige Eckenbildung ist das Ergebnis einer nicht mehr gewöhnlichen, sondern schon raffinierten Verstellungsbestrebung, welche jedoch nicht consequent durchgeführt wurde; nur die Majuskeln sind ziemlich durchgehend verändert, die Aufmerksamkeit ist eben bei ihrer Fixierung grösser, als am Wortschlusse; hier und in der Schreibung der Buchstaben „d“ und „r“ wird die Verstellung nur ganz selten versucht, meist fehlt sie. Dieser Umstand und mancherlei sonstige Inkonsequenten (vgl. die obere Ecke von „s“ und „t“) beweisen die willkürliche Handschriftenveränderung durch Einführung auffallender Eckenbildungen. Eine derartige, auch nur oberflächlich durchgeführte Verstellung ist aber ziemlich schwierig und erfordert — wie uns bezügliche Experimente lehrten — ein fortwährendes Aufachten auf die Schriftgestaltung und den Schreibakt selbst; hierdurch tritt der Schriftinhalt etwas im Bewusstsein zurück und dadurch kommen Auslassungen, Verdoppelungen und sonstige Mängel leicht zu Stande. Die Rothesche Geisterschrift zeigt diese Consequenzen deutlich (Zeile 1 „Gesi*hi*cht“, Zeile 2 „s*ene*“, Zeile 5 „*inere*stes“ etc.); den Fehler „l*ess*en“ (Zeile 8) möchten wir aber nicht als unwillkürliches Ergebnis der Schriftverstellung, sondern als orthographischen Beweis für Frau Rothe's Urheberschaft betrachten, da das Wort „gew*essen*“ im Vergleichsmaterial (C. I, 4, Zeile 12) vorkommt; die richtige Schreibung „Wesen“ (Zeile 5) kann den Wert jener Entsprechung nicht entkräften. — Soweit die Schriftzeichenformen nicht durch die eckige Verstellung modificiert wurden, zeigen sie durchaus die Eigentümlichkeiten von Frau Rothe's Handschrift, besonders „r“, „d“, „g“, „t“ blieben

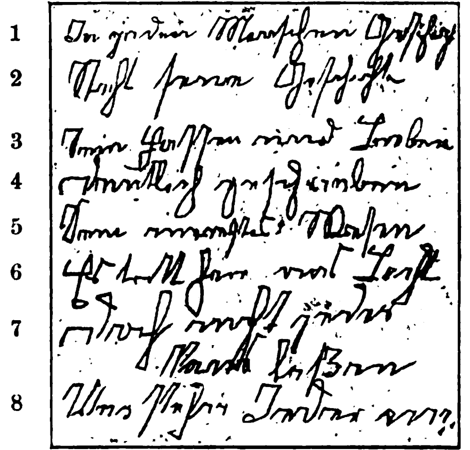


Fig. 40.

erhalten; das im übrigen verstellte „𝔈“ (Zeile 6) zeigt doch in Treue den Mangel eines Hakens, ebenso das „f“ (Zeile 8).

All diese Umstände führen zu folgenden Schlüssen:

1. Die vier Geisterschriften vom 22. Oktober 1901 wurden von Frau Anna Rothe geschrieben.

2. Die drei umfangreicheren Geisterschriften sind wahrscheinlich fertig in die Sitzung mitgebracht; jedenfalls hat Frau Rothe hierin ihre Handschrift in drei verschiedenen Arten verstellt. —

III.

Von **Dr. Erich Bohn.**

Die Untersuchung des Herrn Busse hat ergeben, dass die Geisterschriften Fälschungen der Rothe sind. Sie sind zum Teil bewusst und raffiniert gefälscht. Daraus ergiebt sich;

1. Dass die Fesstellung des Herrn Dr. Reininghaus, die Schriften seien nicht von der Rothe geschrieben, unrichtig ist.

2. Dass die Behauptung des Dr. R, die Schriften seien unter einander ganz verschieden (S. 11), ebenfalls unrichtig ist.

Damit ist schon jetzt die Wertlosigkeit des R.'schen Berichtes erwiesen. Ich werde aber noch weitere Momente für dieses Urteil anführen.

Der Name des Herrn Dr. Reininghaus ist in der Fachliteratur des Mediumismus unbekannt. Wir wissen daher auch nicht, ob Dr. Reininghaus die spezielle wissenschaftliche Vorbildung für die Untersuchung mediumistischer Erscheinungen besitzt. Prüfen wir zunächst, was Dr. Reininghans selbst darüber in seinem Bericht angiebt. Nach seinen Angaben hat er sich erst seit Kurzem mit dem Mediumismus beschäftigt (5) und ist mit Taschenspielerei »einigermassen« vertraut (6); ob mit antispiritistischer Taschenspielerei erfahren wir nicht. Als Arzt glaubt Dr. R. gewohnt zu sein, scharf zu beobachten.

Das ist alles. Ob jemand, der einem so schwierigen Gebiet als Neuling gegenüber steht, befugt ist, wissenschaftliche Schiedssprüche zu fällen, überlasse ich dem Urteil der Leser. Es ist gewiss mit Freude zu begrüssen, dass Dr. R. an die Untersuchung der Rothe herangetreten ist. Die Veröffentlichung dieses Erstlingsversuches wäre besser unterblieben.

Die Art und Weise, wie Dr. R. seine Untersuchung bewerkstelligt hat, ist bedenklich. Diejenigen Erscheinungen, für die Dr. R. sachverständig war, hat er überhaupt nicht untersucht; als Arzt hätte er über die physiologischen Erscheinungen des Trance-Zustandes vielleicht ein Urteil gehabt. Der Bericht enthält keine Silbe einer solchen Untersuchung. Statt dessen tritt der Arzt als Sachverständiger — für Taschenspielerei auf.

Dabei stossen ihm naturgemäss die ärgsten Missgriffe zu. Die einfachste Massregel, die vorherige Untersuchung des Mediums und seines Impresarios, wird von ihm vernachlässigt. Ihm fällt der Umstand, dass das Medium am Fenster sitzt — hinter dessen Vorhängen es einen Teil seiner Apporte zu verwahren pflegte! — ebensowenig als verdächtig auf wie die Massregel, den ...ner Decke zu verhängen. Ja, Dr. R. giebt ahnungslos eine Skizze der ...e und bemerkt nicht, dass das Medium genau nach jenem



Deckungssystem gearbeitet hat, das ich bereits im März 1901 veröffentlicht habe*): Familiensitzung, Verhangener Tisch, rechts und links Damen, schräg-über der Impresario, Platz am Fenster u. s w. Dr. R. hält wohl alle diese Massregeln für eitel Zufall und behauptet, den besten Platz innegehabt zu haben. Der beste Platz ist aber nicht rechts vom Medium — wo Reininghaus neben der Nachbarin der Rothe sass — sondern links davon, denn die Rothe ist Linkser und apportiert nur links. Herrn Dr. R. scheint freilich auch das unbekannt zu sein.

Es kann nicht verwundern, dass Dr. R. bei Beurteilung der Phänomene die ärgsten Fehler begeht. Ist es nicht höchst bedenklich, die Geisterschriften für echt zu erklären, ohne sie mit der Original-Handschrift der Rothe zu vergleichen und zu behaupten, die trance-Reden, Gesten etc. gingen weit über das geistige Niveau des Mediums hinaus, trotzdem Dr. R. das Medium zum ersten Mal kennen lernte? Was soll man dazu sagen, wenn Dr. R. von den apportierten Zeichenvorlagen behauptet, sie sollten gewissermassen zur Illustration des Inhalts der Schrift dienen und wenn einer dieser Köpfe noch die Hilfslinie für den Zeichner aufweist? Welche Gedanken soll diese Hilfslinie illustrieren? Etwa die Hilfe, mit der Rothe den Geistern unter die Arme greift?

Prüfen wir nun im einzelnen die Entstehung der direkten Schriften, so begegnen wir auch hier fehlerhaften Feststellungen. Selbst wenn man aber die Darstellung des Dr. R. für richtig hält — vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ist es ausgeschlossen — so bieten die dort berichteten Thatsachen nicht die Gewähr, dass Betrug unmöglich war.

Dr. R. beschreibt die Entstehung dreier Schriften.

I. »R. macht plötzlich mit der linken (!) Hand Schreibbewegungen. Reininghaus legt einen gezeichneten Briefbogen, mit der unbeschriebenen Bogenhälfte nach oben gerichtet vor das Medium auf den Tisch. Er schreibt dann wörtlich: »Hastig greift es, legt meine linke Hand auf den Bogen und die eigene Linke ebenfalls in der Weise, dass meine Hand durch die Hand des Mediums zum Teil bedeckt wird, wobei die Spitze des kleinen Fingers der linken Hand sich etwa 1 cmtr. unter meine Hand schob. Sofort höre ich unter meiner Hand Geräusch wie beim Schreiben. Einen Augenblick nur, dann zieht das Medium seine Hand weg, schiebt meine Hand ein wenig zurück zum Zeichen, dass ich sie wegnehmen kann, und dann lese ich in Bleistift: »Dein Sohn Georg Graf R.« Die letzten Worte vermochte ich im Augenblick nicht zu entziffern; Frau Gräfin R. erkannte dieselben sofort als den Namenszug ihres Sohnes, wie auch die übrige Schrift von der Dame wieder erkannt wurde. Ich hebe hervor: Weder hatte Frau Rothe in ihrer auf dem Briefbogen liegenden Hand einen Bleistift, noch war auch unter dem Nagel des kleinen Fingers ein Stiftchen etwa verborgen Die Schrift war nicht Frau Rothe parallel, sondern von ihr ab gerichtet in der Richtung der Tischlänge; Frau Rothe hätte, um das Geschriebene schreiben zu können, meine Hand bei Seite schieben müssen. Die Hand des Mediums lag aber ruhig auf der meinigen, leicht zitternd. Als ich Frau Rothe

*) Der betreffende Abschnitt meines Buches ist unterdessen erheblich erweitert worden und unter dem Titel: „Das „Deckungssystem Anna Rothes" in der Chemnitzer Allgemeinen Zeitung vom 5. bis 11. März 1902 erschienen.



den Briefbogen gab, reichte ich auch einen Bleistift hin. Derselbe wurde aber zurückgewiesen und lag 12 cm vom nächsten Rande des Papiers entfernt auf dem Tische.«

Soweit Dr. Reininghaus. Wir wissen schon aus dem Gutachten des Herrn Busse, wer der mystische Graf R. in Wirklichkeit ist. Auch aus der Darstellung des Herrn Dr. R. schimmert der wahre Sachverhalt hervor. Dr. R. behauptet, die Rothe hätte keinen Bleistift gehabt. Das ist eine leere Behauptung, solange er uns nichts darüber sagt, ob er die Hand des Mediums vor dem Schreibversuch daraufhin untersucht hat. Wir wissen nun weiter, dass das Schreiben mit dem kleinen Finger nur ein Blender ist. In dem Augenblick, wo Rothe durch Kratzen das Schreibgeräusch imitiert, ist die Schrift schon fertig. Die Rothe hat einfach die Verwirrung benutzt, als sie den Bleistift des Dr. R. zurückwies und jetzt geschrieben. Es ist ganz bezeichnend, dass Dr. R. keine Angabe über die Vorgänge macht, die von dem Augenblick an sich abspielten, als er den Briefbogen auf den Tisch legt bis zu dem Augenblick, wo Rothe seine Hand ergreift. Wir erfahren nicht das Geringste darüber, wo die rechte Hand der Rothe hingekommen ist. Wie ungenau er in seiner Darstellung ist, beweist der Umstand, dass er das Anbieten eines Bleistiftes anfangs ganz verschweigt und erst am Schluss zufällig erwähnt. Ueber die Zeit, die der ganze Vorgang in Anspruch genommen hat, fehlt bezeichnender Weise jede Angabe. — Dr. R. fährt fort:

II. »Während die Anwesenden Schrift und Papier betrachteten, bemerkte ich in der Luft über dem Tische vor aller Augen 3 Blätter Papier plötzlich erscheinen. Frau R., die bis dahin ruhig dagesessen hatte, die Hände auf den Tisch gelegt, ergriff die Blätter und legte sie auf den Tisch nieder. Das eine dieser Blätter, 16 cm lang, 10 cm breit, rechtwinkelig geschnitten, ist aus gelbem Conceptpapier, die beiden andern, je 11 cm im Quadrat, mit abgestützten Ecken, sind aus weissem Papier. Von den letzteren Blättern hat eines einen Fettflecken von fast 3 cm Länge und $1^1/_2$ grösster Breite. Während die Nächstsitzenden die völlig unbeschriebenen Blätter nach allen Richtungen hin betrachten, fragt Frau R, die mich schon kurze Zeit angesehen hatte: »Wer ist die Frau, die da neben Ihnen steht?« Ich sehe mich um, bemerke aber Niemanden. »Jawohl«, fährt Frau R. fort, »sie streicht mit ihrer Hand über ihren linken Arm und liebkost Sie«. »So lassen Sie doch die Frau aufschreiben, wer sie ist«, erwidere ich und reiche Frau R. eines der apportierten Blätter, das längliche, hin. Frau R. ergreift das Blatt, führt es hastig unter den Tisch, zugleich meine linke Hand auf das Blatt legend, welches also auf der einen Seite auf dem Tischboden aufliegt, auf der anderen von meiner flachen Hand, wenigstens 3 Th., bedeckt wird. Das Medium selbst legt seine Hand auf meine Hand. Es mochten einige Minuten vergangen sein, da liess das Medium meine Hand los, ich zog das Blatt hervor und fand beide Seiten mit Blei beschrieben; die eine Seite ist vollbeschrieben, die andere Seite mit $2^1/_2$ Zeilen . . . Ich bin nicht im Stande, die Handschrift zu identifizieren.«

Es ist kaum glaublich, dass Dr. R. dieser Beobachtung irgend welchen Wert beimessen kann. Alle Merkmale des Vertauschungs-Trics liegen vor: Rothe apportiert Papierblätter, d. h. sie oder ein Helfershelfer bringen sie mit. Es vergeht einige Zeit, während der die Teilnehmer die Blätter betrachten und



Dr. R. auf Veranlassung der Rothe — — sich umdreht! Unterdessen gewinnt sie Zeit, die Doppel-Exemplare — die sie zu Hause bereits geschrieben hat — auf den Schoss zu legen. Dann ergreift sie die Hand des Dr. R. mit einer Hand; mit der andern schiebt sie das beschriebene Blatt unter, legt die linke Hand des Dr. R. hinauf und nach wenigen Minuten zieht Dr. R. die Schrift unter dem Tisch hervor. Ob das Papier dasselbe ist, prüft Dr. R. nicht. Er giebt zwar die Grösse an, vergisst aber zu bemerken, ob er diese Grösse am ersten oder zweiten Exemplar oder an beiden Exemplaren festgestellt hat!!

III. »Kaum war der Inhalt verlesen und das Blatt aus meiner Hand in die des Nachbars übergegangen, da ergriff das Medium die beiden noch auf dem Tische liegenden unbeschriebenen Blätter, führte sie unter den Tisch, legte meine linke Hand auf die (ihrerseits aufeinander liegenden) Blätter, und auf meine Hand legte es die eigenen Hände. Frau R. musste, um das zu ermöglichen, auf den Boden knieen, wobei sie den Oberkörper fest an die Tischkante presste. Abwechselnd zog sie bald die eine, bald die andere Hand unter dem Tisch hervor, die dann wie von Muskelkrämpfen krallenartig zusammengezogen war. Auf Wunsch des Mediums strich ich mit meiner Rechten einigemal über die betreffende Hand, worauf der Krampf sich löste Wieder vergingen nur einige Minuten, als das Medium aus der knieenden Stellung sich erhob mit den Worten: »Sie können wegnehmen', wir sind fertig«. — Vertauschung war angeblich ausgeschlossen, denn: »Auf dem quadratischen Blatt, welches einen Fettflecken trägt, war, während es durch verschiedene Hände ging, an einer bestimmten Stelle eine kaum bemerkbare, strichförmige Impression hervorgerufen worden, welche es ursprünglich nicht hatte. Diese charakteristische Impression hatte das Blatt auch noch in dem Augenblick, als es unter dem Tisch hervorgezogen wurde.«

Hier hatte Rothe nicht nur eine, sondern viele Vertauschungsgelegenheiten. Sie selbst führt die Blätter unter den Tisch, die sie längst vertauscht haben konnte, während die Anwesenden die vorangegangene direkte Schrift betrachteten. Nun folgen mehrere Minuten die mit »Muskelkrämpfen« und ärztlicher Behandlung des Dr. R. ausgefüllt sind. In Wirklichkeit sollte natürlich die Aufmerksamkeit des Dr. R. von der Herstellung der Schrift dadurch abgelenkt werden. Es folgen nochmals einige Minuten — was Frau R. während der Zeit machte, verrät Dr. R. nicht — und jetzt endlich ist die Schrift fertig gestellt Ein Blatt ist mit Zeichnungen bedeckt — die nach der Angabe des Dr. R. »nicht mit Bleistift hergestellt sind« (NB. es sind Gegenstücke zu meinen Rafael-Zeichnungen!) — das andere mit Schrift. Ob das Papier, auf dem die Zeichnungen entstehen, mit dem leeren Papier identisch ist, untersucht Dr. R. überhaupt nicht. Nur hinsichtlich des beschriebenen Zettels tritt er den Identitätsbeweis an. Er trägt einen Fettfleck und eine Impression. Der Fettfleck in seiner ganzen Länge ist zu auffällig, um harmlos zu sein. Frau Rothe hatte ihn einfach auf dem offiziellen und dem geheimen Exemplar mit kluger Berechnung angebracht. Das ist sehr einfach: Man legt zwei Blatt Papier auf einander und tropft auf das oberste Oel. Das Oel dringt durch das Papier durch und durchtränkt auch das untere Exemplar mit derselben Zeichnung, wie das obere.

Es bleibt also nur die »Impression« übrig. Sie ist »kaum bemerkbar, strichförmig«. Bei der Darstellung des Herrn Dr. R. hat mich eines verdutzt. Er chreibt »Das Blatt hatte die Impression noch in dem Augenblick, als es



unter dem Tisch hervorgezogen wurde«. Es hatte? Ja, hat sie denn das Blatt in einem späteren Augenblick nicht mehr gehabt? Wohin ist sie denn gekommen? Wenn sie verschwunden ist, so sind wir ja auf den einzigen Augenblick angewiesen, in dem sie Dr. R. bemerkt haben will, und diese angebliche Wahrnehmung eines Zeugen, dessen Beobachtungsfähigkeit nicht gerade mustergültig ist, kann doch nicht eine Thatsache ersetzen! Aber selbst wenn jene Impression vorhanden ist, beweist sie noch nicht das Geringste gegen den Betrug der Rothe; denn:

1. Es steht nicht fest, wer die Impression hervorgerufen hat. Mithin kann die Rothe sie selbst während der Sitzung absichtlich bewirkt haben, um den Schein eines Identitätsbeweises hervorzurufen.

2. So gut wie Dr. R. konnte auch Rothe die von einem Teilnehmer hervorgerufene Impression bemerkt und auf das zweite Exemplar übertragen haben.

Als ganz charakteristisch möchte ich noch hervorheben, dass Rothe im Fall I — wo keine Vertauschungsgelegenheit gegeben ist — nur wenige Worte kritzelt, im Fall II und III aber sorgfältig ausgeführte Schriften hervorbringt, weil sie Gelegenheit hatte, sie vorher zu präparieren.

Der Bericht des Dr. R. ist ein neuer Beleg dafür, wie geringen Glauben Berichte über angebliche supranormale Leistungen verdienen, die von Laien herrühren. Die Hoffnung des Herrn Dr. R., dass sein Bericht »einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Entscheidung der vielumstrittenen und verwickelten Rothe-Frage liefern werde — im Interesse der Wahrheit und der Wissenschaft« — scheint mir leider nur eine Hoffnung zu sein.



Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Das Material zur Charakterkunde*).

Von **Dr. Georg Meyer** (Berlin).

(Fortsetzung.)

Man sieht an dem Umfang der im Vorigen gegebenen Zusammenstellung, der Reichtum an Worten, die über den Seelenzustand des Individuums Auskunft geben, ist ein recht beträchtlicher. Dennoch dürfen wir uns hiermit noch nicht begnügen. Manche Nuancen, ja selbst gewisse Grundzüge des Charakters würden allein mit diesen einwortigen Bezeichnungen noch nicht zur Genüge gekennzeichnet werden können. Das Beobachtungs- und Unterscheidungsvermögen ebenso wie auch das praktische Bedürfnis eilen eben der Wortbildung voran. Die Sprache hilft sich nun mit Umschreibungen, Vergleichen, Exemplifizierungen auf einzelne Fälle und Aehnlichem. Unter diesen Redewendungen gibt es äusserst treffende und völlig unersetzbare. Wir wollen im Folgenden die gebräuchlicheren von ihnen zusammenstellen. Die Reihenfolge ist auch hier eine alphabetische, und zwar nach den Stichworten angeordnet.

(Wir werden dann sehen, dass auch hiermit das Material zur Charakterkunde noch nicht erschöpft ist. Gerade für eine Anzahl allereinfachster psychischer Eigenschaften fehlte wohl bisher das praktische Bedürfnis zur sprachlichen Bezeichnung. Diese werden wir kennen lernen bei dem Versuch, die »Charakter eigenschaften« in ihre Elemente zu zerlegen.)

A. sich in seinem Vorhaben durch nichts abbringen lassen. leicht abfallen. sich über alles abfällig äussern. sich nichts abgehen lassen. er hat mit dem Leben abgeschlossen. Abneigung gegen. Neigung zur Abstraktion. sich stets abwartend verhalten. vor nichts Achtung haben. Ahnungen haben. sich für die Allgemeinheit aufopfern. er will durchaus anders sein als andre Menschen. hohe Anforderungen stellen. von unbestimmter Angst verfolgt. an sich halten. in Anspruch genommen. ein Mensch, dem man alles anvertrauen kann, er muss immer was Apartes haben. weiter nicht auffallen. sich auffallend benehmen. nicht viel Aufhebens von sich machen. gern Aufsehen erregen. durch nichts aufzurütteln. die Augen verdrehen. es nirgends lange aushalten. auf sein Aeusseres achten. sein Aeusseres vernachlässigen. in Aeusserlichkeiten aufgehen. auf Aeusserlichkeiten Wert legen leicht ausser sich geraten. auch vor dem Aeussersten nicht zurückschrecken. sich nicht recht aussprechen können, ein Mensch, der sich erst austoben muss.

B. er kann sich für nichts recht begeistern. schwer von Begriff. von einer einzigen Idee beherrscht. Den Beifall der Menschen nötig haben. sich so leicht kein Bein ausreissen. sich durch nichts beirren lassen. alles bekritteln gern bemuttern. sich gern bemuttern lassen. schnell wieder besänftigt. er muss

(Vgl. Graphologische Monatshefte 1901, S. 65.)

immer was Besonderes haben. blonde Bestie. immer alles besser wissen. immer das Beste für sich nehmen. ein Mensch mit den besten Absichten. alles von der besten Seite ansehen. sich nichts (vieles) bieten lassen. sich nicht gern binden. immer um den Brei herumgehen. sich nicht die Butter vom Brot nehmen lassen. ein rocher de bronce.

D. durch Dick und Dünn gehen. dick auftragen. sich dicke thun. einer bei dem man nie weiss, wie man dran ist. viel draufgehen lassen. wenn es ernst wird, drückt er sich. sein Gefühl (seine Leidenschaft) geht leicht mit ihm durch. er ist das Leben durch. alles durcheinanderbringen einer, der viel durchgemacht hat. seinen Kopf durchsetzen. leicht zu durchschauen.

E. Ein Mensch von echtem Schrot und Korn. sich ins eigene Fleisch schneiden. es immer eilig haben. nach Eindrücken jagen. eingenommen für —. sich leicht (schwer) einleben. die Einsamkeit lieben. einstehen für das, was man gethan. stets aus einer Mücke einen Elephanten machen. enger Gesichtskreis. enger Interessenkreis. gern bereit zu entschuldigen. ein Mensch, der viel erfahren hat. alles über sich ergehen lassen. sich schnell erholen. in Erinnerungen schwelgen. von Erinnerungen zehren. leicht erlahmen. er kann nicht ernst genommen werden. er will ernst genommen sein. sich leicht (nur schwer) für etwas zu erwärmen. sich immer in Extremen bewegen.

F. Der fackelt nicht. fähig zu —. zu allem fähig. ein Faible haben für etwas. durch nichts aus der Fassung zu bringen. nicht viel Federlesens machen. leicht Feuer fangen. für etwas durch's Feuer gehen. für eine Sache seine Hand in's Feuer legen. gleich immer Feuer und Flamme. nicht Fisch, nicht Fleisch. eine fixe Idee haben. aussen fix, innen nix. nur auf sein Fortkommen bedacht. frei von —. für alles Fremde eingenommen. sich mit fremden Federn schmücken. fremdes Verdienst gern anerkennen. sich fühlen. andere seinen Aerger gleich immer fühlen lassen.

G. es gährt in ihm. sich gebrauchen lassen. sich viele (keine) Gedanken machen. sich nichts gefallen lassen. sich von seinem Gefühl leiten lassen. Gefühl für —. kein Gefühl haben. ein Mensch, der die Gegensätze immer noch verschärft. die Dinge gehen lassen, wie sie gehen. sich gehen lassen. den Himmel voller Geigen hängen sehen. immer die beste Gelegenheit vorübergehen lassen. sich gemein machen. gerade heraus. immer den geraden Weg nehmen. fünf gerade sein lassen. mit geschlossenen Augen durch die Welt gehen. sich aus nichts ein Gewissen machen. sich stets gleichbleiben. ein Mensch ohne Gleichgewicht. immer das ruhige Gleichmaass bewahren. den andern nichts gönnen. den lieben Gott einen guten Mann sein lassen. sich vor Gram verzehren. Grillen fangen. gross angelegt. ein Mann mit grossen Gesichtspunkten. ein Mann (ohne) von Grundsätzen. ein Feind alles Guten. immer guter Dinge.

H. Haarspalterei treiben. Hahn im Korb sein wollen. nichts Halbes, ichts Ganzes. nichts (alles nur) halb machen. haltlos im Strom seiner Leidenchaften schwimmen. eher Hammer als Ambos. frisch Hand anlegen. Hand langerdienste leisten. Hans in allen Gassen. ein harmonischer Charakter. mit dem grossen Haufen mitlaufen leicht aus dem Häuschen gerathen. zur grossen Heerde gehörig. aus sich heraus gehen. nicht aus sich heraus können. Immer gleich mit allem herausplatzen. leicht herum zu kriegen. sich alles sehr zu Herzen nehmen. der ist nicht von hier. sich nur schwer in was Neues hinein-

finden. sich in alles hineinmischen. viel (nichts) hingehen lassen. sich auf die Hinterfüsse stellen. ein Mensch ohne Hintergedanken. leicht zu hintergehen. sich stets eine Hinterthüre frei halten. Hinz und Kunz. leicht hochgehen. hoch hinaus wollen. sich immer in höheren Regionen bewegen. geistiger Hunger. stets auf seiner Hut sein.

I. noch voller Illusionen. eine Freude daran haben, sich (und anderen) die Illusionen zu zerstören. nach Innen gekehrt. in sich gehen. innerlich veranlagt. enger Interessenkreis. vielseitige Interessen haben. wegen allzu vielseitiger Interessen es zu nichts bringen. zu allem »ja« sagen. kein Joch dulden. ideal veranlagt.

K. stets kaltes Blut bewahren. alles auf eine Karte setzen keinen Menschen nötig haben. stets den Kern der Sache treffen (erfassen, verfehlen). er hat immer was zu klagen. ein Mensch mit kleinem Horizont. kleinlich geartet, nicht klein zu kriegen. in Kleinkram aufgehen. durch Erfahrung (Schaden) klug geworden. eine komische Figur. gern Komödie spielen. ein komplizierter Charakter. zu Kompromissen geneigt. konkret denken. ein konventionelles Wesen. er ist das reine Konversationslexikon. ein feiner kluger, scharfer, unklarer Kopf. mit dem Kopf durch die Wand wollen. seinen Kopf durchsetzen. seinen Kopf für sich haben. seinen eigenen Kopf haben. den Kopf hängen lassen. den Kopf hoch tragen. den Kopf verlieren. gleich immer die Flinte ins Korn werfen. Ueber seine Kraft hinaus wollen. ein krauser Sinn. ein fauler Kunde.

L. alles in Lächerliche ziehen. ein Mensch von einer tötlichen Langeweile. In den Tag hineinleben. mitten im Leben stehen. von der Hand in den Mund leben. keine Lebensart besitzen. ohne rechten Lebensernst. leben und leben lassen. keine Lehren annehmen. leichtfertig mit der Zunge. leicht auf den Leim kriechen. sich leicht hinters Licht führen lassen. alles sehr leicht nehmen. sich die Sache leicht machen. sein Licht gern leuchten lassen. alles mit dem Mantel der Liebe zudecken. sich bei allen lieb Kind machen. nicht locker lassen. lockerer Zeisig. ein lockeres Leben führen. auf seinen Lorbeern ausruhen. man kann ihn nicht loswerden. gern Luftschlösser bauen.

M. Wille zur Macht. ein Mann, ein Wort. für seine Anschauungen auch das Martyrium auf sich nehmen. wie eine Maschine arbeiten. nicht Maass halten können. seine eigene Meinung haben. auf die Meinung der Leute bedacht. viel (nichts) auf die Meinung der Menschen geben. seine Meinung sagen. seine Meinung für sich behalten. gerne im Mittelpunkt des Interesses stehen. immer die goldene Mittelstrasse einhalten. stets einen mittleren Standpunkt einnehmen. sets alle Möglichkeiten erwägen. aus seinem Herzen keine Mördergrube machen. sich Mühe geben. nicht auf den Mund gefallen. einen üchtigen (losen) Mund haben. jedem nach dem Munde reden. keinen reinen Mund halten können. sich nicht den Mund verbieten lassen. den Mund immer voll nehmen. keine Musse kennen. Leicht den Mut verlieren. immer guten Mutes.

N. Jeder Eingebung nachgeben. seine Sorge immer nur auf das Nächste richten. die Nase hoch tragen. Niemand neben sich dulden. auf Nebensächlichkeiten (keinen) Wert legen. er kennt keinen Neid. sich aus nichts was machen. zu nichts zu gebrauchen. der bringt es nie zu was. ein niederes Lebewesen. noble Passionen haben. sich immer gern erst nötigen lassen.



O. den Kopf immer oben behalten. nach oben schielen. immer nur die Oberfläche sehen. odi profanum volgus et arceo. der hat hinter allen Oefen gesessen. die Augen offen halten. offen heraus. einen offenen Sinn für alles haben. es faustdick hinter den Ohren sitzen haben. Ordnung halten. nicht Ordre parieren.

P. immer gleich für oder wider Partei ergreifen. über den Parteien stehen. in Phantasien leben. seinen Platz beanspruchen. seinen Platz behaupten. jeder Pose abhold. die Pose lieben. stets auf seinem Posten sein. in praktischen Dingen unbrauchbar. sich (sein Inneres) preisgeben. allen Winden preisgegeben. wie nach einem Programm leben. für seine Anschauung Propoganda machen. ₤n falscher Prophet. sich prostituieren. als Prügeljunge dienen.

Q. Quieta non novere in jeden Quark seine Nase hineinstecken.

R. ausser Rand und Band. fähig zum Rausch. in einem ständigen Rausch leben. schlecht und recht. das Recht nicht beugen lassen. es allen Recht machen wollen. man kann ihm nichts recht machen. auf sein Recht pochen. das Herz auf dem rechten Fleck sitzen haben. er lässt mit sich reden. auf alles reinfallen. nicht ganz richtig im Kopf. das Ding beim richtigen Namen nennen. nicht auf der richtigen Stelle stehen. ein Wort riskieren. der riskiert keinen Ton. gern die erste Rolle spielen. sich alles rosig ausmalen. alles in rosigem Licht sehen. sich stets den Rücken decken. sich stets den Rücken frei halten. ein Mensch ohne Rückgrat. ein Rufer im Streit. seine Ruhe bewahren. keine Ruhe finden. nirgends Ruhe haben. keine Ruhe halten können. die behagliche Ruhe lieben. nicht eher ruhen, als bis alles erreicht ist.

S. nicht bei der Sache sein. ohne Saft und Kraft. sich nichts sagen lassen. es sich sauer werden lassen. eine starke Säule. der macht einem viel zu schaffen. zu jeder Schandthat fähig. ich steh auf meinem Schein. sich bei dem blossen Schein beruhigen. scheinen aber nicht sein. mehr scheinen wollen als man ist viel (nichts) auf den Schein geben. den Schein wahren. Allezeit zu Scherz aufgelegt. sich auf einer schiefen Ebene bewegen. immer nur das Schlechte herausfinden. zu einer wirklichen Schlechtigkeit nicht fähig. sich nur schwer anschliessen. ein Mensch, von dem man das Schlimmste zu gewärtigen hat. schnell bei der Hand. Schönfärberei treiben. die Hände in den Schooss legen. die Gelegenheit beim Schopfe fassen. bei dem ist eine Schraube los. alle Schulen durch. hin und her schwanken. ein schwankes Rohr alles in den schwärzesten Farben sehen. er nimmt alles sehr schwer. allen Schwierigkeiten möglichst aus dem Wege gehen. die Segel streichen. von sich selbst überzogen. gesteigertes Selbstbewusstsein. gern alle Augen auf sich ziehen. immer nur sich selber sehen. alles für sich behalten. Sinn für —. lauterer (unlauterer) Sinn. nichts Gutes im Sinne haben. seine Sinne verschliessen. von Sinnen sein. grobe (verfeinerte) Sinnlichkeit. Sitzfleisch haben. nicht mit sich spassen lassen. immer zu spät kommen. alles auf die Spitze treiben. alles in den Staub ziehen. ein Steckenpferd haben. still für sich hinleben. zu den Stillen im Lande gehören. zu allem still sein. Stimmungen unterworfen. unbegründeten Stimmungswechsel zeigen. zu losen Streichen aufgelegt. zu Streit aufgelegt streng gegen sich. mit dem Strome treiben. gegen den Strom schwimmen

T. einer von Tausenden. vom Hundertsten ins Tausendste kommen. ein Enfant terrible. eine Thersites-Natur. ein ungläubiger Thomas. immer was zu

thun haben müssen. ein stilles, aber tiefes Wasser. gern den Ton angeben sich seinen Träumen hingeben. in einer Traumwelt leben. Ueberwiegen des Triebhaften. gern triumphieren. noch nicht trocken hinter den Ohren. gern im Trüben fischen. er sieht so aus, als ob er kein Wässerlein trüben könnte.

U. überall zu Hause. den Ueberblick niemals verlieren. Vorwiegen des Ueberlegung. Niemanden über sich dulden. zu Uebertreibungen geneigt. ein Mensch ohne feste Ueberzeugungen. leicht umfallen. er muss immer jemanden um sich haben. ein umfassender Geist. nicht viele Umstände machen. auf Umwegen zum Ziel gelangen. unbekümmert um die Meinung der Menschen nicht unbeschäftigt sein können. ein unbeschriebenes Blatt. sich immer un nötige Gedanken machen. Sein Unrecht gern (nie) eingestehen. ein unruhiger Geist. die gekränkte Unschuld. den Unschuldigen spielen. ein unschuldiges Gemüt. ein unsicherer Kantonist. sich auf keine Unterhandlungen einlassen immer zur Unzeit kommen (handeln).

V. reich veranlagt. nicht gern eine Verantwortung auf sich nehmen. sich nicht verblüffen lassen. er hat seinen Lebensberuf verfehlt. ein Mensch, der auch (nicht) vergessen kann. dem Vergnügen nachjagen. an nichts Vergnügen finden. ein Mensch, auf den kein Verlass ist. viel versprechen, wenig halten. ein stets wacher Verstand. leicht verstimmt. 'seine eigenen Handlungen vor Jedermann vertreten. gern die erste Violine spielen. eine Vorliebe haben für —. ein Mensch mit guten Vorsätzen. stets auf seinen Vorteil bedacht. sich wohl auf seinen Vorteil verstehen. in Vorurteilen befangen.

W. er wächst mit seinen höheren Zwecken. mit den Schwierigkeiten wächst seine Kraft. ein Mann, der was wagt. erst wägen, dann wagen. Wille zur Wahrheit. leicht (schwer) warm werden. den Umständen nach sehr wechselnd. der hat die Weisheit mit Löffeln gegessen. aus Schwarz Weiss machen. er weiss, was er will. nicht weit her. weite Gesichtspunkte haben. weiter Blick. sich nicht zum Werkzeug hergeben voller Widersprüche. den wilden Mann spielen. guten Willen zeigen. den Mantel nach dem Winde drehen. Winkelzüge machen. sich in die Wirklichkeit nicht finden können. mitten in der Wirklichkeit stehen. ein Mensch, der von nichts was wissen will. immer nur auf sein Wohl bedacht. es sich wohl gehen lassen. ein Wolf im Schafspelz. in der Wolle gefärbt. ein tüchtiges Wort am Kopf haben. nicht viele Worte machen.

X. der lässt sich kein X für ein U vormachen.

Z. keinen Zank leiden können. nicht ohne Zank und Streit leben können. zart besaitet. eine zarte Seele. immer Streit vom Zaune brechen. seine Zunge nicht im Zaum halten können. niemals Zeit haben. viel Zeit haben. ein Kind seiner Zeit. seine Zeit nicht einteilen können. sich nicht gern den Kopf zerbrechen mit sich selbst, mit der Welt zerfallen. immer scharf ins Zeug gehen. stets sein Ziel im Auge. ein Mensch mit festem Ziel. mit sich zufrieden. schwer zufrieden zu stellen. vernünftigen Vorstellungen zugänglich. sich zusammennehmen können. ein Mensch, dem alles zuzutrauen ist. sich keinen Zwang anthun können. keinen Zwang leiden. zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust. gern Zwietracht säen.



Mitteilungen.

Geschichte der Graphologie.

Die Graphologie in Spanien[1]). Ich will in Folgendem einen skizzenhaften Bericht über die Graphologie in Spanien geben. Dabei werde ich von allem mehr oder weniger literarischen Beiwerk absehen und mich nur an die Darstellung der exakten Thatsachen halten.

Leider wird die Graphologie in Spanien mit Ausnahme von sehr wenigen Personen nirgends in der richtigen Weise gehandhabt. Die ungeheure Mehrzahl weiss entweder gar nichts von ihr oder nur so viel Oberflächliches, dass fast alle sie für etwas Aehnliches halten, wie die Chirologie oder Astrologie, und ihr nur geringen oder gar keinen wissenschaftlichen Wert zugestehen. Nur wenige hatten den Mut, der öffentlichen Lächerlichkeit entgegenzutreten, die ja auf alle zurückfällt, die eine noch kaum entdeckte Wissenschaft vervollkommnen wollen.

Nach dem, was mir berichtet wurde[2]) — ich will jedoch die Verantwortung für die Richtigkeit nicht übernehmen — soll König Alfons X., genannt »El Sabio«, (1252—1284) in einem seiner Werke[3]) etwas Aehnliches gesagt haben, wie Darwin in seinem Buche »Variation of animals and plants under domestication«[4]).

Vielleicht besitzt einer meiner deutschen Collegen die »Codices Alphonsices«, um die Richtigkeit dieser Behauptung nachzuprüfen, die für die historische Betrachtung von Bedeutung ist.

[1]) Bereits im Jahre 1900 hat Luis Tarrat y Bernis einen Bericht über die Graphologie in Spanien geschrieben und an die „Sociéte de Graphologie" eingesandt; bis jetzt wurde aber dieser Bericht, soweit wir sehen, noch nicht veröffentlicht.

[2]) Ein alter Bibliothekar der Universitätsbibliothek zu Barcellona machte mich auf die »Codices Alphonsices« aufmerksam; ich hatte nur wenige Tage Zeit zum Durchblättern derselben und konnte hierbei leider die Stelle nicht finden.

[3]) Folgendes sind die Werke Alfons' X., die vielleicht die Stelle über die Schrift enthalten könnten: »Las Partidas«, »La Crónica de Espanna«, »Las Cantigas«.

[4]) Franz. Ausgabe, Band II, S. 6: »De quelles combinaisons multiples de conformations corporelles, de dispositions mentales et d'habitudes l'écriture ne doit-elle pas dépendre! . . , etc.«

Von Michon's Graphologie scheint in Spanien zuerst im Jahre 1880 öffentlich die Rede gewesen zu sein. Segundo Sábio del Valle, ein Schüler Michon's[5]), hielt damals im »Circulo Mercantil« zu Saragossa eine »Conférence« ab; näheres hierüber wurde in »El Nuevo Avisador« berichtet.

Man hat mir ferner versichert, dass in der Zeitung »La Universidad«[6]), die in Barcelona ungefähr um 1888 erschien, eine Polemik veröffentlicht ist, in der ein Student aus Madrid gegen einen Collegen aus Barcelona die Graphologie verteidigt. Leider ist es mir auch hierbei nicht möglich gewesen, die Wahrheit dieser Mitteilungen festzustellen, da die Zeitung seit mehreren Jahren nicht mehr erscheint und nirgends — selbst nicht in der Druckerei — ein Jahrgang derselben aufzufinden ist.

Das Folgende sind jedoch Thatsachen-Ergebnisse, die ich an der Hand von Documenten feststellen konnte.

1888 wurde in Madrid eine kleine Arbeit veröffentlicht »Critica y Filosofia«[7]), in der sich ein Kapitel betitelt »Graphismo«[8]) ausschliesslich mit der philosophischen Frage des »Warum?« der Graphologie beschäftigt. Nach meiner Ansicht ist es das einzige hier in Betracht kommende Werk, da sein Verfasser, obgleich er selbst kein praktisch thätiger Graphologe ist, den wirklichen Wert erkennen lässt, den die Graphologie als Mittel zur Beurteilung unseres Charakters besitzt.

1889 wurde in Barcelona ein Werk »El Falsificador«[9]) von Frederico Miracle y Carbonell veröffentlicht. In diesem Buche wird auf Seite 91—122 ausschliesslich das Wesen der Graphologie dargelegt, indem zugleich einige Aufklärungen über ihre Methode ge-

[5]) In »La Graphologie« 1877 (1878) findet sich ferner ein Brief von S. Sábio del Valle; letzterer war von Michon autorisiert worden, die junge Graphologie in Spanien bekannt zu machen.

[6]) Ein nur von Studenten redigiertes Blatt. Gedruckt bei Ramirez, jetzt Henrich.

[7]) Vol. XLI. der »Bibliotéca Filosofica economica«, deren Verfasser Urbano Gonzalez Serrano ist, einer unserer hervorragendsten Psychologen. Auch in einem späteren Werk hat er auf die Graphologie hingewiesen.

[8]) Seite 148—156.

[9]) Falsificador de firmos y documentos.

geben werden. Bis dahin hatte es in Spanien, wenigstens so weit ich weiss, etwas Aehnliches nicht gegeben. Der Verfasser setzt in seinem Werke den grossen Nutzen auseinander, den die Kenntnis und Anwendung graphologischer Gesetze bringen kann. Ein Bücherrevisor, ein Schreibsachverständiger, ein Kaligraph vermag auf diese Weise vor Gericht über Documente, deren Herkunft oder Echtheit zweifelhaft ist, sein Urteil abzugeben. Die Darlegungen machen uns mit einigen der hauptsächlichsten graphologischen Merkmale bekannt. Auch werden Anwendungen auf die Schriften einiger bekannten Persönlichkeiten gezeigt. Unter den Studien über die Anwendung graphologischer Regeln sind bemerkenswert die graphologischen Analysen der Schriftzüge folgender Personen: Wilhelms I. von Deutschland, Kaiserin Katharina's II. von Russland, Alonso Martinez', früheren spanischen Ministers, Frederico Eujuto's Victor Balaguer's, catalanischen Abgeordneten und Dichters und vieler andern, die ich nicht alle citieren will, da es sich um Personen handelt, die jetzt entweder gestorben oder unbekannt sind.

Das Buch wurde von allen Seiten äusserst günstig aufgenommen und besonders von den Schreibsachverständigen. Ein Beweis dafür ist, dass schon in demselben Jahre eine zweite Auflage des Werkes erscheinen musste, was in Spanien, wo man gar nicht oder wenig liest, eine Seltenheit ist.

1891, am 30. April, hielt Dr. Segundo Sábio del Valle eine grosse, stark besuchte Conference ab im »Ateneo de Madrid« und veröffentlichte im gleichen Jahre eine Studie »Daoiz y Velarde segun la Grafologia« (in »Memorial de Artilleria«, III, vol. XXIII, pag. 638—640).

1892 lieferte derselbe Autor einen sehr beachtenswerten Aufsatz über »Graphologie« für das »Diccionario Enciclopedico Hispano-Americano« (ed. Montaner y Simon; IX; tome, pag. 664, 665). In diesem Jahre veröffentlichte auch der Verfasser von »Falsificador« ein zweites Werk unter dem Titel »Napoleon I. und seine Schrift«[10]. Der Autor teilt einige der neuen graphologischen Theorien mit, unter anderen auch die von Crépieux-Jamin (Théorie de l'harmonie ou l'inharmonie des écritures). Auf diese Theorie folgt die Untersuchung einiger Resultanten. Hieran schliesst sich die Studie über die Schrift Napoleons und dann ein Appendix, der im Einzelnen einige Aufklärungen darüber geben soll, wie man die Schrift graphologisch untersucht, d. h. wie man physiologische und psychologische Eigenschaften des Schreibers erforscht, ohne die Beschaffenheit von Papier, Tinte und Feder aus den Augen zu verlieren.

1892 erschienen unter dem Titel »Las Revelaciones de la Escritura« einige Arbeiten in der Madrider Zeitschrift »La Naturaleza« die für die Kenntnis und Verbreitung der Graphologie von grossem Interesse waren. Der Verfasser war Segundo Sabio del Valle. Es folgt das Verzeichnis der Artikel:

1. La Naturaleza pag. 14 graphologisches Porträt von Praxedes Mates Sagasta.
2. Ibid. pag. 57 graphologisches Porträt von Antonio Canoras del Castillo (demselben, der später einem arnachistischen Attentat zum Opfer fiel).
3. Ibid. pag. 131 graphologisches Porträt von Eugenio Monkro Rivo (mehrmaligem Minister der spanischen Krone).
4. Ibid. pag. 366 ein höchst interessanter Artikel über das Studium der Graphologie.
5. Ibid. dritter Band pag. 13 und. pag. 131 sehr lehrreiche Aufsätze über Unterricht in der Graphologie.

1894 eröffnete die spanische Zeitschrift »Barcelona comica« unter der Ueberschrift »El Hombre por dentro« eine Folge graphologischer Skizzen (ähnlich denjenigen, die S. S. del Valle für die »Naturaleza« geschrieben hatte) über die Schrift einiger spanischer Schriftsteller, die damals in Mode waren, und mehrerer anderer Berühmtheiten[11]).

Dieses sind so ziemlich die einzigen Original-Arbeiten, die jemals in Barcelona entstanden sind, und ihr Verfasser Luis Tarrat y Bernis scheint ausser S. S. del Valle der einzige zu sein, der den Namen eines Graphologen verdient, da seine Arbeiten wirklich von Interesse sind, was man von denen Miracle y Carbonell's nicht gerade sagen kann. Sowohl wegen der Arbeiten selbst, als auch wegen der Persönlichkeiten, deren Schrift er bespricht, wollen wir sie hier vollständig aufzählen[12]). Es folgen die Nummern der Zeitschrift und die Namen der graphologisch beurteilten Personen.

---

[10]) Napoleon I. y su Escritura von Frederico Miracle y Carbonell; 1892 Barcelona, Bastinos. 4°, 258 pag.

[11]) Die Zeitschrift erscheint jetzt nicht mehr; mit Nr. 76 schloss ihr »Consultario Grafologico.«

[12]) Wir verdanken die meisten Angaben, die ich über die Skizzen von El Hombre por dento folgen lasse, dem ehemaligen Redacteur jener Zeitschrift, Carlos Orario y Calardo, einem unserer berühmtesten Gelehrten; ihm gebührt auch die Ehre, zuerst der Graphologie in einer litterarischen Publication eine Stelle eingeräumt zu haben.

No. 16. Mariano de Caria, Publicist und Schriftsteller.

No 17. Manuel del Palacio, Journalist.

No. 20. Emilia Pardo Bazan, Schriftstellerin und enragierte Frauenrechtlerin.

No. 28. Pompejo Gener, Schriftsteller.

No. 30. Luis Taboada, humoristischer Schrifsteller.

No. 33. Victor Balaguez, Academiker und Senator.

No. 40. Maria A. Tuban de Palencia, Schauspielerin.

No. 41. G al. Francisco Maria de Borbon.

No. 43. Santiago Salvador, Urheber des anarchistischen Attentats im Theater »Liceo« in Barcelona.

No. 46. Leopoldo Alas (Clarin), Kritiker, kürzlich verstorben.

No. 49. Benito Perez Galdos, Journalist.

1895. No. 19. Isaac Albeniz, Componist.

No. 45. J. Ma. de Pereda, Romanschriftsteller.

No. 48. José Fernandez, Brenion.

No. 50. Hariclée Darclée.

Die »Academia Cientilico Mercantil« von Barcelona veranstaltete in demselben Jahre graphologische Vorlesungen, die Rosendo Serra y Tages übertragen wurden; er hatte grossen Erfolg. Ein Auszug aus diesen wichtigen Vorlesungen über die Anwendung der graphologischen Wissenschaft bei der Prüfung der Echtheit oder Unechtheit von Schriftstücken wurde im 9. Jahrgang No. 41 der »Cronica Commercial«, die in Barcelona am Tage der Vorlesung erschien, veröffentlicht.

1896 schloss die Folge der Abhandlungen von El »Hombre por dentro« mit N. 2 Cav. Comm. Ermete Novelli.

Die graphologischen Skizzen von El Hombre por dentro hatten einen sehr grossen Erfolg und zwar nicht nur in Barcelona, sondern in ganz Spanien, wenn man nach den Briefen urteilen darf, die mir der ehemalige Redacteur der »Barcelona Comica« freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Und das ist auch nicht verwunderlich, denn diese Arbeiten haben nicht nur einen wissenschaftlichen Wert, sondern sind auch in in sehr anregender Form veröffentlicht worden. Es wurde ihnen nämlich eine Reihe beurteilter Schriftproben, die eigens für diesen Zweck geschrieben waren, in sehr guter Reproduktion beigegeben.

1897 starb in Barcelona Frederico Miracle y Carbonell, der Verfasser von »El Falsificador« und von »Napoléon I. y su escritura«, ohne eine Abhandlung über die Graphologie, die er noch hatte schreiben wollen vollenden zu können.

1899 erschien bei Mancci in Barcelona ein Werk »Magia Blanca moderna« von Q. G. Polinuzien; neben Magnetismus, Hypnotismrs und Spiritismus wird hier auch die Graphologie in einem selbständigen Kapitel (S. 87—94) behandelt und zwar ganz gut und sachlich.

1901 veröffentlichte die Madrider Gesellschaft »La Irradiacion» eine kleine Broschüre von 14 Seiten unter dem Titel »La Grafologia al aloance de Todos« (die Graphologie zum Gebrauch für Jedermann), in der die meisten graphologischen Merkmale erklärt sind, und einige Aufklärungen darüber gegeben werden, was die Graphologie ist.

Die berühmte Zeitschrift »Por isos mundos . . .« in Madrid eröffnet in No. 60 unter dem Titel »Consultorio Graphologico« einen Briefkasten, der ausschliesslich für Antworten auf graphologische Fragen von Seiten der Leser bestimmt ist. »Baron de Loscar«[13]) redigiert den Briefkasten.

Neuerdings hat sich übrigens der Terminus »Graphologie» bereits etwas eingebürgert; allerdings scheinen auch Gelehrte noch nicht seinen speciellen Sinn zu kennen; wenigstens erschien kürzlich eine grössere palaeographische Artikelfolge über die Namensunterschriften spanischer Könige unter dem irreführenden Titel: »Grafologia Real Espannole. La firma de los Reges Alfonsos» von Juan Perez de Guzman.

Zum Schluss will ich noch über die Ergebnisse meiner Interviews bei den bekanntesten Schriftexperten in Barcelona berichten. Da mir jedoch alle auf meine Fragen fast die gleichen Antworten gaben, kann ich dieselben kurz zusammenfassen.

1. Keiner übt die Graphologie praktisch aus, und deshalb spielt sie in ihren Schrift-Beurteilungen keine Rolle.

2. Alle stützen sich in ihren Urteilen auf mehr oder minder grosse Aehnlichkeiten und Analogien der Schriftformen zwischen Documenten, deren Herkunft verdächtig ist.

3. Bevor sie ihre Meinung über das fragliche Document abgeben, lassen sie in ihrer Gegenwart den der Fälschung Verdächtigten eine Schriftprobe herstellen und vergleichen erstens die hergestellte Schriftprobe, zweitens Briefe früheren Datums, die der vermutete Fälscher geschrieben hat (wenn sie solche bekommen können), drittens das verdächtige Document.

---

[13]) Den wahren Namen dieses Graphologen konnte ich nicht erfahren.

4. Alle sind im Prinzip der Ansicht, dass man mit Hilfe der Schriftprüfung einige Charaktereigenschaften des Schreibers feststellen kann; aber zugleich glauben sie, dass die Graphologie noch im Stadium des Versuchens ist, d. h. dass sie eine noch im Entstehen begriffene Wissenschaft ist.

5. Sie zweifeln nicht, dass die Graphologie einmal einen höheren Grad von Vollkommenheit erreichen und eines der besten Hilfsmittel für den Schriftexperten werden wird, um die Echtheit eines Documentes zu prüfen.

6. Keiner der Schriftexperten hat sich selbst je mit Graphologie beschäftigt. Fast alle kennen sie nur aus dem Wenigen, was in dem Werk von Miracle enthalten ist. Nur einer der genannten Experten hat sich zu unserer Ansicht bekehrt, da er innerhalb weniger Tage zweimal auf die geringen graphologischen Aufklärungen, die ich ihm, dem Mann von Beruf, geben konnte, zurückgekommen ist.

Das sind die wenigen Daten, die ich mir über den Stand der Graphologie in Spanien verschaffen konnte[14]). Aber ich hoffe, im Laufe der Zeit die grossen Lücken, die sich hierin finden, noch ausfüllen zu können.

F. Michel de Champourcin.

Handschriftendeutungen bei Goethe. »Eduard von Simsons Erinnerungen aus seinem Leben.« Zusammengestellt von B. v. Simson. (Leipzig, Hirzel 1900. Seite 43/44) entnehmen wir folgende Aufzeichnung des Neunzehnjährigen, dem Zellers Empfehlung eine freundliche Aufnahme bereitet hatte. Sie erbringt den Beweis dafür, dass, durch Goethe angeregt, die intuitive Deutung der Schrift fleissig von Berufenen und Unberufenen unter seinem Dache betrieben wurde.

31. August 1829.

»Die Versuche, aus der Handschrift den Charakter der Schreibenden zu erkennen, wurden an dem Stammbuch Ottiliens von Goethe angestellt — ein Unternehmen, das bevor Simson an die Reihe kam, vielfach misslang, und an dessen wirkliche Ausführbarkeit er nicht glaubte. Das Blatt, das ihm zur Lesung dieser Aufgabe anheimfiel, war aus Wilhelmsthal vom 1. August 1829 datiert, enthielt die Verse:

»Macht mein Glück im Norden eine Pause,
Ei, so ist der Süd' mein Vaterland.«

aus dem damals oft aufgeführten Kotzebueschen Lustspiel »Das Dorf im Gebirge«, demnächst den Ausdruck der Verehrung für die Besitzerin des Stammbuches und schloss mit den Worten: »In dieser Hoffnung bleibe ich ihr treu ergebner Weltbürger . . . . .«

— Simson wurde beim ersten Anblick von der vollkommenen Uebereinstimmung der Schrift mit der eines Schul- und Universitätskameraden überrascht. In der Annahme, dass, wenn aus den Schriftzügen ein Schluss auf die Persönlichkeit wirklich zulässig sei, er seinen Freund charakterisiern und damit den ihm unbekannten Verfasser der Stammbuchinschrift treffen könnte, entschloss er sich schnell jenen zu schildern. Bei dieser Schilderung wurde er namentlich von der Mutter Ottiliens wiederholentlich durch den Zuruf unterbrochen, er müsse die verdeckte Unterschrift vorher gesehen haben, nur so lasse sich die Genauigkeit der Charakteristik erklären. Als Unterzeichneter ergab sich sodann Herzog Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach. Simson datierte von diesem Tage an seine Liebhaberei für Autographen, die ihn bis in das Parlament in der Paulskirche verfolgte.

Den 1902 erschienenen »Mémoires de Mme Reinhard«, Gattin des Diplomaten, Grafen Reinhard, zu dem Goethe in freundschaftlichen Beziehungen stand, sei folgende Stelle entnommen:

»Le poète (Goethe) nous a apporté un livre d'amis en nous demandant de nom y inscrire. J'en fus tout intimidée, car il a ses théories sur les écritures qui selon lui, donnent des aperçus sur le caractère des personnes; il a fait une véritable étude de celle de Napoléon et il est arrivé à fort bien la juger.«

Zu Deutsch:

»Der Dichter (Goethe) brachte uns sein Stammbuch, mit der Bitte, uns darin einzuschreiben. Dadurch ward ich ganz eingeschüchtert, denn er hegte gewisse Theorien in Bezug auf die Handschriften, die seiner Meinung nach eine Uebersicht vom Charakter ihrer Urheber gewähren. So hat er die Hand Napoleons einer wirklichen Studie unterworfen und ist dazu gelangt, sie sehr richtig zu beurteilen.«

Meines Erachtens ergiebt sich aus den früheren*) und diesen neuen Zeugnissen, dass Goethe aus vier Gründen Briefe schätzte und sammelte. Zunächst um ihres Inhaltes willen, als des wichtigsten Denkmales inneren Lebens, als Pfänder teuerer Erinnerung an Dahingeschiedene, sodann, endlich wohl häufig um des Nimbus willen, der sich an jeden berühmten Namen knüpft. Neben dem Selbst-

[14]) Herr J. Planas Doren gewährte mir kürzlich noch Einsicht in einen ziemlich langen Aufsatz über die Graphologie vom theosophischen Standpunkt aus; diese Arbeit wird in der Zeitschrift »Sophia« (Madrid) erscheinen.

*) Vgl. »Graphologische Monatshefte« 1901.



schriftensammler aber steht der Seelenforscher; der jeder Regung der Menschenbrust nachspürt. Dem war der Begriff von der charakterologischen Wichtigkeit der Handschrift aufgegangen ohne dass sich freilich selbständige, systematische Forschungen daran geschlossen hätten.

Dieses genügt indessen, damit der Handschriftdeuter von heute in ihm pietätvoll seinen Vorgänger verehre. So lebe ich denn der Ueberzeugung, dass unsere wissenschaftlichen Bestrebungen seiner freudigsten Zustimmung und Förderung gewiss sein dürften.

Isabella Ungern-Sternberg.

Litteratur.

Hans H. Busse. »Handschrift und Charakter.« Ueber Graphologie und ihre Anwendung im familiären und gesellschaftlichen Leben; im »Deutschen Hausschatz« XXVII. Jahrgang, No. 15, 16. 17, 18.

Wenn man dem Laien die Grundzüge einer Wissenschaft mit Erfolg zugänglich machen und ihn für dieselbe erwärmen will, so wird man die Eigenheiten der zu besprechenden Materie mit Erscheinungen des täglichen Lebens in Verbindung zu setzen, die wichtigsten Grundbegriffe an praktischen Beispielen zu erläutern haben. Nur so wird man einen bloss dem Namen nach bekannten Wissenszweig wirksam zum allgemeinen Verständnis bringen können. Dies hat Busse in seinem Aufsatz über Handschrift und Charakter sehr wohl verstanden. Einer sachgemässen Einleitung über »Menschenkenntnis und Physiognomik« folgen fünf weitere Kapitel, die in einer ebenso lehrreichen wie anregenden Weise abgefasst sind. Die sichere gehaltvolle Darstellung lässt den Leser eingehendere und durch eigenes Forschen erlangte Kenntnisse des Verfassers ahnen und macht dadurch nach weiterer Belehrung begierig.

Der Inhalt der fünf mit zahlreichen und vorzüglichen Handschriftproben ausgestatteten Kapitel ist am leichtesten ersichtlich aus den Ueberschriften:

I. Schreiben und Handschrift; Eigenschafts-Aeusserungen, Schreibexperimente.

II. Kinder-Handschriften; Mässigung und Verschlossenheit; Erziehung und Selbsterziehung; Nachgiebigkeit und Unverträglichkeit.

III. Jugend; Selbstgefälligkeit und Koketterie; Lebensernst; Fleiss und Sachlichkeit; Junggeselle und alte Jungfer; Emanzipation der Frau; Geschlecht und Handschrift.

IV. Liebe und Güte; Gefühle; Graphologie und Heiraten, Zusammenpassen der Charaktere; Eifersucht; Geiz, Sparsamkeit, Verschwendung; Gewissenhaftigkeit und Sorglosigkeit; Freude und Trauer;

V. Wahre und falsche Freunde; Schliessen und Brechen von Freundschaften; Zurückhaltung und scheinbare Gemütskälte; Verstandes- und Gemütsmenschen; gesellschaftliche Liebenswürdigkeiten und Schmeichelei; Phrasen; Spott und Ironie; Widerspruchsgeist.

Hans Schneickert, Rechtspraktikant.

Ernst Lohsing, »Zur Frage der gerichtlichen Graphologie«, im Archiv für Kriminalistik, herausgegeben von Prof. Dr. H. Gross, Bd. VII. S. 333 ff. (Leipzig 1901).

Lohsing entgegnete in einer kleineren Mitteilung der in der juristischen Zeitschrift »Das Recht«, V. Jahrgang No. 7, vom 10. IV. 1901, von Reichsarchivrat Dr. Pius Wittmann veröffentlichten Abhandlung über »die Bedeutung der Handschritten-Vergleichung für die Rechtswissenschaft und ihre zeitgemässe Reform«, und erwähnte dabei die gesetzlichen Bestimmungen über die Handschriftenexpertise im § 95 der deutschen Reichsstrafprozessordnung und in den §§ 441 und 442 der deutschen Reichszivilprozessordnung, die dem Gerichte erlauben, auch ohne Zuziehung von Sachverständigen der Schriftenvergleichung vorzunehmen. Diese Bestimmung, sagt Lohsing, sei entschieden sehr bedenklich: das Gesetz gehe nämlich von der Voraussetzung aus, es sei jedem gegeben, eine Handschriftenvergleichung erfolgreich durchzuführen. Allein diese Voraussetzung treffe nicht immer zu. Ja, es lasse sich nicht einmal behaupten, dass die Mehrzahl beurteilen könne, ob ein Mann oder ein Weib einen Brief geschrieben habe. Dass und warum dies im Grund genommen unmöglich ist, davon war in diesen Heften schon häufig die Rede.

Bei der Frage der Verwendung der Graphologen als Sachverständiger in Schriften, äussert sich Lohsing folgendermassen:

Die Graphologie bewegt sich zweifelsohne in wissenschaftlichen Bahnen; aber genügt das, die Anstellung graphologischer Sachverständiger zu rechtfertigen? Hiezu scheinen uns, wie der Wittmannsche Aufsatz zeigt, die

Meinungsverschiedenheiten der Graphologen untereinander viel zu wenig ausgeglichen zu sein, als dass sich ein graphologisches Gutachten so überprüfen liesse, wie das eines anderen Sachverständigen. Ferner hat jeder andere Sachverständige vor seiner Vereidigung eine Prüfung abgelegt, (wenn auch nicht zum Zwecke seiner Bestellung als Sachverständiger). sei es nun, dass er Hochschul- oder Fachschulbildung oder überhaupt seine Lehrzeit hinter sich hat. Wie steht es hingegen mit dem Graphologen? Wo hat der seine Prüfung abgelegt? Oder will man seine so vielfach und von autoritativer Seite bestrittene schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete der Graphologie als einen jede Prüfung ersetzenden Befähigungsnachweis gelten lassen? Dem steht eben gegenüber, dass die Graphologie Blüten getrieben hat, die ihr sobald nicht vergessen werden können.«

Die Frage: »Wer soll nun Sachverständiger im Schreibfache sein?« beantwortete Lohsing dahin, dass bei Prüfung einer Handschrift auf Echtheit oder Unechtheit als Sachverständige namentlich Photographen in Betracht kämen nach den von Paul in seinem Handb. d. krim. Photographie, S. 69 ff gemachten Vorschlägen. Dagegen bei der Prüfung einer Handschrift auf ihren Ursprung möchten subsidiär Sachverständige im Schreibfache herhalten. Allein bei der Ermittelung der Sachverständigen-Qualität solle nicht die Stellung zur Graphologie, sondern die im Berufe bewährte Befähigung des Betreffenden massgebend sein; Lehrer und Conceptsbeamte (ein dehnbahrer Begriff!), insbesondere aber die ersteren kämen hier in Betracht. Bezüglich dieses Punktes brauche ich nur auf Busses Aufsatz »Ueber gerichtliche Schrift-Expertise und ihre Reform durch die Graphologie« in der »Deutschen Juristen-Zeitung«, Berlin 1897, No. 11, S. 216 ff. zu verweisen.

Bemerkenswert ist noch folgende Stelle der Lohsingschen Mitteilung: »Mag man Anhänger oder Gegner der Graphologie sein: Die Kriminalistik hat mit ihr zu rechnen.« In einer Nachschrift des Herausgebers des Archivs fügt Prof. Dr. H. Gross noch einige Worte über die Persönlichkeit dessen bei, der als gerichtlicher Graphologe verwendet werden solle; »Diese lässt sich«, fährt Gross fort. »kurz dahin bezeichnen, dass der betreffende Sachverständige in erster Linie Psychologe sein muss. Die Handschrift ist ein Produkt von Hand und Gehirn, von Körper und Geist, ebenso wie das Gesprochene, und so ist es selbstverständlich, dass dasselbe nur von einem beurteilt werden kann, der die Emanationen beider und die Entstehung studiert hat und kennt, das ist der Physiologe und der Psychologe; wer diese Qualitäten nicht hat, der kann mitunter etwas Richtiges erraten, aber nicht konstruieren. Das ist mit wissenschaftlicher Sicherheit schon längst von Preyer u. A. bewiesen worden.« Wie vielen Lehrern, Concepts- und Archivbeamten, die sich zur Zeit am meisten die ausschliessliche Befähigung zur gerichtlichen Schriftexpertise anmassen, sind jene Qualitäten zuzutrauen? Gross sagt weiter: »Wer nun die Männer ihres Zeichens nach sein mögen, die Psychologen und Physiologen sind und dabei Interesse gerade für die Graphologie haben müssen, das lässt sich natürlich im Allgemeinen nicht sagen — so viel sei, Wittmann gegenüber, nur gesagt, dass es Archivbeamte sicher nur ausnahmsweise sein würden.«

Dass die Archivbeamten in vielen Fällen unersetzliche und wertvolle gerichtliche Sachverständige abgeben werden, bestreitet Gross nicht, aber jeder Sachverständige sei in seinem Fache und nur in diesem zu verwerten. In den vielen Fällen, in welchen es sich um ältere Schriftstücke handle, bei welchen Zeit der Handschrift, Alter und Herkommen des Papieres, der Tinte, des Siegels u. s. w. von grösster Wichtigkeit sei, da sei der Mann des Archivs der massgebende, unersetzliche Sachverständige — die eigentliche Graphologie müsse er aber dem Physiologen und Psychologen überlassen.

Mit diesen Ausführungen von Gross müssten wir uns einverstanden erklären, zumal da wir auf dem Standpunkte stehen, dass nicht Zeichendeuterei oder sogar mechanische Vergleichungsmethoden das Wesen der von uns gepflegten wissenschaftlichen Graphologie bilden, dass vielmehr zu einem intensiven und erfolgreichen Studium der Graphologie das Studium einschlägiger Hilfswissenschaften, besonders der Psychologie unentbehrlich ist.

Hans Schneickert, Rechtspraktikant.

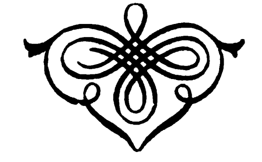
Varia.

Verfügung betr. Pflege einer „guten und leserlichen" Handschrift.

In einer kürzlich erlassenen Verfügung des preussischen Unterrichtsministeriums werden die Lehrer nachdrücklich angewiesen, für die Pflege einer „guten und leserlichen" Handschrift bei den Schülern Sorge zu tragen. „Die bedauerliche Thatsache ist nicht in Abrede zu stellen, dass zahlreiche Schüler von den

höheren Lehranstalten mit einer Handschrift abgehen, — offenbar infolge von Vernachlässigung in den oberen Klassen —, die auch bei billigen Anforderungen viel zu wünschen übrig lässt.“ Um hierin Abhilfe zu schaffen soll fortan sowohl in die Abgangs- und Reifezeugnisse, als auch in die gewöhnlichen Quartalszeugnisse bis in die Oberprima hin ein Urteil über die Handschrift des Schülers aufgenommen werden. Dabei ist noch ausdrücklich zu rügen, falls etwa die Neigung besteht, die Namensunterschrift undeutlich zu schreiben.

Gegen die Tendenz der Verfügung lässt sich gewiss nichts einwenden. Ob indess die anempfohlenen Mittel etwas nützen werden ist stark zu bezweifeln. Die Deutlichkeit der Schrift wird in der Hauptsache doch schliesslich durch den Charakter bestimmt, und dieser dürfte sich durch eine Ministerialverfügung schwerlich beeinflussen lassen. Zum Allermindesten ist zu erwarten, dass alsbald nach dem Verlassen der Schule die natürliche Handschrift wieder zum Durchbruch gelangt.



Für Redaktion verantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München

Zur Theorie des Schreibdrucks.*)

Von Dr. **Ludwig Klages.**

Damit der Schreibstift auf dem Papier eine Spur hinterlasse, muss er sich an ihm reiben. Dazu bedarf es eines gegen die Schreibfläche gerichteten Druckes: er ist eines der drei Grundelemente der Schreibbewegung. Seine absolute Grösse ermittelt man mit der Kräpelinschen Schrift-Wage[1]). Die fertige Schrift lässt uns nur Grössenunterschiede erkennen, besonders deutlich, wenn mit Stahlfeder geschrieben wird. Bei grossen Drucken spaltet sich die Feder und erzeugt breitere Striche, auch ritzt sie die Oberfläche des Papiers. (Meyersche Schriftrinne.)[2]) Unter Beachtung der Strichbreiten und des Furchenverlaufes werden Anhaltspunkte gewonnen über die Lokalisation des Druckes, über sein plötzliches oder allmähliches Anschwellen, seine maximale Stärke, die Art seines Ausklingens. Trotz aller Unregelmässigkeit der Druckanordnung selbst in einem einzigen Worte kam die Graphologie früh zu der Einsicht, dass innerhalb eines bald grösseren, bald geringeren Spielraums der Druck zu den individuell-konstanten Merkmalen gehört. Diese Behauptung wird durch Versuche mit der Schriftwage streng bewahrheitet[3]). Gegenstand der Deutung ward insbesondere die Verschiedenheit der Druckstärken. Sie allein soll uns im Folgenden beschäftigen.

Wie sich der Druck nicht allein in der Verbreiterung der Striche verrät, so ist umgekehrt diese nicht unbedingt ein Zeichen für Druck. Verbreiterung kommt auch zustande durch Verkleinerung des Federwinkels. Doch brauchen wir hierauf an dieser Stelle wohl nicht näher einzugehen. —

Selten dürften allgemeine Merkmale der Handschrift aus einer einzigen unmittelbaren Ursache herzuleiten sein. So hat z. B. der sogenannte Guirlandenduktus deren mindestens drei: »er kann erstens als Ausdruck gewohnheitsmässiger Schreibeile und folglich als Begleiterscheinung einer gewissen Leichtigkeit der assoziativen Vorgänge auftreten; er kann zweitens die graphische Bekundung sein der unwillkürlichen Tendenz, eckige Bewegungen überhaupt zu meiden; er kann drittens dem visuellen Bedürfnis nach solchen Formen entspringen, die den Gefühlscharakter der »Offenheit« tragen«[4]). Anders liegt es beim Druck, wenn wir von der sehr kleinen Gruppe von Handschriften absehen, wo er als mehr sekundäres Merkmal auftritt. Es gibt nämlich Menschen, bei denen das Verlangen eine von der Unterlage kräftig sich abhebende Schrift zu erzeugen, Druckbetonungen erst zur Folge hat. Solche wählen etwa farbige oder

---

*) Die Grundzüge unserer Theorie des Schreibdrucks haben wir in Kürze bereits bei Besprechung der Meyerschen „Grundlagen" entwickelt. Graph. Monatshefte. 1901. S 45—48.

[1]) Vergl. die Mitteilungen Meyers. Graph. Monatshefte. 1899. S. 39 u. 40.

[2]) Graphol. Monatshefte. 1901. S. 15.

[3]) Adolf Gross. „Untersuchungen über die Schrift Gesunder u. Geisteskranker". In „Psych. Arb. herausgeg. v. Kräpelin". II, 3. — Darüber Meyers Bericht. Graph. Monatshefte. 1899. S. 59—65.

[4]) Vergl. Axel. „Principielles bei Lavater" die Anmerkung. Graph. Monatshefte. 1901. S. 96—97.

…ne Federn. Man hat mit
…svermogen oder mit wohl
…schlossen*. Und selbst
…gewahrleistet sein, wenn
…Anwendung grösseren
… ist sie das vor-
…ment. Als Ursache
…chkeit der Seele,
…bewegungen und

…schen Durch-
… brauchen
… dass die u…

seiner umfassenden V
Fällen sekundäre Dru
oder mit bauchigen
grösser aus, während

Auf den erste
Bald sehen wir den
die übrigen Bewegun
also nicht derjenige

Wir müssen
ins Auge fassen. Di
wusstsein zur Wirku
Antrieb und einer
wissenschaftliche F
jektiven Thatsache
Form einer bestän
Augenblick Antrie
Bewusstsein ganz
nun niemals wirk
ein von Moment
wächst mit dem
wenn die Hemm
steigender Hemmung

Druckänderungen auftreten, proportional die innere

kläufiger Schreibung einer Zahlenreihe.
setzt der Ausführung grössere Hindernisse ent-
hsen, auch wenn der Antrieb derselbe bleibt.
r Schreibbewegung, nicht aber Ausgiebig-

llkürlich druckbetonter und umgekehrt.
Abnahme der nach rechts gerich-
ne Bewegungshemmung in der
iederum wächst die Spannung
ner überzeugen, dass in den
rkmale aufzutreten pflegen;
d einige zeigen stärkere
lle soll sich die Kraft
n. Die Mässigung
einerlei »Stauung«
Sache bei dem
ngern — wes-

Diese Auffassung bestätigt sich, ... solche wenden. Die ganze Statik und Dynamik des ... wie dem Gesetz: der Körperausdruck jedes Bewussts... so so beschaffen, dass er seinerseits diesen Zustand her... kann. Nun gibt es unter den körperlichen Zuständlichkeiten und unwillkürlichen*) Mitbewegungen eine grosse Gruppe, die geeignet ist, das Gefühl der Anspannung hervorzurufen. Dahin gehört die mehr allgemeine Gespanntheit der Muskulatur (z. B. des lebhaft etwas Erwartenden), dahin das Stirnrunzeln (des sich Concentrierenden), das Fäusteballen (des innerlich Wütenden), das Zähneknirschen (dessen, der einen Schmerz verbeisst), die gepresste Körperhaltung (des zur Verteidigung oder zum Angriff Bereiten) — dahin gehören viele mehr willkürlich einen Spannungsaffekt begleitenden Bewegungen, die unbewusst darauf gerichtet sind, das Kraftgefühl durch Erzeugung von Widerstandsempfindungen zu mehren. So wirft der Zornige nicht wie der Begeisterte die Hände in die Luft, sondern er schlägt mit der Faust auf den Tisch. Nicht sowohl die Lebhaftigkeit als vielmehr die Wucht seiner Bewegungen erscheint gesteigert. — Aus den verschiedensten Gesten löst sich uns als Korrelat der inneren die Gespanntheit des Ausdrucks.

Fragen wir uns nun, welcher Teil der Schreibbewegung ein Spannungsgefühl erzeugen kann. Unmittelbar nur der an der Widerstand leistenden Fläche

---

*) Wir bemerken beiläufig, dass wo immer wir in der Welt des Gegenständlichen vom Druck sprechen (z. B. eines Steines auf seine Unterlage), vom Widerstand (eines Körpers gegen einen Stoss), von der Spannung (eines Bogens oder eines Dampfes) — eben jenes Spannungsgefühl von uns auf die Statik der Objekte übertragen wird. Ebenso sind alle physikalischen Kräfte nach Analogie unseres Aktivitätsgefühls gebildet. Wer sich für diese Fragen der generellen Psychologie näher interessiert, den verweisen wir auf Lipps. »Das Selbstbewusstsein; Empfindung und Gefühl.« In »Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.« Herausgeg. von Loewenfeld und Kurella. Heft 9.



tiefschwarze Tinte und bevorzugen breite und weiche Federn. Man hat mit Recht aus Schriftbildern dieser Art auf Anschauungsvermögen oder mit wohl etwas zu gewagter Spezialisierung auf Farbensinn geschlossen[5]). Und selbst in dahingehörigen Fällen mag der Erfolg nur dann gewährleistet sein, wenn dem optischen Bedürfnis die unbewusste Tendenz zur Aufwendung grösseren Druckes bereits entgegenkommt. In den weitaus meisten ist sie das vorherrschend oder einzig die Strichbreite bestimmende Moment. Als Ursache dieser Tendenz nun erscheint stets ein und dieselbe Zuständlichkeit der Seele, die freilich in Begleitung der allerverschiedensten Gemütsbewegungen und Charaktereigenschaften vorkommt.

In der Graphologie ist wie so häufig die Empirie der theoretischen Durchdringung weit voraus. Um unsere Theorie des Druckes zu beweisen, brauchen wir nur gegebene Erfahrungsmassen zu deuten. Indem wir zeigen, dass die unabhängig von einander gemachten Erfahrungen in dem für uns wichtigen Punkte völlig übereinstimmen, dient jede zur Vervollständigung der Beweislast und gewinnt ihrerseits durch den inneren Einklang ein höheres Maass von Sicherheit.

Das Material zerfällt in zwei Teile: in das durch einfache Beobachtung und das auf mehr experimentellem Wege gewonnene. Hinsichtlich des ersteren müssen wir ausser den Angaben graphologischer Lehrbücher alles Wissen zu Rate ziehen, was in Ausübung der Handschriftendiagnose dem erfahrenen Graphologen zu Gebote steht. Je nach der Natur des einzelnen Falles dürften ihm als an der Aufwendung höheren Druckes beteiligt gelten vornehmlich folgende Charakterzüge: Willenskraft, Entschlossenheit — Widerstandskraft, Selbstbeherrschung, Ausdauer — Ernst, Wirklichkeitssinn — Härte, Trotz, Starrsinn — Impulsivität, Leidenschaftlichkeit — Resolutheit, Schroffheit. Als druckmindernd wären zu nennen: Energielosigkeit, Unentschlossenheit — Hinreissungsfähigkeit, Beeinflussbarkeit, Haltlosigkeit — Milde, Nachgiebigkeit — Sorglosigkeit, Eile — Geistigkeit — Resignation, Erschöpfung, Sanftheit — Verbindlichkeit, Schüchternheit.

Die Skala weist auf beiden Seiten sehr verschiedene Züge auf. Wir erkennen ohne weiteres, dass Annahmen, die den Druck ausschliesslich mit dem Antrieb in Verbindung bringen, dem Thatbestande nur teilweise gerecht werden. Auch bei mittlerer Triebstärke kann jemand z. B. über ausserordentliche Widerstandskraft verfügen. Solche Annahmen scheinen zwar einem richtigen Gefühl zu entspringen, das jedoch nicht den begrifflich unanfechtbaren Ausdruck fand.

Unter den für uns wichtigen Versuchsergebnissen heben wir folgende hervor: August Diehl[6]) ermittelte mit der Kräpelinschen Schriftwage, dass bei rückläufiger Schreibung der Zahlenreihe 1—10 neben unerheblicher Verkürzung des Schreibweges eine Steigerung des Druckes um ca. ein Fünftel seines Gesamtwertes stattfindet. Meyer[7]) stellte fest, dass in Erregungszuständen (Freude, Exaltation, Zorn) neben Ausgiebigkeit und Geschwindigkeit auch der Nachdruck der Schreibbewegung wächst. Ferner[8]) beobachtete er bei Gelegenheit

---

[5]) Dolphine Popée. „Ueber den Farbensinn". Graph. Monatshefte. 1899. S. 49—50.

[6]) August Diehl. „Ueber die Eigenschaften der Schrift bei Gesunden". Inaug.-Dissertation. In Kräpelins „Psychologischen Arbeiten", III, I. (S. 1—61.) Darüber Referat Meyers. Graph. Monatshefte. 1900. S. 59—65.

[7]) Meyer. „Graphisch fixierte Ausdrucksbewegungen". Graph. Monatshefte. 1899. S. 1—7. S. 26—28.

[8]) Meyer. „Ueber Schriftverstellung". Graph. Monatshefte. 1900. S. 114—115. S. 125—126.



seiner umfassenden Versuche über willkürliche Schriftverstellung in bestimmten Fällen sekundäre Druckänderungen. Willkürlich möglichst auseinandergezogene oder mit bauchigen Schleifen versehene Schriften fallen zugleich dünner und grösser aus, während im umgekehrten Falle Druckerhöhung zu bemerken ist.

Auf den ersten Blick erscheint auch dieses Material wenig einheitlich. Bald sehen wir den Druck im gleichen, bald im entgegengesetzten Sinne wie die übrigen Bewegungselemente geändert. Der drucksteigernde Umstand kann also nicht derjenige sein, welcher Ausgiebigkeit und Geschwindigkeit erhöht.

Wir müssen nun einen psychischen Thatbestand von grosser Tragweite ins Auge fassen. Die Lebhaftigkeit, mit der ein Strebensvorgang in unserem Bewusstsein zur Wirkung kommt, ist stets das Ergebnis aus zwei Grössen: einem Antrieb und einer Hemmung. Besteht der Antrieb z. B. in dem Bestreben, eine wissenschaftliche Frage zu lösen, so liegt der Hemmantrieb im Zwange der objektiven Thatsache und der Denkgesetze, und das innere Fortschreiten hat die Form einer beständigen Ueberwindung von Schwierigkeiten. Wenn für einen Augenblick Antrieb und Hemmung genau gleich gross wären, so würde unser Bewusstsein ganz von dem Gefühle der Spannung*) beherrscht. Obwohl es nun niemals wirklichen Stillstand gibt, so wohnt doch jeder seelischen Aktion ein von Moment zu Moment wechselndes Maass von Spannung inne. Dieselbe wächst mit dem Antrieb, wenn zugleich die Hemmung wächst; sie mindert sich, wenn die Hemmung mehr und mehr fortfällt; sie schwindet auch, wenn vor steigender Hemmung der Antrieb erlahmt.

Diese Auffassung bestätigt sich, wenn wir uns dem Ausdrucksleben zuwenden. Die ganze Statik und Dynamik des Seelenausdrucks steht unter folgendem Gesetz: der Körperausdruck jedes Bewusstseinszustandes ist so beschaffen, dass er seinerseits diesen Zustand hervorrufen kann. Nun gibt es unter den körperlichen Zuständlichkeiten und unwillkürlichen Mitbewegungen eine grosse Gruppe, die geeignet ist, das Gefühl der Anspannung hervorzurufen. Dahin gehört die mehr allgemeine Gespanntheit der Muskulatur (z. B. des lebhaft etwas Erwartenden), dahin das Stirnrunzeln (des sich Concentrierenden), das Fäusteballen (des innerlich Wütenden), das Zähneknirschen (dessen, der einen Schmerz verbeisst), die gepresste Körperhaltung (des zur Verteidigung oder zum Angriff Bereiten) — dahin gehören viele mehr willkürlich einen Spannungsaffekt begleitenden Bewegungen, die unbewusst darauf gerichtet sind, das Kraftgefühl durch Erzeugung von Widerstandsempfindungen zu mehren. So wirft der Zornige nicht wie der Begeisterte die Hände in die Luft, sondern er schlägt mit der Faust auf den Tisch. Nicht sowohl die Lebhaftigkeit als vielmehr die Wucht seiner Bewegungen erscheint gesteigert. — Aus den verschiedensten Gesten löst sich uns als Korrelat der inneren die Gespanntheit des Ausdrucks.

Fragen wir uns nun, welcher Teil der Schreibbewegung ein Spannungsgefühl erzeugen kann. Unmittelbar nur der an der Widerstand leistenden Fläche

---

*) Wir bemerken beiläufig, dass wo immer wir in der Welt des Gegenständlichen vom Druck sprechen (z. B. eines Steines auf seine Unterlage), vom Widerstand (eines Körpers gegen einen Stoss), von der Spannung (eines Bogens oder eines Dampfes) — eben jenes Spannungsgefühl von uns auf die Statik der Objekte übertragen wird. Ebenso sind alle physikalischen Kräfte nach Analogie unseres Aktivitätsgefühls gebildet. Wer sich für diese Fragen der generellen Psychologie näher interessiert, den verweisen wir auf Lipps. «Das Selbstbewusstsein; Empfindung und Gefühl.» In «Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.» Herausgeg. von Loewenfeld und Kurella. Heft 9.

sich messende Nachdruck; mittelbar alle diejenigen Momente, welche in den natürlichen Fluss der Bewegung als hemmende bezw. verzögernde eingehen.

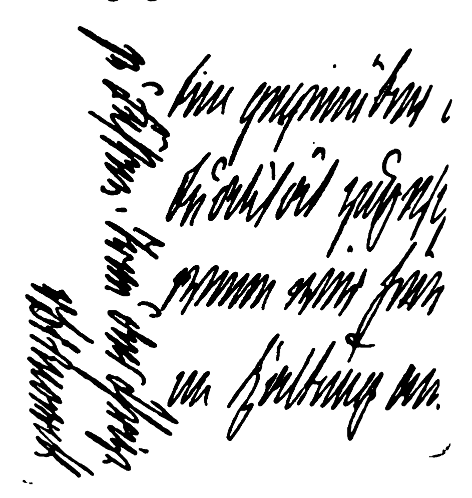


Fig. 1. Gespannter Duktus.

Das wären: Herabsetzung der allgemeinen Geschwindigkeit, der nach rechts gerichteten Komponente im besonderen — Verkleinerung des Schwankungsspielraums — Minderung der allgemeinen Ausgiebigkeit, der Streckungsbewegungen im besonderen — Zunahme der Winkelbindung. Demnach stehen in innerem Zusammenhange folgende Merkmale: Druckstärke, Winkelbindung, Schriftenge, Rege mässigkeit, Prävalenz der Unterlängen, tiefgesetzte Ueberzeichen — und umgekehrt: Druckschwäche, Bogenbindung, Grossheit der Schrift, Schriftweite, verhältnismässige Unregelmässigkeiten, Prävalenz der Oberlängen, steigende

Fig. 2. Spannungsloser Duktus.

Zeile, hochgesetzte und meist nach rechts verschobene Ueberzeichen. Eine Handschrift, die jenem oder diesem Bilde völlig entspräche, wäre ein Prototyp für gespannten bezw. spanungslosen Duktus. Vergl. Fig. 1 u. 2. In den weitaus meisten fällt bald das eine, bald das andere Merkmal aus der Gruppe der verwandten heraus. Wir haben darin das Mittel, um die besonderen Charakterzüge zu erschliessen, die im einzelnen Falle der grösseren oder geringeren Gespanntheit zu Grunde liegen.

Ehe wir weitergehen, wollen wir unser Ergebnis am Thatbestande und zwar zunächst an den Versuchsbeobachtungen prüfen. Wenn wir Recht haben,

muss in allen Fällen, wo Druckänderungen auftreten, proportional die innere Anspannung geändert sein.

1. Druckzunahme bei rückläufiger Schreibung einer Zahlenreihe.

Die ungewohntere Aufgabe setzt der Ausführung grössere Hindernisse entgegen. Die Anspannung muss wachsen, auch wenn der Antrieb derselbe bleibt. Entsprechend wächst die Wucht der Schreibbewegung, nicht aber Ausgiebigkeit, nicht Geschwindigkeit.

2. Willkürlich enge Schrift wird unwillkürlich druckbetonter und umgekehrt.

Die Schriftweite verringert sich durch Abnahme der nach rechts gerichteten Kraftkomponente. Gegeben ist also eine Bewegungshemmung in der Richtung des grössten Bewegungsdranges. Wiederum wächst die Spannung und korrelativ der Druck. Wir konnten uns ferner überzeugen, dass in den willkürlich engen Schriften auch sonstige Spannungsmerkmale aufzutreten pflegen; so fallen sie durchweg winkelreicher und steiler aus und einige zeigen stärkere Betonung der Unterlängen. — Im entgegengesetzten Falle soll sich die Kraft gerade in der Schreibrichtung uneingeschränkt auswirken. Die Mässigung schaltet aus. Wie gross oder gering immer der Antrieb sei, keinerlei »Stauung« ist gegeben: der Druck nimmt ab. — Ganz analog liegt die Sache bei dem anderen Doppelversuch, die Schleifen zu erweitern bezw. zu verengern — weswegen wir auf näheres Eingehen verzichten.

3. Druckzunahme bei Freude und Zorn.

Man hat wohl sthenische und asthenische Affekte unterschieden d. h. solche mit erhöhtem und solche mit vermindertem Spannungsgefühl.[10]) Freude wie Zorn sind ausgeprägt sthenisch. Da hier aber zugleich der Antrieb wächst, so werden auch Ausgiebigkeit und Eile wachsen. Uebrigens können wir auf Grund unserer Anschauung vorherwissen — und die Beobachtung bestätigt es —: dass die Druckbetonungen für Aerger, Gereiztheit, Zorn kräftiger ausfallen als für Freude. Denn im Zornigen ist ein Widerstreit. Der Antrieb ist nicht sowohl gesteigert als gegen affektiv störende Vorstellungen gerichtet. Die Gespanntheit ist grösser, auch wenn der Affekt nicht stärker ist.

Wir sehen: das Versuchsmaterial ist durchaus eindeutig, Der Druck entspricht dem Grade der seelischen Gespanntheit; diese aber ist wie jeder Seelenzustand das Ergebnis aus der Konstellation des Augenblicks und einem Persönlichkeitsmoment: in unserem Falle der individuellen Spannkraft. Man hat ihre Bedeutung den aktiven Strebungen gegenüber bis jetzt sehr vernachlässigt[11]), worin die Fehldeutung auch des Schreibdruckes ihren Grund haben dürfte. —

Wir kommen damit zum wichtigeren Teil unserer Aufgabe: diejenigen Charakterzüge aufzuzeigen, die zur Spannkraft und mithin zum Druck Beziehung haben. Alle oben genannten werden uns wiederbegegnen, daneben jedoch viele andere[12]).

---

[10]) Man hat hierbei eine mittlere Intensität der Gemütsbewegungen im Auge. Auf die Spitze getrieben wirkt eder Affect lähmend.

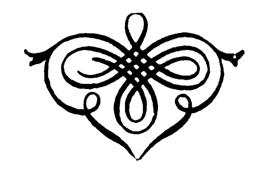
[11]) Vergl. Meyer. „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie". S. 48—50.

[12]) Den folgenden Ausführungen müssen wir eine noch unveröffentlichte Charakterkunde zu Grunde legen. Die dadurch gelegentlich entstehenden Lücken in den Ableitungen und Folgerungen wird aber der Leser leicht aus eigener Ueberlegung ergänzen können.

Die Charaktereigenschaften zerfallen in formale und artliche[13]). Was das heisst, wird am schnellsten durch Beispiele deutlich. Dass einer Freude hat an materiellem Wohlergehen oder am Bewusstsein seines Könnens oder am Nachdenken — davon die Ursache liegt in der qualitativen[14]) Beschaffenheit seines Wesens. Jede Qualität hat zugleich die Bedeutung einer spezifischen Triebfeder. Die Fähigkeit z. B. musikalischen Geniessens schliesst das entsprechende Bedürfnis in sich, welches sich im Streit der Motive an der Entscheidung beteiligen wird. — Andere Bestimmungen dagegen betreffen die strukturelle Beschaffenheit des individuellen Erlebens, ohne den besonderen Inhalt desselben zu berühren. Sie sagen etwas aus über die Intensität der Triebe, über Stärke und Weise des Wollens, über Art der Reagibilität (Temperament), über Umfang des Vorstellungsstoffes. Ob jemand z. B. sanguinisch oder phlegmatisch ist, ob er viel oder wenig weiss — das hat mit der besonderen Richtung seines Wollens nichts zu thun.

Die Spannung, so sahen wir, ist eine Seite aller Strebungen. Wir betrachten daher zunächst die individuellen Stärkegrade und Formen des Strebens, sodann die specifischen Triebfedern, die sich darin ausleben können.

(Schluss folgt.)



[13]) Genaueres bietet unsere Abhandlung über «Form und Inhalt des Charakters.» Berichte der d. g. G. 1898. S. 8—11.

[14]) Ob man Qualitäten mehr als erworbene oder angeborene betrachten will, ist für uns irrelevant. — Von ·t versteht sich, dass alle Anlagen — qualitative wie strukturelle — als solche dem Unbewusstsein angehören, Substrat der Leib ist und nicht wie die von materialistischer Metaphysik verführte «Wissenschaft» träumte: :hirn.



Mitteilungen.

Varia.

Zum Goethebildnis. Dass Goethe dem Charakter Einflüsse auf die Gestaltung der Handschrift zutraute, ist in diesen Blättern mehrfach beredet worden*). Zugleich aber wurde auch, und zwar durch Busse, festgestellt, dass die Anregung dazu von Lavater ausging und dass überhaupt Goethes graphologische Einsicht nicht über gelegentliche Aperçus hinauskam. Darin läge also kaum hinreichende Veranlassung, sein Bildnis dem Jahresbande der graphologische Monatshefte voranzustellen. Der Grund, weshalb Charakterforscher und Graphologen unter Gestalten der Vergangenheit mit besonderer Vorliebe stets gerade auf Goethe hinblicken, ist ein anderer, tieferer.

Obschon die Meinung, welche in Goethe den deutschen Hellenen sieht, als den humanistischen Ansichten des 18. Jahrhunderts entstammend, im Ganzen irrt, so dürfen wir ihr doch darin beistimmen, dass Goethes Geistesart verwandt ist mindestens einer Seite jener Lebensströmung, welche das Griechentum der sogenannten Blütezeit in seiner führendsten Gottheit, in Apollo ehrte. Was letzten Endes das »Apollinische« sei — diese Frage harrt, seit Nietzsche sie aufwarf, noch immer der Beantwortung. Nicht an dieser Stelle wollen wir sie geben, wenn wir etwas vom apollinischen Lichte entleihen, um die Goethe'sche Art damit zu beleuchten.

Indem das Licht in die gährende Dunkelheit des Raumes dringt, schafft es allererst die klare Begrenzung. Das in die Helle und Deutlichkeit Gerückte ist damit zugleich der fliessenden Unbestimmtheit ewigen Sichwandelns entzogen. Das Licht ist die Schöpferin der festen Form — und damit alles Künstlertums und aller Erkenntnis. So ist Apollo der Gott des Lichtes, des Rythmus, der Harmonie — und ebenso der Gott des Erkennens. Es ist derselbe Strahl, der im Wechsel äusseren Geschehens die es durchdauernde Gestalt, im Wechsel inneren Erlebens die es durchdauernde Persönlichkeit festhält. Das von ihm geleitete Schauen nun (wir wollen es kurzweg das apollinische nennen) — so gänzlich verschieden von der abstrakten Anschauungslosigkeit Schillers und nicht minder verschieden vom inneren Anschauen, wie es der Romantik eignete — das von ihm geleitete Schauen ist im höchsten Masse Goethisch. Aus ihm fliesst seine Freude am Bildhaften und Plastischen (mit verhältnismässiger Ablehnung der Musik), aus ihm sein Drang zur Ordnung (wie oft rühmt er selbst das Nützliche und Reinliche!), aus ihm sein Interesse für die Wissenschaften, aus ihm nicht am wenigsten seine Auffassung vom Menschen. Der letzte Punkt ist hier für uns wichtig.

Das apollinische Schauen, indem es nicht ein Geschehen, nicht auch ein allgemeines Sein, sondern das Einzelwesen konzipiert, muss im wirkenden Einzelnen das wahre Ens der die Welt bewegenden Kraft erblicken. Dies ist denn auch Goethes eigentlicher Glaube, den er vielen Gestalten seiner Dichtungen in den Mund legt. Am beredtesten vielleicht und mit ächt apollinischer Gelassenheit kündet ihn der »Oheim« in »Wilhelm Meisters Lehrjahre«: »Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein grosser Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der grössten Oekonomie, Zweckmässigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles ausser uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll und uns nicht ruhen und rasten lässt, bis wir es ausser uns oder an uns ... dargestellt haben.« Wie schon diese Worte verraten, muss solcher Glaube in der Lebensführung des Menschen das aktive oder, Goethesch gesprochen, das handelnde Verhalten dem passiv träumerischen überordnen — der Forschung wird er die Richtung geben auf das organisch Einzelne und zumal auf den menschlichen Geist. Nicht zufällig stand das »Kenne dich selbst« gerade über Apollos Tempel und sein spätgeborener Jünger Goethe legte in seinen Werken mehr Wissen vom Menschen nieder als vielleicht je irgend ein Dichter. Dagegen gehalten schrumpft die »wissenschaftliche Psychologie« des neunzehnten

*) Busse. Grapholog. Monatshefte, 1900. S. 43. S. 100—101. 1901. S. 32—34. S. 59—62.
Isabella Ungern-Sternberg. Grapholog. Monatshefte. 1902. S. 93—94.

Jahrhunderts zu einer kaum nennenswerten Dürftigkeit zusammen. Dies ist denn auch der Grund, weswegen die Charakterologie zumal in Goethe und — den Griechen ihre glorreichsten Vorgänger verehren darf.

Die Bussesche Goethemaske sucht gerade diese Seite des Goetheschen Wesens mit tiefster Durchdringung herauszuarbeiten. Sie will mit den Mitteln der Plastik wiederholen, was Goethe — seine Wesenheit in wenige Strophen dämmend — in den als orphisch bezeichneten Urworten gab. Hier sehen wir die Schicksalsgestalt des Apollinischen: es ist nicht das dämonische Verhängnis früher Vorwelt, es ist auch nicht die Macht »äusserer Verhältnisse« — sondern es ist die Notwendigkeit, die sich aus der innersten (jeder Willkür entzogenen) Eigenart des Einzelwesens heraus entrollt. In diesem Kopf liegt als erlebtes Wissen das:

> Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Grusse der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
> So musst du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Dr. E. Axel.



Für Redaktion verantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München

Die »Graphologischen Monatshefte 1902« wurden in einer Auflage von

600 completen Exemplaren gedruckt.





Anzeiger.

Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft

Von Hans H. Busse.

Moderne Geheimschriften

Verlagsbuchhandlung von Paul List in Leipzig.

Empfehlenswerte graphologische Werke.

Praktisches Lehrbuch der Graphologie.

Von J. Crépieux-Jamin.
In autorisierter Übersetzung herausgegeben von H. Kraus und Hans H. Busse.
Vierte, neubearbeitete Auflage mit Anhang.
Preis geheftet Mk. 5.—, eleg. gebunden Mk. 6.—.

Handschrift und Charakter.

Von CRÉPIEUX-JAMIN.
In autorisierter Uebersetzung von Hans H. Busse und Hertha Merckle.
Preis 8 Mk., eleg. gebunden 10 Mk.

Graphologie

und gerichtl. Handschriften-Untersuchungen.
Von Hans H. Busse.
Unter besonderer Rücksicht auf den Fall Dreyfus-Esterhazy.
Preis Mk. 1.—.

Graphologische Charakterbilder
herausgegeben von Hans H. Busse.
Heft 1. Bismarck's Charakter. Preis Mk. 1.—.

Graphologische Studien

von

W. Langenbruch
gerichtl. vereid. Schriftsachverständiger.
Preis geh. Mk. 4.—,
elegant gebunden Mk. 5.—.

Handschriften

berühmter Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts.
Ein Handbuch
für Graphologen und Liebhaber der Graphologie.
Preis 1 Mark.
Verlagsbuchhandlung von Paul List in Leipzig.

Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie

von

Dr. med. Georg Meyer.
81 Seiten und 81 Tafeln. Preis 5 Mark.
... Klages („Graph. Monatshefte" 1901): „Wer nach Lektüre dieses Werkes an einer streng wissenschaftlichen Behandlung graphologischer Probleme noch zu ... vorgiebt, ist nicht mehr ernst zu nehmen."
Verlag von Gustav Fischer in Jena.

... Graphologen.

... Mk. für jede Zeile:

...akter-Auskünfte auf Grund von Hand-
...chen-Angabe: Zuschlag 50%.
...ssenschaftliche Graphologie, München.
...riftstücke für Behörden und Private.
...ndlich. Vorträge in Vereinen. Alles
...phon Nr. 5256. Sprechstunde 10—12.
... Bez. Cöln a. Rh. *Assistenz-Graphologin*
...st. für wissensch. Graphologie" München.
...asse 59/II. *Beste Referenzen. Brief-*

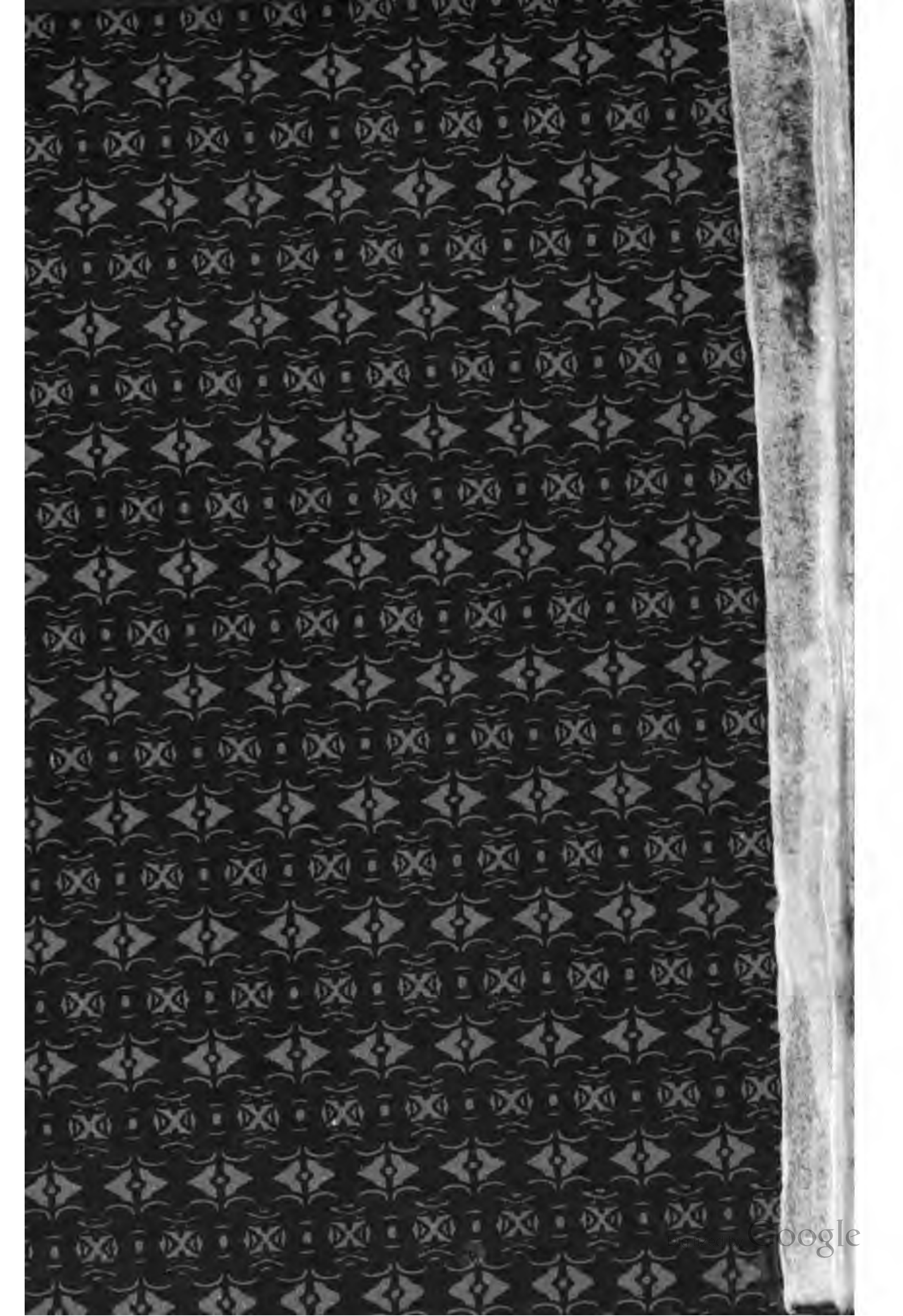
...phologischen Monatshefte" zu beziehen.

...ich: Hans H. Busse, München.



Graphologische Monatshefte.

1900.






STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

S. 23.



Graphologische Monatshefte.

1900.

Graphologische Monatshefte.

Organ der

Deutschen graphologischen Gesellschaft.



IV. Jahrgang.

Redigiert von Dr. Ludwig Klages.

Mit Beiträgen von

Hans H. Busse, J. Crépieux-Jamin, Friedrich Gundolf,
Dr. med. Georg Meyer, Isabella Baronin Ungern-Sternberg, u. a.

Mit Titelzeichnung von E. Weigel, mit über 120 Schriftproben und Figuren im Text
und mit einem Portrait Hans H. Busse's.

München.
Karl Schüler, (A. Ackermann's Nachflg),
Kgl. bayr. Hofbuchhandlung.
1900.



Inhalt.

I. Abhandlungen.



II. Mitteilungen.

Seite



II. Mitteilun

Schriftverstellung.

der gerichtlichen Schriftexpertise.

eorg **Meyer**, Lichtenberg bei Berlin.

·it einer Reform der gerichtlichen Schrift-
tzten Jahren häufig hingewiesen worden*). Besonders
ıkt vertreten — und dies mit Recht --, dass die be·
Art Sachverständigenthätigkeit unter den Grapho-
Um so mehr ist es zu verwundern, dass noch Niemand
ımal die Sache selber in Angriff zu nehmen, d. h, alle
Schriftverstellung aufzuwerfen sind, einer gründlichen,
ıng zu unterziehen.

.abe ich mir gestellt, und ich hoffe die vorläufigen Unter-
- denn nur um solche kann es sich zunächst handeln, in
von Aufsätzen in diesen Blättern vorlegen zu können.

iten der Praktiker über Schriftverstellung ohne Frage be·
ızelerfahrungen vorliegen, ist die Litteratur darüber doch
.ss ich mich berechtigt glaube, sie gänzlich ausser Acht zu
ımich also auch nicht weiter mit der Zurückweisung**) der-
ıten und Unmöglichkeiten wie Frazer's Winkelmessung,
ventheorie und Aehnliches aufhalten, sondern will. sofort zur
ımen.

tellung ergiebt sich ohne Weiteres:

.che handschriftlichen Eigenarten können unterdrückt werden?

·lche können willkürlich hervorgerufen werden?

'ie fallen die eigentlichen Verstellungen aus? (Anonyme Schriftstücke.)

.'ie weit ist eine Nachbildung fremder Handschriften möglich?
'rkundenfälschung.)

.terial, welches mir zur Beantwortung dieser Fragen zur Verfüg-
·r Folgendes:

von 90 Personen***) folgender Art: Ein ca. fünfzeiliger Satz be·
ılts:

··rial A) in der gewöhnlichen Handschrift — als Vergleichsmaterial;
erial B) derselbe Satz möglichst schulvorschriftsmässig-kalligraphisch
ı — zur Beantwortung der Frage I;
terial C) desgl. möglichst bis zur Unerkennbarkeit der Urheberschaft
- Frage III. Die betreffenden Personen setzen sich aus den verschie-
Bildungs- und Berufsklassen zusammen und hatten nur zum kleinsten
hologische Kenntnisse.

ı Siehe besonders die Aufsätze von Hans H. Busse in den früheren Jahrgängen
tschrift.

·) Auch ist dies von Seite der Graphologie bereits geschehen. Siehe u. A. die Brochüre
.s H. Busse »Graphologie und gerichtliche Handschriften-Untersuchungen« (1898, List
. hier ist übrigens auch die Litteratur angegeben.

·*) Allen denen, die mich bei meinen Untersuchungen durch Einsendung von Material
.tzt haben, spreche ich an dieser Stelle meinen besten Dank aus. Der Verfasser.

(Material D) Experimente von 25 Personen darauf gerichtet, sämtliche wichtigeren handschriftlichen Eigenheiten in methodischer Weise willkürlich hervorzurufen resp. zu verändern — Frage II

(Material C) Proben von 7 Personen, deren jede von sich selber 5 bis 10 verschiedene Verstellungen geliefert hatte.

(Material E) Versuche: vorgelegte Handschriften nachzubilden – Frage IV.

Endlich habe ich meiner Sammlung noch 200 Handschriften ohne Auswahl zum statistischen Vergleich entnommen. Die Schriften ungebildeter Personen fanden besondere Berücksichtigung.

Das Material — insbesondere Material E — wird noch ständig vermehrt. Auch sammle ich Beispiele von sog. handschriftlicher Doppelgängerschaft, wie sie besonders bei wenig schreibgeübten Personen hie und da vorkommen.*

Das Unzureichende des Materials soll ohne Weiteres zugegeben werden; — insbesondere fehlt eigentliches gerichtliches Material völlig. — Jedoch ich musste mich zunächst damit begnügen, und um einen vorläufigen Ueberblick über unser Gebiet zu gewinnen, reicht es auch aus.

Wir treten nun in die Beantwortung obiger Fragen ein.

I. Unterdrückung handschriftlicher Eigenarten.

Jeder, der ein Schriftstück anfertigt mit der Absicht, die Erkennung der Urheberschaft unmöglich zu machen, wird zunächst bemüht sein, alle diejenigen handschriftlichen Eigenarten zu unterdrücken, welche ihm als die seine Schrift kennzeichnenden in die Augen springen. Wie weit ist dieses möglich, und welche Eigenarten bleiben dem Laien meist unbemerkt?

Den Graphologen ist bekannt, dass nur äusserst wenig Menschen imstande sind, eine absolut eigenartsfreie Schrift herzustellen. Man betrachte Figur 1.

Fig. 1.

Die 10 Partikeln stammen von 10 Lehrern resp. Lehrerinnen ein und derselben Schule (Gemeindeschule). Alle waren, wie es ihr Beruf mit sich brachte, mit den Vorschriften der Kalligraphie durchaus vertraut und bestrebt, diese im vorliegenden Falle streng zu befolgen (die Beispiele sind dem Material B entnommen), und nun vergleiche man z. B. einzig und allein die Schleifen des deutschen „d“: Nirgends zwei Formen, die miteinander zu verwechseln wären; man vergleiche die drei Buchstaben auch in ihren übrigen Eigenschaften: überall dieselbe Inkongruenz; und derartige Beispiele lassen sich massenhaft häufen.

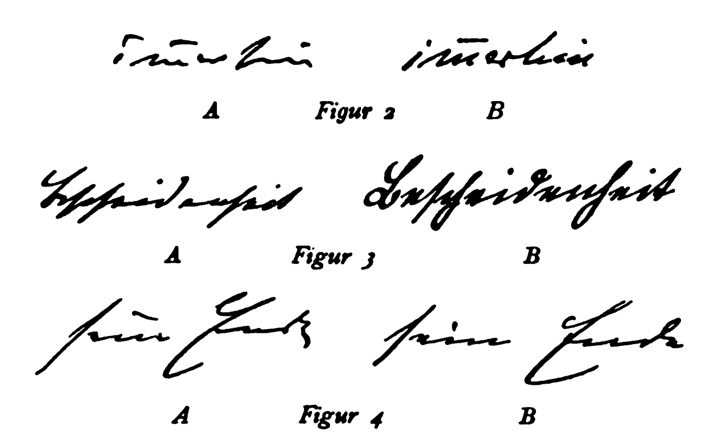
Schon im ersten Schuljahr stellen sich in den Handschriften individuelle Eigenarten ein. Ich habe Dictathefte von 50 Gemeindeschulkindern der zweituntersten Klasse (ca. 7jährige) eingesehen und gefunden, dass trotz der unausgesetzten mündlichen und schriftlichen Anhaltungen seitens des Lehrers und trotz

*) Für gütige Einsendung von solchen sich ähnelnden Handschriften verschiedener Personen wäre ich sehr dankbar. Die Proben würden evtl. nach gemachtem photographischem Abzuge von mir sofort zurückgestellt werden.

des einzwängenden Liniensystems sich darin bereits sämtliche überhaupt vorkommenden handschriftlichen Eigenarten mehr oder weniger angedeutet vorfinden. Es ist begreiflich, dass Bewegungseigenarten, die sich so früh einstellen, und allmählich immer weitere individuelle Ausprägung und Festigung erfahren, späterhin nicht ohne weiteres abgelegt werden können.

Indess ist die Möglichkeit sie zu unterdrücken sowohl hinsichtlich der einzelnen handschriftlichen Eigenheiten wie auch individuell, je nach dem Charakter des Schreibers eine sehr verschiedene. — Das Material B vermag uns darüber Auskunft zu erteilen.

Ganz gewöhnlich treten bei Verstellungen, welcher Art sie auch sein mögen, neben der beabsichtigten Aenderung einer oder mehrerer bestimmter Eigenheiten gleichzeitig solche an anderen Punkten auf, unbeabsichtigt und zum grossen Teil überhaupt unbemerkt, welche ich sekundäre Veränderungen nennen möchte. Diese werden bei Besprechung der Experimente eine eingehendere Behandlung erfahren; soweit sie beim Material B auftreten, decken sie sich zum Teil mit denjenigen, welche bei Mässigung der Schreibgeschwindigkeit überhaupt sich einstellen. Diese Mässigung hat vornehmlich die Wirkung, dass überall da, wo in der gewöhnlichen — zumal in der flüchtigen Schrift — infolge des Bestrebens, schnell vorwärts zu kommen, schnell fertig zu werden die Tendenz zur horizontalen nach rechts gerichteten Federbewegung übermässig zur Geltung kommt, diese gehemmt wird und demgegenüber die bisher vernachlässigte von oben nach unten, resp. von rechts-oben nach links-unten gerichtete Bewegung mehr Berücksichtigung findet.



A *Figur 2* *B*

A *Figur 3* *B*

A *Figur 4* *B*

Nach dem von der Graphologie bereits anerkannten „Gesetz von der Wirkung des Automatismus in der Schrift"*) ist es klar, dass ebenso wie einerseits eine unwillkürliche Bewegungstendenz — hier die Dextrogyrität — hauptsächlich die Kurzbuchstaben beeinflusst, andererseits das Verschwinden einer solchen Tendenz — bei Mässigung der Schreibgeschwindigkeit — wiederum der gleichen Buchstaben-Kategorie zu Gute kommen muss. Die Folgen bei Mässigung des Schreibtempos sind also:

*) Siehe den Aufsatz des Verf. in den Berichten der »Dtsch. graphol. Gesellschaft« I. S. 180 ff.

Die Höhenausdehnung der Kurzbuchstaben nimmt, wenn sie in der gewöhnlichen Schrift vernachlässigt war, zu (Fig. 2, 3, 4, 6, 9, 10, 28), die Eigenart. dass die Lage der Kurzbuchstaben und speziell die des letzten Abstriches eine steilere ist als die der Langbuchstaben, verschwindet oder nimmt ab (Fig. 2, 4, 6, 8, 9, 15, 20, 28, 30), ebenso das Kleinerwerden der Buchstaben gegen das Ende des Wortes. Nach rechts hinausgezogene Züge wie Endstriche, t-Querstriche, u-Hacken, i-Punkte etc. werden verkürzt (Fig. 2, 4, 8, 19 etc.), o, a und ähnliche Buchstaben, die beim schnellen Schreihen oben geöffnet waren, schliessen sich (Fig, 5, 30), eine weite Schrift wird enger u. dergl. mehr.

A Figur 5 B

Einige andere Abweichungen der kalligraphischen Schrift von der gewöhnlichen sind schon mehr primärer Natur, d h. in Rücksicht auf die Forderungen der Vorschrift beabsichtigte Wie die Höhenunterschiede so werden in der schnellen Schrift auch die Druckunterschiede zwischen den Auf- und Abstrichen nivelliert; in der sorgfältiger angefertigten Schrift dagegen stellen auch sie sich wieder her (Fig. 6, 13, 17, 25, 28). Während ferner beim flüchtigen Schreiben

A Figur 6 B

die Handschrift, besonders diejenige nervöser, Stimmungen sehr unterworfener Personen hinsichtlich Lage und Höhe der Kurzbuchstaben häufig grosse Schwankungen zeigt, gestaltet sich die langsame Schrift regelmässiger (Fig. 28). Völlig schwinden kann jene Eigenart nicht (Fig. 20, 23). Eine kalligraphische Schrift, die eine absolute Regelmässigkeit aufweist (Fig. 7, 13, 15, 19), stammt gewiss von

A Fig. 7 B

einer Person, deren gewöhnliche Handschrift ebenfalls schon diese Eigenschaft besitzt. Im Gegenteil wird die Schrift solcher Personen durch die Mässigung der Schreibgeschwindigkeit in ihrer Regelmässigkeit. besonders aber in der Glattheit der Züge aus leicht begreiflichen Gründen eher beeinträchtigt (Fig. 6, 25).

Es ist hier Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass die rein physiologisch bedingten Zitterformen in der Schrift die einzige Eigenart darstellen, für deren Unterdrückung absolute Unmöglichkeit besteht (Fig. 21).

A Figur 8 B

Eine ziemlich verbreitete Differenz zwischen A und B ist die, dass unvor-

schriftsmässige Erweiterung der Schrift: Schnörkel, Anfangsbogen, Endstriche und dergl. fortfallen (Fig. 6, 8, 17), oder doch reduziert (Fig. 9, 19), andererseits auffallende Vereinfachungen ergänzt werden (Fig. 14, 18, 23). Es scheint hier jedoch

A *Figur 9* *B*

der Unterschied zu bestehen, dass eine Unterdrückung der Erweiterungen leichter gelingt als umgekehrt eine Ergänzung der Vereinfachungen; — vielleicht wegen eines allgemeinen Uebergewichtes hemmender Momente? — Insbesondere fand sich Fortlassung von Anfangs- und Endstrich auch in den kalligraphischen Schriften ziemlich häufig (Fig 10, 17, 19).

A *Figur 10* *B*

Vereinzelte, für die Diagnose der Urheberschaft wichtige, Rückfälle in die gewohnte Eigenart kommen hier am Wortende viel häufiger vor als am Wortanfang.

Auffallend ist es, dass in Fig. 11 der höchst eigenartige isoliert gesetzte und horizontal verlaufende Endstrich geblieben ist. Auch Fig. 14 und 19 zeigen

A *Figur 11* *B*

in B die horizontale Lage der Endstriche wie in A. Auch wenn man die Schriftproben im Ganzen betrachtet, fällt es auf, dass sich überhaupt im späteren Verlauf der Schriftstücke Rückfälle jeglicher Art immer mehr und mehr häufen, eine weitere Bestätigung des bereits erwähnten Gesetzes über den Automatismus, ein Gesetz, welches uns im Weiteren noch häufig begegnen wird.

Wir kommen nun zu einzelnen wichtigeren Eigenheiten.

Diejenigen Eigenarten, deren Unterdrückung resp. vorschriftsmässige Abänderung am allerleichtesten gelingt, sind die absolute Grösse und Strichbreite und der Neigungswinkel. Was zunächst den letzteren anlangt, so ist es kaum glaublich, dass noch im letzten Jahre ein Sachverständiger vor Gericht (dies konnte selbstverständlich nur einem Nichtgraphologen passieren) den Schriftwinkel als das wichtigste handschriftliche Charakteristikum ansah. An meinem Material war, wie ich hier gleich vorweg bemerken will, festzustellen, dass er nicht nur zu den ohne irgendwelche grösseren Schwierigkeiten modifizierbaren Eigenheiten gehört, sondern dass gerade er in der That am allerhäufigsten — auch von weniger gebildeten Leuten — verstellt wird. Gerade der Neigungswinkel ist am allerwenigsten geeignet, dass man auf ihn ein Gutachten stütze. Das Nähere hierüber in den folgenden Teilen.

Auch die absolute Strichbreite ist ziemlich mühelosen, ev. durch Wahl einer anderen Feder unterstützten willkürlichen Schwankungen unterworfen. Mehr Gewicht ist auf die Strichbreitenverhältnisse zu legen und zwar hauptsächlich auf:

Die Höhenausdehn... ...en und Haarstrichen.
wöhnlichen Schrift vor... ...ie verschiedenen Buchstaben-
dass die Lage der Ku...
steilere ist als die de... ...ten Stellen.
6, 8, 9, 15, 20, 28, ...n Zuges.
Ende des Wortes. ... ...erschied in B häufig ein grösserer
striche, u-Hacken, i-... ...stände starker individueller Aus-
ähnliche Buchstaben, ...der sehr zarter Schrift (Fig. 11, 21).
sich (Fig. 5, 30), ein... ...staben druckbetont, während die

B

Einige an...
lichen sind sch...
der Vorschrift ...
schnellen Sch...
nivelliert, in ...
wieder her ...

vergisst.

Figur 13 B

...(Fig. 12). Das Umgekehrte ist seltener
...ung der Urheberschaft (Fig. 13).
...lich um die Lokalisation der Strich-
... herbeigeführt durch eine entsprechende
die Hand... ...gewandt) (Fig. 14, 26, 27).
Personen...
ungen ...
schwind...
die ein...

man diejenigen

Figur 14 B

...Kurzbuchstaben am besten gesondert be-
...zwar weit mehr Gelegenheit zur Auspräg-
...dieser Beziehung (gleichmässige Breite durch
...Auftreibung etc. etc.), andererseits aber
einer...
beit...
der...
hei...

Figur 15 B

Figur 16 B

...bekannten Gesetz in höherem Grade den Einflüssen will-
...unterworfen, und es fallen ihre Eigenarten dem Laien
...auf. So ist z. B. die höchst charakteristische Strich-

breitenbildung, wie sie die Fig. 15 A in den Langstrichen zeigt, in B völlig verschwunden, während die Kurzbuchstaben in A und B das gleiche, wenn auch weniger eigenartige Verhalten zeigen.

Die Figur 16 ist dem Material A und C entnommen. In C zeigt sich die betreffende Eigenart — wenn auch abgeblasst — so doch noch in hinreichendem Maasse erkennbar. Bei dieser Gelegenheit will ich einstreuen, dass auch auf die Form der Langstriche im Uebrigen — leichte Krümmungen und dergl. — zu achten ist. — Die Kurzbuchstaben werden weiter unten zur Sprache kommen.

Ueber die Ausdehnung der Schrift wurde bereits erwähnt, dass ihre absolute Grösse leicht modifizierbar ist, dass sich das Höhenverhältnis $\frac{L}{K}$, ebenso das Verhältnis der horizontalen zur vertikalen Ausdehnung der Kurzbuchstaben verkleinert, dass ebenso manche weite Schriften beim langsamen Schreiben die Neigung haben im Ganzen etwas enger zu werden, Abgesehen von diesen, sich in einer ungefähren Gesetzmässigkeit vollziehenden Veränderungen sind die Ausdehnungsverhältnisse der Schrift ziemlich gleichbleibend. Als Anhaltspunkte bleiben übrig:

1. Das Höhenverhältnis $\frac{L}{K}$, wenn gröbere Abweichungen vorliegen (in Fig. 13 und 17 ist es sehr klein).



A *Figur 17* *B*

2. Das Höhenverhältnis $\frac{O}{U}$, welches sich auch sekundär nicht wesentlich verändert; in Fig. 26 haben wir $O>U$. Der Befund $O<U$ ist insofern geringwertiger, als er — auch in den Schriften ungebildeter Personen — ein sehr häufiger ist. Auch das Ueberragen der Majuskeln über die übrigen Oberlängen hat sich meist erhalten (Fig. 3, 4).

Man beachte endlich noch die eigentümlichen Verhältnisse in Fig. 7, wo das deutsche ſ weder in seiner Ober- noch in seiner Unterlänge die benachbarten Buchstaben erreicht.

Im Allgemeinen kann man sagen, dass sich die sog Ausdehnungsverhältnisse der Handschrift, abgesehen von den sekundären Veränderungen in B nur ausnahmsweise verschoben haben. Wie uns gelegentlich der Experimente klarer werden wird, erfordert ihre willkürliche Beeinflussung sozusagen eine Gleichzeitigkeit von Hemmung und Antrieb wie sie den meisten Menschen nicht zu Gebote steht.

Zu den Eigenarten, die neben der Schriftlage dem Laien am meisten auffallen, gehört der sog. Verbindungstypus, die Art, wie die Hauptteile, d. h. die adduktiven meist auch durch Strichbreite hervorgehobenen Züge der Buchstaben mit einander verbunden werden: Eckenbindung (Fig. 10 A), Guirlandenbindung (Fig. 17 A), Arkadenbindung (Fig. 18 A) etc.

A *Figur 18* *B*

In sämtlichen Fällen meines Materials, in denen diese Eigenart so ausgeprägt war, dass sie Berücksichtigung finden konnte (ca. 35 %) merkte man das

1. Unterschied zwis[illegible]
2. Art der Verteilun[illegible] 4, 5, 7, 8, 10, 12, 14, 17, 18, 19,
Kategorien. [illegible] auch manchmal nur ganz
3. Lokalisation des [illegible] hier (Fig. 7, 8, 10, 12, 18, 20).
4. Druckverlauf [illegible] Schenbindung vermieden wird,

Ad. 1 wurde bere[illegible] wieder typisch ausgeprägt.
ist als in A. Dennoch [illegible] dann jedoch ist ihm dieses an-
prägungen, besonders [illegible] für den weiteren Verlauf

Ad. 2. Häufig [illegible] jedoch nur mit geringem Er-
[illegible] kleine Schleife, die sich am
[illegible] charakteristische Biegung des Wort-
[illegible] die Arkaden nur ungenügend
[illegible] solcher Rückfälle wird uns beim

[illegible] kstaben.

[illegible] liegt darin, dass eigenartige Aus-
[illegible] dass nach dem bereits mehrfach
[illegible] am wenigsten Einfluss haben.
Kurzbuchstaben [illegible] änderung betrifft meistens nur die
und dann ums[illegible] Bindungstypus und den Grad der

Ad. 3. [illegible] behandelten sekundären Veränder-
breite in die [illegible] und den mit der Lageveränder-
Federhaltung ([illegible] Auf- und Abstrich mit einander
[illegible] beeinflusst, wie in Teil II gezeigt werden
[illegible] sondern auch das Strichbreitenverhältnis
[illegible] der Strichbreite.

[illegible] schwankenden Verhältnissen bleiben
[illegible] — an den deutschen und lateini-

Ad. [illegible] sind die einschlägigen Verhältnisse
trachtet. [illegible] evtl. Lokalisation des Guir-
ung einer [illegible] Krümmungsradius der Bogenbindungen,
den ganzen [illegible] Auf- und Abstrich, Länge etc. der
[illegible] charakteristischer Verlauf der
[illegible] leichte Biegungen von Auf- und Ab-
[illegible] letzten Rudimente einer Guirlanden-
[illegible] wird man bei Unterdrückung ersterer
[illegible] eine nach rechts-unten offene leichte
[illegible] Auf die Aufstriche ist besonders zu achten
[illegible] sind als die Abstriche. Einige
[illegible] der Loupe deutlich.
[illegible] ist die Beschaffenheit der Kurz-
[illegible] dass sie bei einem Gutachten Beachtung
[illegible] verzichten; bei den weniger schreib-
sind s[illegible] noch etwas ungünstiger als bei der
kürlich[illegible]
begreif[illegible] Material etwa 75 % soweit unver-
[illegible] weniger grosser Bestimmtheit als Belastungs-

resp. Entlastungsmaterial hätte anführen können. Nur in etwa 25 % zeigte B völlige Unterdrückung der charakteristischen Verhältnisse.

Dieser Abschnitt bedarf einer gelegentlichen späteren speziellen Behandlung und ich beschränke mich hier auf die Fig. 10, 14, 16, 18, 19, 20, 21, 24, 31

Figur 19 — A

für gestern ist leider zunichte

Figur 19 — B

A *Figur 20* *B*

aufmerksam zu machen. Freilich muss ich bemerken, dass sowohl ihre Kürze wie die Art der Reproduction sie wenig geeignet machen, das Gesagte zu illustrieren. Gerade hier kommt es auf grössere Feinheiten an.

Zu den Eigenheiten, deren individuelle Ausprägung beim ungezwungenen Schreiben bekanntlich eine grosse Constanz aufweist, und deren experimentelle Abänderung auch meist nur unvollkommen gelingt, gehört der G r a d d e r G e b u n d e n h e i t. Ein wenig anders verhält sich dies bei der langsam angefertigten kalligraphischen Schrift. In $^1/_2$ bis $^3/_4$ aller Fälle wies hier das Material B gegenüber A entschieden Abweichungen auf. In manchen Fällen bezog sich sogar der einzige Unterschied zwischen A und B — abgesehen vielleicht von den anfangserwähnten allgemeinen sekundären Veränderungen — einzig und allein gerade auf diese Eigenart. Das eigentliche Verstellungsmaterial (C) zeigte diesen Unterschied durchaus nicht in dem Masse. Dies ist wohl damit zu erklären, dass den meisten Personen die Anfertigung einer kalligraphischen Schrift ausserordentliche Schwierigkeiten bereitete; das Bemühen, die Aufgabe dennoch zu lösen führte nun, wie man an den Proben häufig merken konnte, die Betreffenden

A *Figur 21* *B*

dahin, die Buchstaben geradezu hinzumalen, zu zeichnen und eben dieses führte (vgl auch die späteren Experimente) teils primär, teils sekundär ein häufigeres Abbrechen herbei (Fig. 10, 21, 23, 31). In anderen Fällen ist der Unterschied, zwischen A und B offenbar durch das Sichhalten an die Vorschrift bedingt (Fig. 3, 11, 23, 26, 28).

Bestreben, diese Eigenart [illegible] e Behandlung vorgesehen. 20, 25). Jedoch nirgend [illegible] mehrfach „Rückfälle" vor. vereinzelte Rückfälle in [illegible] Gruppe, zu den Ueber- [illegible] i-Punkt anzusehen ist. Auf [illegible] schaft ist schon von Busse [illegible] auf ihn hat sich auch mir [illegible]

Während in Fig [illegible] zeigt das „n" am Sch[illegible] In Fig 18 B beginnt [illegible] scheinend selber [illegible] offenbar, die ver[illegible] wenigen Fällen verändert; folg; die Biegun[illegible] wohl als gar zu unbedeutend, ersten Teil des [illegible] erstellen. endstriches sin[illegible] [illegible]nderungen verschont, diese sind unterdrückt [illegible] Anrechnung gebracht werden folgenden P[illegible]

[illegible] reichen Variationen es hier giebt. [illegible] 11, 13, 14, 17, 19, 22, 24).

De[illegible] [illegible] 3, 6, 19, 27), niedrig (Fig. 21, 24 prägung [illegible] gesetzt (Fig. 22 A, 23 A, 24, 26) erwähn[illegible] erst nach Beendigung des ganzen [illegible] den i-Strich gesetzt.

abso[illegible] in weiteren 15 % wurde er nach- Reg[illegible] der beiden Typen ausgeprägt war, ung[illegible] fort. un[illegible] nun eine ganz auffallende Unver- bi[illegible] Befolgung der Schulvorschrift (bei w[illegible]

A Figur 23 B

B

A Fig. 25 B

A Figur 26 B

[illegible] Abweichungen vom gewohnten Typus vor, in Material C — es sei nur gestattet, dies hier vorweg zu bemerken — in den 15 + 15 = 30 % kein einziges Mal.

Hinsichtlich der Lokalisation wurden nur die durch Expansivität bedingten Abweichungen betroffen, eine begreifliche Folge des ungewohnten Zwanges bei der Lösung dieser Aufgabe: Hochgesetzte i-Punkte wurden niedriger gesetzt

(Fig. 2, 4, 6, 10 [t-Querstrich] 11, 14, 17, 27), rechts vorgesetzte Zeichen wurden mehr an den Buchstaben herangerückt (Fig 19, 22, 23). Die niedrig und links gesetzten i-Punkte (Fig. 21, 26) behielten ihre Stellung bei, ein weiterer Beweis dafür, dass obige Veränderungen rein sekundärer Natur sind. Weit mehr verwischt sich die Form der i-Punkte. Es ist selbsverständlich, dass hauptsächlich die durch Lebhaftigkeit, Eile und dergl. bedingten Extreme sich der vorschriftsmässigen Form des einfachen Punktes nähern (Fig 2, 4, 11, 17, 20, 22), wenn auch der Grundtypus hin und wieder erkennbar bleibt (Fig. 21, 24, 25, 26). Eben dasselbe was wir oben von der Lage der Kurzbuchstaben gesagt haben, gilt auch für i-Punkte, wenn sie Kommaform oder dergl. angenommen haben; die Richtung links-oben nach rechts-unten macht in der langsamen Schrift derjenigen von oben nach unten resp von rechts-oben nach links-unten Platz (Fig. 13, 20, 22).

Die späteren Teile werden noch weitere Gesichtspunkte bringen.

Eine Reihe weiterer Eigenheiten sparen wir uns für später auf und wollen hier nur noch der Schleifen erwähnen, wie sie beim deutschen h, l, g etc. vorkommen. Auch sie sind nach dem Grade der Verstellungsmöglichkeit in verschiedene Gruppen zu teilen. Die Oberschleifen sind schwieriger zu verstellen als die Unterschleifen; teils weil sie häufiger mit den benachbarten Buchstaben verbunden sind als die Unterschleifen und somit mehr in den allgemeinen Verlauf der Schreibbewegung eingeordnet sind, teils auch weil ihre Form mehr durch die Aufstriche bestimmt wird, welche ja, wie bereits erwähnt, als Nebenteile der Beeinflussung sich mehr entziehen als die Abstriche. Umgekehrt verhält es sich mit den Unterschleifen, insofern deren Form mehr durch die Abstriche bestimmt ist Ferner hat der Schreiber auch die Formung des Aufstriches mehr in der Hand, wenn er nach Fixierung des Abstriches innehält und nun erst — bisweilen sogar nach Abhebung der Feder vom Papier — den Aufstrich anfügt. Durch jene kurze Pause in der Schreibbewegung ist natürlich die beste Möglichkeit zu einer Ueberlegung gegeben. (Auf diese und ähnliche Weise entstehen auch in der gewöhnlichen Schrift eine grosse Zahl ziemlich willkürlicher oft schnörkelhafter Unterschleifen.)

Dennoch wird man bei einer Schriftvergleichung häufiger auf die Unterschleifen zurückgreifen, da sie eine weit grössere Gelegenheit bieten, zu einer individuell-charakteristischen Formung.

Zu achten ist hauptsächlich auf folgende Punkte:

Auf die Weite: Die Extreme werden dem in der Mitte liegenden kalligraphischen Typus mehr oder weniger angenähert; eine Einengung der Schleifen scheint leichter zu sein als eine Erweiterung.

Häufig kommt es bekanntermassen vor, dass die Schleifen sehr reduziert werden oder gänzlich ausfallen, indem gar kein sinistrogyres Zurückgehen statt-

A *Figur 27* *B*

findet. Diese Eigenart scheint besonders schwer unterdrückbar zu sein (Fig. 10, 28). Fig. 3 und 27 zeigen uns in A Handschriften, bei denen sowohl Ober-

[illegible] von dieser Eigenart betroffen sind. In beiden Fällen ist die [illegible] der Eigenart in Bezug auf die Unterschleifen besser gelungen. [illegible] und zwar vorhanden, aber ziemlich klein geblieben Die Unter- [illegible] und weiter, jedoch merkt man in Fig. 27 an der unten befindlichen,

A *Figur 28* **B**

[illegible] unnatürlich-gemacht aussehenden Ecke, wie sich Schreiberin die [illegible] gekennzeichnete Weise erleichtert hat. Die gleichen Anzeichen [illegible] in der gleichmässigen Fortbewegung haben wir auch in Fig. 14. [illegible] mannigfaltigen sonstigen Formenverhältnisse der Schleifen [illegible] nicht berühren, um uns beim Teil III nicht unnötig wiederholen [illegible] Man sehe sich die Figuren daraufhin durch, besonders die Fig. 6, [illegible] 30.

A *Figur 29* **B**

A *Figur 30* **B**

[illegible] Neues wird uns hier nicht geboten, nur ist es wichtig zu wissen, [illegible] Schreiber schon sicher glauben, wenn sie die gröberen Eigen- [illegible] haben, während für den erfahrenen Graphologen doch [illegible] Anhaltspunkte übrig bleiben. Rückfälle waren auch hier zu [illegible]

[illegible] die wichtigeren allgemeinen Eigenheiten erledigt. Es bleiben [illegible] Einzelformen zu besprechen, d. h. die individuellen Formen, [illegible] jenen allgemeinen Eigenheiten die einzelnen Schrift- [illegible] können. Soweit ich bis jetzt beurteilen kann, gehören sie [illegible] Schriftverstellung zu den allerwichtigsten Anhaltspunkten [illegible] Behandlung will ich jedoch, um unnötige Wiederholungen zu [illegible] III. Teil verschieben. Es wird sich hauptsächlich darum [illegible] welche Buchstaben in erster Linie in Betracht kommen. [illegible] Zusammenfassung der Ergebnisse wird am Schlusse der ganzen Unter- [illegible] werden. Erörterungen über die Möglichkeit ihrer Ver- [illegible] psychologisch-charakterologischen Sinne wird in gesonderten kleinen [illegible]



Die Romantiker.

I. Jean Paul.

Von **Friedrich Gundolf.**

Zu den Seelen der Künstler leitet uns ein Weg mehr als zu Anderen: ihre Werke. Das Sinnfälligste ist hier zugleich das Innerlichste und Feinste. Doch ist es eine schwierige Aufgabe, aus dem Werk die Natur des Meisters zu erkennen. Zwar deutet Sprache, Stil, Behandlung, Stimmung jedes Werkes auf seinen Schöpfer zurück, doch nicht so unmittelbar, wie z. B. die unstilisierte Handschrift Das Werk ist ein Gewolltes und erst dies kann uns bedeutsam sein, dass der Künstler so und nicht anders gewollt hat. Nun sollte freilich dem das Kunstwerk Geniessenden genügen, dasjenige zu wissen, was das Kunstwerk sagt; denn es ist auch das vom Künstler Wissenswerte. Es liegt aber in der Menschen Art, den nach jeder Tiefe und Breite hin erforschen zu wollen, welcher durch irgend ein Grosses und Schönes für sie bedeutsam geworden ist Nur aus dem Werke mit dem Genie vertraut zu werden, ist denjenigen zu ausschliessend, die Anteil nehmen auch am ganzen Menschen im Künstler.

Wenn wir in gegenwärtigen Ausführungen aus den Handschriften uns künstlerische Persönlichkeiten vertraut zu machen suchen, so scheinen wir umso eher gerechtfertigt, als einige bedeutsame Vorteile einem solchen Verfahren entspringen. Zwei Strassen demselben Ziel zuführend, erleichtern uns die Uebersicht, zeigen uns mannigfachere reichere Umgebungen, das Ziel selbst in neuem, vielseitigem Zusammenhang. Erkennen wir dieselbe Seele aus der Handschrift und dem Werk, so werden wir des Ergebnisses um so sicherer, unser Vertrauen in die ästhetische Psychologie, wie in die Graphologie wächst. Ferner wird die wissenschaftliche Litteraturforschung praktisch gefördert, wenn ihr die Graphologie von dieser Seite zu Hilfe kommt. Manche Datierung eines dichterischen Schriftstücks, welches bisher im Dunkel lag, ist zu ermöglichen durch graphologische Vergleichung vieler Handschriften desselben Dichters aus verschiedenen Zeiten. Und sicher gäbe es im Praktischen noch manche hier nicht aufzuzählenden Fälle, bei denen die Graphologie fördern würde.

Besonderen Reiz hat die Littergraphologie, wenn zur Erforschung ganzer geistiger Strömungen die einzelnen ihr angehörenden Künstler den Anlass bieten, wenn wir erwarten dürfen, dass die vielfachen Handschriften zahlreicher Geistes- und Zeitgenossen manche Uebereinstimmung und manche gemeinsame Unterscheidung von allen anderen aufweisen, sodass uns hierdurch ein gemeinsames Seelische eben dieser Strömung und dieser Zeit verraten und erklärt wird. In diesem Falle sind wir der letzten deutschen Geistesbewegung gegenüber: der Romantik. Ich will ihre einzelnen Häupter graphologisch und kurz ästhetisch-litterarisch betrachten, damit unser Urteil zuletzt aus dem wichtigen Gemeinsamen der ganzen bedeutenden Reihe sich bilde. Jean Paul, der Grösste von allen, führe den Zug.

Jean Paul's Werke sind in ganz besonderem Maasse Ausdruck der ganzen Persönlichkeit, so dass sie oft kaum als Kunstwerk d. i. als ein Gestaltetes gelten

können. Fast unmittelbar — nicht nur von ferne hindeutend, erklärt das Werk hier die Seele des Schöpfers: es ist oft die umgeformte Seele selbst.

Als ersten Eindruck aus den Werken Jean Pauls empfängt Jeder denjenigen eines überquellend reichen Geistes, welcher in seiner Fülle auf- und niederwogt, funkelt und blitzt und sich trübt wie das Meer beim Sturm oder die Flammen einer Feuersbrunst Wer genauer in die Schöpfungen des Meisters eindringt, und sich Rechenschaft von den Elementen und Richtungen dieser Bewegung zu geben sucht, wird erkennen, dass dieser drängende Reichtum vorzüglich durch zwei Kräfte sich offenbart oder nach zwei Seiten hin: in Jean Paul dem Dichter und Jean Paul dem Denker. Zunächst im Dichter: dem Schauenden, Fühlenden, Gestaltenden. Jeder erkennt, wie visionär umfassend und wie mikroskopisch fein zugleich der Blick Jean Pauls ist, wie intuitiv, wie phantastisch, wie scharf Sein Geist steht im gewölbten Firmament wie in einem vertrauten Zelt, er ergreift die Gestirne mit der unendlichen, ehrfürchtigen Liebe, wie ein Kind seine köstlichsten Spielsachen. Sein Blick späht nicht, denn wer späht nach Visionen — sein Gefühl betastet nicht, denn es wird eines mit dem Gefühlten, sondern jener ist liebevoll umfassend und dieses hingebend. Gleich sicher sieht er Zustände und Bewegungen. Dasselbe Auge, welches beim Sterben Emanuels den Tod von Wolke zu Wolke gehen sah, konnte zugleich mit kindlichem Ergötzen den närrischen Grimassen der vergeblich weinen wollenden Erbschaftsprätendenten bei Eröffnung des van der Kabelschen Testamentes zuschauen So besitzen wir von diesem Einen die erhabensten Visionen und die minutiösesten Schilderungen der Enge.

Wenn Jean Pauls Herz und Sinne unerschöpflich waren aufzunehmen und auszuströmen, so war auch sein Verstand immer bereit, weit auszugreifen, an sich zu fassen und sich belehrend andern mitzuteilen, wie wir ihn denn einen Denker im eigentlichsten Sinne nennen müssen. Wir haben von ihm pädagogische, ästhetische, philosopische, politische Schriften, so tief als geistvoll, so feurig als ernst, so witzig als glühend. Auch hier eine unendliche Fülle von Einfällen und Gedanken. Logischer Entwicklung schwieriger Gedanken nicht unfähig, giebt er doch ganz plötzlichen Eingebungen nach, kann treffende Bilder fast nie unterdrücken, hüllt jeden Begriff in eine bunte Wolke von Gleichnissen, auch da sich als Dichter erweisend, wo er nur Denker sein möchte Als Denker wie als Dichter wird er seines Reichtumes nicht froh, wenn er ihn nicht ausspenden darf: er ist von einer namenlosen Gebelust besessen. Dies Uebermass der Gabenfreude, ja des Reichtums selbst hat unseren Dichter gehindert, alle seine Kräfte zu kennen und der reinen Schönheit zu weihen, sodass er wahllos Köstlichstes wohl in aufgeschichtetem Wust verbarg. Nie glaubte er genug zu geben, und so gab er manches zu viel. Der quellende Reichtum floss über ohne jedes Maass und verheerte selbst zuweilen die Blütenthäler, die sein eigener Hauch erst vor kurzem geweckt. Wo er zart sein konnte, wird der Dichter dann zerfliessend, wo tief, da trübe, wo kindlich, da lallend Er, geistig kaum ärmer denn Goethe, besass nur die eine Eigenschaft nicht, welche dessen Werke immer harmonisch, deutlich, klar erscheinen lässt: künstlerischen Formtrieb und ceremoniöse Selbsteinschränkung. Form finden wir zwar auch bei ihm, doch nur da, wo der gehobenste Zustand selbst rythmisch wird. Solche Stellen sind zahlreich genug in allen seinen Werken und als wunderbare Gedichte zu betrachten, z. B.:

„Die Alpen standen wie verbrüderte Riesen der Vorwelt fern in der
„Vergangenheit verbunden beisammen und hielten hoch der Sonne die
„glänzenden Schilde der Eisberge entgegen. — Die Riesen trugen blaue
„Gürtel aus Wäldern und zu ihren Füssen lagen Hügel und Weinberge
„und zwischen den Gewölben aus Reben spielten die Morgenwinde
„mit Kaskaden wie mit wassertaftnen Bändern und an den Bändern
„hing der überfüllte Wasserspiegel des Sees von den Bergen und sie
„flatterten in den Spiegel und ein Laubwerk aus Kastanienwäldern fasste
„ihn ein."

Was am Trunkenen dem Dichter überschwänglich wird, erscheint am Besonnenen dem Denker als Weitschweifigkeit, übertriebene Lehrhaftigkeit, gewissenhafte Umständlichkeit, geschmacklose Pedanterie. Da Jean Paul mit dem emsigen Fleiss des Autodiktaten sich eine unübersehbare Menge von Kenntnissen erworben hatte, hielt er es für seine Pflicht, möglichst viel den Menschen mitzuteilen und that dies, einerlei ob die künstlerische Gelegenheit es gebot oder nicht. Diese gern gebende Mitteilsamkeit ist begründet in einer der tiefsten und grössten Eigenschaften des Meisters: in seiner Herzensgüte, die sein Leben wie seine Werke erfüllt. Keine noch so kleine Freude möchte er allein geniessen. Gab es an seiner Tafel irgend einen Leckerbissen, so musste die ganze Hausgenossenschaft davon kosten; bis auf seinen Hund herunter, dem er auch das Lager eigenhändig jeden Abend bereitete. Niemanden schlug er eine Bitte ab; „Geben war das Grundbedürfnis seiner Seele", meldet sein Biograph. Aus derselben Quelle floss auch der exaltierte Freundschaftskult, die pantheistische Hingabe an Natur und Menschen. Auch diese Liebe ist ein Ausdruck eines überquellenden schenkenden Triebs. Der selig Gebende giebt nicht nur das Seine, sondern sich selbst. Ein wenig anders erscheint dieser Schenktrieb aus Güte, indem er als Mitleid, Empfänglichkeit, Reizbarkeit auftritt. Es ist kein Widerspruch, wenn wir Empfänglichkeit als die passive Seite des Schenktriebes betrachten; es empfängt ja im Geistigen Keiner, der nicht sich selbst vorher hingegeben hat. Jean Paul's Mitleid ist kein Zeichen der Selbstaufgabe, der Verneinung des Willens im Schopenhauerschen Sinne; sondern ein positiver, lebenbejahender, ja lebenvermehrender Akt des Willens selbst. Er giebt aus Reichtum seine Teilnahme, nicht weil er zu schwach wäre, sich ihrer zu erwehren. Wie man aber vielleicht jenes banale Wort: Fehler seien nur übertriebene Tugenden nicht ganz mit Unrecht bei Jean Paul anwenden mag, so erscheinen bei ihm auch diese Vorzüge so gesteigert, dass sie als Fehler stören. Seine übergrosse Reizbarkeit ist wo nicht der Grund, so doch Erregung und Anlass jener zerfliessenden Weichheit, die wir oben aus Mangel an Selbstzucht erklärten.

Einige Züge Jean Paul's, die uns überall in seinen Werken begegnen, scheinen verständlich aus einem Konflikt angeborener primärer Eigenschaften mit von aussen durch Schicksale u. s. w. aufgenötigten: sein Humor und seine Satire. Er, ein weiter, stürmischer Geist, war in die engen und über alle Maassen kleinlichen Verhältnisse des damaligen Deutschland eingeklemmt, sein Verstand war zu scharf, die Erbärmlichkeit nicht voll zu erfassen, sein Gemüt zu reich, um sich mit Behagen darein zu finden, seine Lust am Leben und jeder Erscheinung desselben zu gross und zu intim, um darüber zu verzweifeln oder zu grollen. Das Wissen um das Weh der Welt, um die Beengung des Menschen mag den Humor bei ihm erzeugt haben. Die Satire aber entstand wohl aus

einem Streite seiner angeborenen Güte mit Dummheit und Bosheit. Daher die ganz eigentümliche Art seiner Satire. Sie schwankt beständig zwischen lächelnder Resignation und heiligem Eifer zu bessern und zu bekehren, Zweifel an den Menschen und Glauben an die Menschheit. Sie ist nicht verwundend, sondern entwaffnend, abwehrend nicht angreifend, nie aus subjektiven Rücksichten hervorgangen, sondern aus objektiver Weltansicht. Sie bedurfte keiner persönlichen Veranlassung, wie z. B. die Satire Heines.

Wir gehen zur Beurteilung der Handschrift über, um zu sehen, inwieweit dasjenige, was uns die Werke lehrten, ergänzt, aufgehoben oder bestätigt wird.

Fünf Handschriften aus vier verschiedenen Lebenszeiten liegen uns vor. Die wesentlichsen Merkmale sind im Grossen und Ganzen bei allen Dokumenten gleich, wie sich denn Jean Pauls Charakter gleich blieb.

Zuerst fällt uns der Linienreichtum der Schrift auf; wir finden vielfach verlängerte Buchstaben, weite bereichernde Schleifen, bizarre Zufügungen, alles Kennzeichen für Phantasie, Ideenfülle, zuströmende Einfälle, Reichtum an Anschauungen, geistigen Reichtum jeder Art. Vergl. Fig. I, 4 das L, I, 5 d, 6 Schlus-s 12 u-Haken. Fig. II die kleinen h, vor allem Fig. III. Man erinnert sich, welches der erste und stärkste Eindruck der Werke Jean Pauls ist. Ihn bestätigt uns die Handschrift und mehr noch Da die Schrift keineswegs nur oberhalb der Zeile reich entfaltet ist, sondern auch schwungvolle und umfängliche Unterlängen aufweist, müssen wir diesem Charakter nicht nur jene schweifende und unersättliche Phantasie, sondern auch vielseitige Sachkundigkeit und beständig planende Regsamkeit zutrauen. Die reiche Schrift ist ferner unregelmässig. Der Spielraum des Neigungswinkels der Lang- und Mittelbuchstaben reicht von 90° bis 50°. Höhe der Oberlängen und Tiefe der Unterlängen unterliegt in sämtlichen Schriftproben erheblichen Grössenschwankungen. Bald überwiegt Eckenbindung, bald Bogenbindung. In dieser Hinsicht ist übrigens, worauf hier schon hingewiesen sei, eine Entwicklung zu beobachten. Die jugendiche Schrift ist eckiger. Vgl. Fig. I mit Fig. V. Sehr wenig bestimmt ist die Zeilenführung, wie aus sämtlichen Figuren erhellt. Von der Unregelmässigkeit der Randbreite giebt vor allem Fig. I eine gute Vorstellung. Die drei Schriftproben dieser sind wie gesagt, einem Schreiben entnommen. Man beachte die durch keine Geschmacksrücksichten gezügelte Impressionabilität der Zeilenanordnung auf der Schreibfläche; vor allem Fig. III in ihrer unharmonischen Fülle. In solcher Unregelmässigkeit aller Elemente, welche dieser Handschrift für den fühlenden Beschauer den Stimmungston fiebernder Lebendigkeit hinzufügt, bekundet sich nun in Wahrheit die grosse Eindrucksfähigkeit des Urhebers, seine ausserordentliche »Reagibilität«. Die Seele, in der eine solche Handschrift sich formen konnte, musste jedem Hauche mitschwingen können, hingebend, weich, leicht zur Freude und jedem Ueberschwang bereit sein, aber auch leicht verstimmt, verletzt, gar sehr kränkbar, empfindlich, gereizt, ja launenhaft. Dass die allgemeine Sensibilität auch speziell in letzterer Richtung gewürdigt werden muss, geht hervor aus der ziemlich starken Eckigkeit der jugendlichen Schrift, Fig. I, aus den oft zugespitzten Schlussrichtungen, aus dem häufigen Fehlen derselben und den oft verkümmerten d-Schleifen. Vgl. z. B Fig. III 2 das d in Woldemar. Eine ganze Reihe graphischer Thatsachen lässt uns die erstaunliche oft bis zur hemmungslosen Hast sich steigernde Lebhaftigkeit erkennen. Indem die Feder sich keine Zeit lässt abzusetzen, werden manche Bewegungen, welche unsicht-

Fig. 1 — 1790.

Fig. 11 — 1800.

Fig. III — ca. 1800.

hat bleiben wollten, fixiert. So die gebundenen Lang-s in Fig. I, z. B. I 1, 2, vor allem das zweite »wo« in I 8, das »und« in I 8, wo der u-Haken unmittelbar an den linksläufigen Schlussstrich des u gebunden wird. Hin und wieder werden ganze Buchstaben ausgelassen. S. Fig. I 13 »zu«, welches aus einem z und einem daran gebundenen u-Haken besteht. Ferner I 9 die Worte »gegen«, »dem«, »machen«. Dahin gehört I 5 das »und«, in welchem der linksläufige Schlussstrich des d den u-Haken vertreten muss. — Wir sind erfreut, das Drängende, den fliegenden Atem, das Ueberstürzende mancher Werke Jean Pauls, begründet in seiner Impulsivität und dem Temperament des Genies hier sinnlich in seiner Schrift wieder zu finden. Wenn wir dies zusammenhalten mit der Thatsache, dass die Buchstaben über der Zeile immerhin reicher gestaltet werden, mit der zweifellos bestehenden Vorliebe für abduktive Bewegungen und verhältnismässig starken Punkten, so dürfen wir eine rasch sich entflammende Begeisterungsfähigkeit für verbürgt annehmen.

Und nun ein anderes, was selten mit all diesen Zeichen in derselben Handschrift sich befindet, wie denn auch die dadurch bezeichneten Charakterzüge, nicht oft jenen anderen sich vereinen. Trotz ihrer wilden Lebendigkeit entbehrt diese Schrift nicht der Gelassenheit und Würde. Zunächst ist sie druckreich, schwer und ehrenfest. Sie sagt: Jean Paul war ernst, von gründlichem Fleiss, ausdauernd und tief. Dass er als ein Genie ernst war, versteht sich von selbst; ohne seinen ungeheuren Fleiss und diese peinliche Gründlichkeit besässen wir nicht so viele, so durchgearbeitete Werke, und wie häufig mussten wir seine [illegible] kindliche Ausdauer als Pedanterie empfinden, wenn er Anmerkungen und [illegible] fast in uns hineinstopft mit väterlich pädagogischem Eifer. (Man achte auf die schon geradezu pedantische Art des Ausstreichens Fig. I 7.) Der [illegible] lebendige Mensch, der tiefe und kühne Dichter war auch ein wohlmeinender, [illegible] Bürger, der seine Dichtergabe als heiligen Beruf pflegte und es für Sünde gehalten hatte, ohne Nachdruck und Fleiss diese hohe Würde zu versehen. Uns fallen Goethes Worte über Jean Paul ein: »Als Talent von Wert, als Mensch von Würde« und »Man fühlt sich in der Nähe des wohl-

Jean Paul Fr. Richter
Bayreuth, März 1806

Fig. [illegible]

[illegible] der Handschrift stehen [illegible] die Pflicht [illegible] versagt, ob [illegible] der Jean [illegible] dass die Eckig- [illegible] Fig. II [illegible] auch eine sehr

bezeichnende Ausprägung sicheren, geruhigen Selbstvertrauens in den breiten, unser Gefühl gleichsam behäbig anmutenden Majuskeln. Siehe II 1. Häusliches Behagen, rüstiges Selbstvertrauen haben nun ganz die Oberhand gewonnen und diese Eigenschaften vermissen wir auch in den Werken nicht. Das Erstaunliche ist, wie sogar der ungeheuerste Schwung sich mit naivem Behagen äussern kann. Die Flügel seines Genius ruhen wie diejenigen der grössten einsamen Vögel trunken von Licht und Luft, oft gelassen im höchsten Aether ausgebreitet. Dann bleibt das Gefühl von beherrschender, gewaltiger Kraft: aber manchmal scheint uns auch, Dionysos komme in Schlafrock und Pantoffel, um an einem mitteldeutschen Ofen der guten alten Zeit einige gemütliche Stunden zu verbringen.

Dieser ruhigen Selbstgewissheit steht nahe die grosse Vertrauensseligkeit und Offenherzigkeit. Siehe die fast stets offenen o, a, vor allem aber die charakteristische »8« in 1800 Fig. II 1, die genau so wiederkehrt in Fig. IV 2. Mit dieser offenen Güte kontrastieren eigentümlich jene Züge, die sich in der verhältnismässigen Präcisität namentlich der jugendlichen Schriftprobe, in den häufig zugespitzten Schlussstrichen, in manchen Vereinfachungen aussprechen: es fehlt nicht an Kritik, Schärfe, Schlagfertigkeit, Spott, Satire. Wir werden nicht annehmen dürfen, dass der Schreiber in seiner dichterischen Phantasie, seinem strömenden intuitiven Reichtum unfähig sei, einen Gedanken logisch zu entwickeln. Denn die Schrift ist durchgängig gebunden, eine fortlaufende, wenn auch bewegliche, bunte, zitternde Kette. Man erinnert sich gern der Levana, der Vorschule der Aesthetik, der Selina, so sehr eines grossen Dichters Werke als eines grossen Philosophen. Andrerseits sehen wir nicht selten ein Ineinandergreifen der Zeilen: Verworrenheit aus Ueberfülle. Halten wir das zusammen mit dem namentlich in der jugendlicheren Schriftprobe hervortretenden teigigen Duktus, so haben wir das Bild eines gärenden Gemütes, dem es gleichwohl an Schärfe des Verstandes nicht mangelt. Damit sind aber auch alle die mehr oder minder widersprüchlichen Elemente gegeben, aus deren Beieinander uns die Anlage zum Humor verständlich scheint. Wir würden

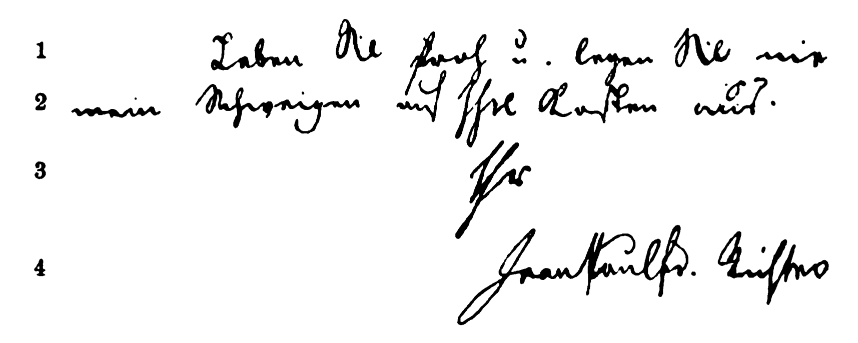


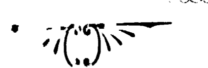
Fig. V — 1824.

keines besonderen Zeichens mehr bedürfen, um auf Grund unserer Zergliederung diese Eigenschaft mindestens für wahrscheinlich zu halten. Wer jedoch auf solche Zeichen Wert legt, den weisen wir hin auf die häufig gewundenen Anstriche, in denen Manche ein spezifisches Kennzeichen für Humor zu sehen glauben. Siehe in Fig. I 4 das L in »Leben«, Fig. II 3 das B, vor allem Fig. III.

Aus allem Vorausgegangenen ist wohl ein Bild des ganzen Menschen zu

[illegible] Es ist dabei fürder nicht nötig, das aus dem Werk und das aus der [illegible] Erforschte auseinanderzuhalten, da wir beides als übereinstimmend [illegible] haben. Als Grundwesen Jean Paul's haben wir Reichtum und Tiefe hin-[illegible] In seiner Seele sind alle typischen, auch die widersprechendsten Eigen-[illegible] beisammen, manchmal sich gegenseitig verstärkend und übertreibend, [illegible] erzeugend oder nuancierend und mischend, oft ohne wechselseiti-[illegible] nebeneinander bestehend. Der sittliche Charakter, bestimmt durch [illegible] Güte, durch heiligen Ernst, hingebende Lebensfreude, scheint [illegible] Paul alles Geistige in Bewegung zu setzen, vor allem die umfassende, [illegible] Phantasie. Alles in ihm drängt nach aussen. Er muss erheben, er-[illegible], ermuntern wollen. Anlässe findet der allseitig begabte Mensch [illegible] ausserordentlichen Reizbarkeit, die sich bald als Mitleid äussert [illegible] Berührung der Seele mit dem Leiden der Aussenwelt, bald als [illegible] Spott sich gegen die Ursachen und Urheber des Leidens wendend, [illegible] Humor, wenn nämlich die Bitterkeit des Wissens in der mächtigeren [illegible] aufgelöst wird, bald als Sentimentalität, wenn die schenkende Güte [illegible] Phantasie verliert. Ein scharfer und umfänglicher Verstand, der die [illegible] Objekte erfahren hat und nüchtern in voller »Sachlichkeit« dem [illegible] zu folgen weiss, empfängt wohl aus der Tiefe des [illegible] die Bewegungsanstösse, geht aber alsdann nach seinen eigenen [illegible] zuweilen mit der Anerkenntnis selbst nüchtern-unerfreulicher [illegible] das Gefühl der Selbstironie abzunötigen. Bei grosser In-[illegible] fehlt aber eine Art geistiger Energie, den Reichtum des [illegible] und den des Gemütes zusammenzufassen: daher im Geistigen [illegible], Pedanterie etc.; im Sittlichen oft zerfliessende Weichheit.

[illegible] Paul aber so ein Komplex war von allen kaum zu vereinigen-[illegible] er mehr als Individuum: er erweiterte sich zur Gattung [illegible] einer ganzen Lebenssphäre an sich, sie deutlicher und [illegible] als irgend einer der Zeitgenossen. So finden wir in [illegible] Zeit am reinsten wieder. Denn Göthe stand zu hoch [illegible] zu sehr eine Welt, als dass er uns ein Deutschland [illegible] man aber sogar in Jean Pauls Handschrift Deutsch-[illegible] sein, wenn die Bewegung, welche Deutsch-[illegible] graphologisch-litterarische Analyse ihrer Häupter [illegible] zeigen, wie Jean Paul mit der Romantik zu-[illegible] Individuum an ihm war.



Zur Methode in der Graphologie

Von

Ludwig Klages

Zuwachs an Gewissheit ist nicht stets auch ein Zuwachs an Wissen. Von der ungeheueren Fülle des in der Menschheit Fürwahrgehaltenen ist nur ein verschwindend kleiner Bruchteil Wissenschaft, das übrige Glauben. Jene ist eng umfriedet, dieser grenzenlos. Beide sind eines selbständigen und unabhängigen Wachstums fähig; sie können sich aber auch gegenseitig befruchten. So sehen wir das philosophische Wissen zunehmen, indem es sich allgemein Geglaubtes zu eigen macht. Nicht an der Eigenart der Inhalte, sondern an der Art und Weise des Besitzes erkennen wir es. Unser gern naturwissenschaftlich denkendes Zeitalter liebt es jedoch, Neuheit der Einsicht für das Kennzeichen wissenschaftlichen Fortschritts zu nehmen. Dieser Eifer allzu reger Wissbegier hat in den letzten Jahren auch die Graphologie einigermassen heimgesucht. In ihr aber ist er am meisten vom Uebel. Manche schienen zu glauben, dass die Regeln, nach welchen man seit Michon Handschriften deutet, längst unverlierbar strenger Wissenschaft zu eigen wurden und folglich durch immer neue zu vermehren seien. In Wahrheit aber sind erst ganz wenige jener zahlreichen Fäden, die unzweifelhaft vom Charakter zur Handschrift leiten, für das wissenschaftliche Verständnis sichtbar. Statt durch planlose Häufung von Einzelfällen eine unsichere Kenntnis ins Ungewisse zu vermehren, hätte man einzig zunächst das erfahrungsmässig Erworbene philosophisch bewältigen, hätte man das regelmässig Gegebene zu einem ursächlich Gegebenen durchbilden sollen Darin lag und liegt noch heute die weitaus wichtigste und für Jahre hinaus beschäftigende Aufgabe in der Graphologie. — Die aber ist planmässig nicht zu lösen, ohne dass man sich über gewisse Grundsätze geeinigt hätte, nach denen sowohl in der Erklärung beobachteter Thatbestände als auch in der Aufsuchung neuer zu verfahren sei. — Aus solcher Einsicht erwuchs vor ca. drei Jahren eine Arbeit über graphologische Methoden*), die als ein erster Versuch in dieser Richtung an mehreren Lücken leidet. Zumal die naive und durchweg verständnislose Art, wie man nach wie vor fortfuhr, sog. »Zeichen« zu deuten, machten den Verfasser darauf aufmerksam, dass hinsichtlich des Zeichenbegriffs seine Arbeit einer Vervollständigung bedarf. Ueberdies gelangte er bei Gelegenheit neuer Fragestellungen zu einem neuen Erklärungsprincip.

Nachfolgende Zeilen wollen nicht als in sich selbst abgeschlossene, sondern als ergänzende Erweiterung der genannten Arbeit betrachtet sein, deren Kenntnis sie voraussetzen. Ausserdem gehen sie einleitend vorher einer später zu veröffentlichenden Abhandlung über »stylisierte Handschriften.«

Es gab eine Periode graphologischen Forschens, welche einen nach links zurückgebogenen u-Hacken für ein »Zeichen« nahm von Heuchelei, Verstellung

*) Vergl. „Berichte" 1898, Heft IV, XI und XII.

etc. (Siehe Fig. 1.) Diese Annahme lässt sich zurückweisen durch die ganz allgemeine Erwägung, dass wie jede Einzelform so auch genannter u-Hacken zufällig entstanden sein kann. Zufällig ist es ja auch, dass wir gerade deutsche oder lateinische Buchstaben statt etwa griechischer, russischer oder chinesischer in der Schule erlernen, weshalb denn das Schriftsystem, dessen wir uns bedienen, vielleicht über unser Volkstum, nicht aber über unsern Charakter Zeugnis ablegt. Ebenso aber können wir den u-Haken etwa im Hefte unseres Schulnachbars gesehen und aus irgendeinem Impulse heraus — zunächst vielleicht mit Mühe — solange nachgeahmt haben, bis wir in seiner Ausführung jenen höchsten Grad von Geübtheit erlangten, der ihn uns beim schnellen Schreiben automatisch so gestalten lässt. — Die Methode, welche uns den Zufall in der Entstehung der Schriftzeichen auszuschalten erlaubt, ist seit Preyer bekannt. Sie sei hier kurz wiederholt. — Gesetzt wir träfen, um bei unserem Beispiel zu bleiben, in einem Schriftstück auf derartige u-Hakenbögen, so würden wir versuchsweise die Annahme machen, dass dieselben das Ergebnis seien einer im Schreiben bleibend vorhandenen Bewegungstendenz, der irgendetwas Bleibendes in seiner Seele entspräche. Wäre unsere Annahme zutreffend, so müssten sich unvorschriftsmässig linksläufig-verlängerte Linien überall dort vorfinden, wo immer die Buchstabengestalt zur Verwirklichung der von uns vorausgesetzten Tendenz Gelegenheit böte. Wir müssten folglich auf Grund unserer Annahme Linksläufigkeit der Schlussrichtungen überhaupt erwarten. (Siehe Fig. 2.) Würde diese Erwartung in weitgehendem Masse bestätigt, so dürften wir zufällige Anwesenheit der u-Bogengestalt, von der die Untersuchung ausging, mit hoher Wahrscheinlichkeit für ausgeschlossen erachten. Zu glauben, dass jemand, der durch Nachahmung (oder Laune) in den Besitz des charakteristischen u-Hakens gelangte, zufällig auch alle diejenigen linksläufigen Linien beobachtet und sich angeeignet habe, welche sämtlich aus einer einzigen Bewegungstendenz herzuleiten sind, das hiesse den Zufall mit Intelligenz ausrüsten. — Es sei schon hier vorgemerkt, was hernach an einem bestimmten Beispiel erläutert werden soll: dass die Wahrscheinlichkeit seelischer Bedingtheit eines Schriftmerkmals erst dann zur Gewissheit wird, wenn es uns gelingt, nicht nur dieses, sondern zugleich andere von ihm völlig unabhängige Merkmale der gleichen Handschrift aus einer und derselben Charakterdisposition verständlich zu machen. Gewissheit, dass ein Merkmal bedeutungsvoll sei, ist stets nur mit einer ganz bestimmten Deutbarkeit desselben gegeben.

Fig. 1.

Fig. 2.

Diese Methode ist wie gesagt bekannt; nur dass man leider häufig versäumt, sich ihrer zu bedienen. Es wäre aber nötig gewesen, sie zu vervollständigen; denn es giebt Fälle, wo sie versagt.

Wir haben angeführt, dass eine Schrifteinzelheit Ergebnis ursprünglicher Willkür sein kann. Wir fügen hinzu, dass dies auch für alle diejenigen Merkmale des allgemeinen Ductus gilt, welche sich mit geringer Anstrengung willkürlich verändern lassen. Dahin gehört z. B. die Grösse des Neigungswinkels der Hauptrichtungen. Es braucht sich dabei keineswegs um nachahmende, sondern es kann sich auch um selbständige Aenderungen handeln. Letzteren Falles ist dem Merkmal zwar eine psychologische Bedeutung, aber nicht dieselbe zuzu-

schreiben, als wenn es aus unwillkürlicher Bewegungsbeeinflussung entstanden wäre. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Merkmal absichtlich eingeführt wurde, ist umgekehrt natürlich um so geringer, je mehr sich dasselbe erfahrungsgemäss der Beachtung entzieht. — Es genügt also nicht, allgemeine Kennzeichen festzustellen, sondern es muss sich daran schliessen die Erwägung, nicht zwar, ob dieselben im einzelnen Falle absichtlich hervorgebracht wurden (was durchweg leicht bemerkbar ist), wohl aber ob sie das Ergebnis einer ursprünglich willkürlichen Entstehung sind. Bei Bejahung dieser Frage fällt die Interpretation anders aus als bei entgegengesetzter Antwort. Von diesem Unterschiede scheint die bisherige »Zeichendeuterei« nichts gewusst zu haben.

Aber auch deshalb muss man wissen, was in einer Handschrift gewollt entstanden ist, weil sonst unentscheidbar bleibt, worauf es am meisten ankommt: in welchen Zügen nämlich unwillkürliche Abweichungen vom gewollten Typus zu erblicken sind. -- Es giebt Menschen, die zu irgend einer Zeit ihres Lebens ihre Handschrift willkürlich tiefgreifend verändern. Sie bedienen sich plötzlich anderer Buchstaben, etwa lateinischer Drucklettern: sie verändern aber auch diese noch willkürlich und bewusst regelmässig, indem sie kürzen und hinzufügen wie es ihrem Schönheitssinn entspricht; kurz, sie schaffen und erüben sich eine stylisierte Handschrift. Wollten wir an eine solche mit zeichendeuterischer Naivetät herantreten, so würden wir nicht nur fast sämtliche allgemeinen Merkmale derselben falsch verstehen, sondern wir müssten auch bereits in der Erfassung der Merkmale selbst Schifibruch leiden. Wir können nicht wissen, was in einer Handschrift von der Vorlage abweicht, ohne die Vorlage zu kennen. Diese aber hat der Urheber stylisierter Züge sich ja erst selbst geschaffen. Und es ist natürlich, ja notwendig, dass auch in seinen Umformungen der verschiedenen Lettern gewisse immer wiederkehrende Besonderheiten zu Tage treten. — Ohne uns des Näheren hier mit stylisierten Handschriften zu beschäftigen, was späteren Ausführungen vorbehalten bleibt, wollen wir doch etwas genauer bestimmen, worauf das Augenmerk zu richten ist.

Eine stylisierte Handschrift ist als solche an der grossen Regelmässigkeit aller Schriftelemente und der (wenigstens als Absicht erratbaren) Schönheit der Lettern leicht zu erkennen. Haben wir das aber erkannt, so müssen wir in erster Linie zu erforschen suchen, welche Letterngestalten und Anordnungsweisen der Schreiber ursprünglich gewollt hat. Denn erst darauf können wir entscheiden, ob und in welchen Punkten er im gegebenen Fall von seiner Vorlage abweicht. Dabei leiten uns mehrere Principien, von denen die allereinfachsten hier angeführt seien. — Eines ist die Vergleichung der Buchstaben unter einander. Durch sie wird es uns in den meisten Fällen gelingen, sowohl bie beabsichtigte Normalgestalt als auch die unbeabsichtigten Abweichungen festzulegen. Wir wählen ein grobes, aber drastisches Beispiel. Angenommen wir träfen auf folgendes H. (S. Fig. 3.)

H

Fig. 3.

Die Symmetrie und Künstlichkeit der Bereicherung sowie der Vergleich mit anderen H's derselben Handschrift möge uns in diesem die willkürlich veränderte Vorlage zu erkennen geben. Nun begegnet uns aber auch hin und wieder das H der Fig. 4. Da kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, dass das Häkchen oben rechts hier unbeabsichtigt fortgeblieben ist und folglich etwa wie ein nicht gesetzter i-Punkt als Ausdruck für gelegentliche Flüchtigkeit gelten

H

Fig. 4.

darf. — Ein anderes Princip besteht in der Aufsuchung direkt nicht gewollter Begleitveränderungen einer Willküränderung. Wenn jemand z. B willkürlich mit lauter lateinischen Druckletter-Majuskeln schreibt, so muss er gemäss der Beschaffenheit dieser Letterngestalten auch unverbunden schreiben. Darum würde uns Unverbundenheit garnichts, eine sehr geringe Verhältniszahl von Bindungen aber sehr starke Bindungsneigung und die entsprechende Seelenanlage verraten.

Wir haben die »stylisierte Handschrift« schon jetzt in unsere Ueberlegungen einbezogen, um an ihr zu illustrieren, wie wichtig es ist, die durch Willkür entstandenen Schriftmerkmale zu kennen. Da dieselben immer dann, aber auch nur dann bedeutungsvoll wird, wenn sie ursprünglich aus selbständiger, nicht nachahmender Willkür geschahen, so wird auch das in jedem Einzelfall zu untersuchen sein.

Wir haben nun die Grundlage, auf welche sich eine rationelle Einteilung der Schriftmerkmale bauen lässt. Eine Handschrift besteht aus selbständigen und durch Nachahmung entstandenen Zügen. Beide können erstmalig sowohl mit als ohne Absicht erworben sein: Jede Handschrift enthält Züge von jeder Gattung. Manche gehören aber überwiegend einer bestimmten Gattuug an. Die nennen wir in der folgenden tabellarischen Uebersicht als typische Beispiele.

Einteilung der Schriftmerkmale in:

I. Selbständig entstandene.
  a) Willkürlich. Beispiel: Stylisierte Handschriften.
  b) Unwillkürlich. Beispiel: Nicht-stylisierte Handschriften der meisten Gebildeten.

II. Durch Nachahmung entstandene.
  a) Willkürlich. Beispiel: Stylisierte Handschriften. Verstellte Schriften. Schönschriften.
  b) Unwillkürlich. Beispiel: Berufshandschriften.*) Schönschriften.

Da das nämliche selbst allgemeine Merkmal in verschiedenen Handschriften verschiedenen Entstehungskategorien zugehören kann, so ist schon deshalb die Annahme fester »Zeichen« unhaltbar. Sie ist es aber noch aus einem andern Grunde. — Gesetzt nämlich es bestünde in einem bestimmten Falle kein Zweifel, dass irgend ein allgemeines Merkmal z. B. unverhältnismässige Schiefwinkligkeit der Hauptrichtungen der Entstehungsgattung Ib einzuordnen und folglich als unwillkürliches Wirkungsergebnis einer bleibenden Seelenanlage zu betrachten sei, so vermöchte man demselben doch niemals anzusehen, welche Anlage in ihm sich auswirkt. Die Richtung eines bewegten Körpers braucht, wie jedermann weiss, durchaus nicht auf eine ihn in dieser Richtung bewegende Kraft hinzuweisen, sondern beliebig viele Kräfte, die sich entsprechend nach dem Parallelogrammgesetz zusammenfügen, können die Ursache sein. Für den Fall der Federbewegung hiesse das: die Grössenbestimmtheit des Neigungswinkels wird durch beliebig viele und beliebig veränderliche Charakterzüge hervorgebracht, wenn nur dieselben so beschaffen sind, dass die damit verbundenen Bewegungstendenzen sich zur gegebenen vereinigen müssen. Und dies ist so sehr thatsächlich wahr, dass man getrost behaupten darf: von den zahllosen Handschriften, die sich etwa im Neigungswinkelspielraum gleichen, thun dies noch nicht zwei aus genau derselben Ursache, weshalb denn auch die isolierte Angabe des Neigungswinkels uns nicht erlauben würde, irgend etwas über die seelische

*) Vergl. »Berichte« 1898, Heft XII, S. 172 u. 173.

Voraussetzung desselben zu vermuten. Daraus folgt nun unabwendbar, dass es kein graphisches »Zeichen« geben kann. Man wird sich bequemen müssen, die ganze Lehre von den »Zeichen« fallen zu lassen.

Wir gehen nun über zur Darlegung derjenigen beiden Principien, die uns für die Herleitung von Schriftmerkmalen aus Charakterzügen die wichtigsten zu sein scheinen. Das eine derselben haben wir schon in unserer früheren Arbeit besprochen, das andere ist neu. Mit ihm sei begonnen. Die Beispiele sollen so gewählt werden, dass sie zugleich schon Gesagtes in einem neuen Lichte zeigen.

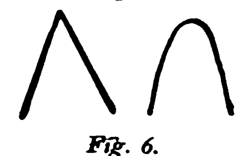
Die früheren Graphologen haben bekanntlich oft aus dem Eindrucke einer Handschrift geurteilt. Sie liessen das Schriftstück auf ihr Gefühl wirken und gewannen ein oft zutreffendes Urteil über den Charakter des Urhebers. Dies aber ist möglich, weil der Eindruck, den eine Handschrift hervorbringt, zu den Ursachen ihrer Beschaffenheit gehören kann. — Man weiss, dass sich Vorstellungen unwillkürlich in Bewegungen umsetzen können. Man sieht jemanden etwas niederschreiben und ohne Dazwischenkunft eines Willensaktes zieht die Vorstellung, es möchte etwas für uns Interessantes sein, fixierende Einstellung der Augenaxen nach sich. So wenig ist dabei unsere Absicht im Spiel, dass wir uns hernach vielleicht sogar dieses Neugierde verratenden Thuns schämen müssen; denn die Verbindung von Vorstellung und Bewegung ist eine innigere für den, in welchem die Disposition der Neugierde besteht. — Neben dieser Thatsache kommt eine zweite in Betracht. Die Associationsgesetze regeln auch unser Erwarten. Hören wir hintereinander die ersten drei Töne des C-Dur-Akkordes erklingen, so erwarten wir den vierten. Käme statt dessen h, so führen wir erschreckt zusammen. Bliebe aber auch nur das c der Octave aus, so müssten wir uns enttäuscht fühlen. Was für die Aufeinanderfolge von Tönen, das gilt auch für den Verlauf einer Linie. Hat jemand eine Linie, z. B. eine wellenförmige zu zeichnen begonnen, so erwarten wir eine bestimmte Fortsetzung derselben und fühlen uns enttäuscht und gestört, wenn die Wellenform etwa plötzlich in einen Kreis übergeht. — Die allgemeinen Gesetze des Geistes sind aber stets derart, dass sie, sobald die Gebilde reicher und verwickelter werden, individuellen Besonderheiten Spielraum gewähren. So giebt es denn auch innerhalb des allgemeinen Ton- oder Liniengefühls persönliche Vorlieben für ganz bestimmte Verbindungsweisen. Zwei ästhetisch unanfechtbare Ornamente, von denen bei gleicher Symmetrie und Linienverteilung das eine reich ist an Curven, das andere ebenso reich an Winkeln, gefallen einem mit starkem Liniengefühl Begabten nicht in gleichem Maasse. — Halten wir beide Thatsachen zusammen, so ergiebt sich, dass die Schreibbewegung durch das individuelle Liniengefühl des Schreibers in jedem Augenblick unwillkürlich beeinflusst werden muss. Wir wollen dies an einem bestimmten Beispiel darlegen, dabei aber umgekehrt von der Handschrift ausgehen.

Wenn uns in zwei Handschriften zunächst auffiele, dass die eine dick und druckreich, die andere dünn und drucklos ist, so würde uns allein kraft dieses Merkmals die eine den Eindruck der Bestimmtheit, die andere den verhältnismässiger Unbestimmtheit machen. Man vergleiche nebenstehende Winkel. Der druckreichere scheint uns das festere und entschiedenere Gebilde zu sein. Da Dünnheit und Druckreichtum nicht nur zu den allgemeinen, sondern auch zu den

Fig. 5.

dauernd sehr schwer veränderlichen Merkmalen gehören — derart, dass sehr dünn Schreibende nicht mit einer breiten, sehr dick Schreibende nicht mit einer spitzen Feder zu schreiben wissen, so ist psychische Bedingtheit beider Merkmale wahrscheinlich und wir dürften die Vermutung wagen, dass z B. die Dünnheit der Ausdruck sei einer Vorliebe für das Unbestimmte. — Was wir damit sagen wollen, kann nach unseren Auseinandersetzungen über das Liniengefühl wohl kaum missverstanden werden. Der dünn Schreibende braucht sich der Dünnheit seiner Schrift durchaus nicht bewusst zu sein; wie wir uns denn durchweg unserer alltäglichsten Gewohnheiten solange nicht bewusst sind, als wir sie in Gemässheit unseres Wesens ungestört ausüben können. Erst Zwang und Hemmung pflegen uns über unsere unwillkürlichen Bräuche und Hänge aufzuklären. Die wenigsten Menschen z. B. kennen ihr eigenes Organ; die wenigsten wissen, ob sie im allgemeinen laut oder leise sprechen. Wenn aber ein laut zu sprechen unwillkürlich Geneigter plötzlich, etwa weil er auf einen Kranken Rücksicht zu nehmen hat, fortwährend seine Stimme dämpfen soll, dann wird er mit Unbehagen erkennen, wie stark in ihm das Bedürfnis ist nach tönender, markierter Rede. Ebenso mag sich der dünn Schreibende seiner Wahlverwandtschaft zur Dünnheit der Federzüge erst in dem Augenblick bewusst werden, wenn er einmal versehentlich mit allzu dicker Feder schreibt und vor der wuchtigen Breite der Striche, die ihr entquellen, einen Abscheu empfindet. — Es ist also möglich, dass eine unwillkürliche Gewohnheit, allen Verhaltungen und Gebärden den Charakter der Unbestimmtheit zu leihen, sich graphisch in der drucklosen Dünnheit der Linien befriedigt.

Doch damit ist wenig gewonnen. Dünnheit der Züge mag auch ganz anderen Ursachen entstammen und wir werden weiter unten ein Beispiel dafür geben. Die Dünnheit allein kann unsere Möglichkeit niemals zur Wirklichkeit erheben. — Um zu entscheiden, müssen wir jetzt den umgekehrten Weg beschreiten. Nachdem wir aus dem sehr allgemeinen und sehr schwer veränderlichen Schriftmerkmal der Dünnheit eine ganz bestimmte Bedeutungsvorstellung gewonnen haben, suchen wir nun unter Zugrundelegung dieser abzuleiten, welche anderen allgemeinen Merkmale die fragliche Handschrift aufweisen müsste. —


Fig. 6.

Man vergleiche den Winkel von Fig. 6 mit der daneben befindlichen Curve und man wird dem ersteren die grössere Bestimmtheit und Entschiedenheit zuschreiben müssen. Warum uns das mathematisch durchaus bestimmte Gebilde der Curve gefühlsmässig einen weicheren, fliessenderen Eindruck macht als ein Winkel — die Beantwortung dieser Frage gehört nicht hierher. — Genug, dass es so ist. Wer sich für die in Rede stehenden Probleme vorzüglich nach der ästhetischen Seite hin interessiert, den verweisen wir auf das Werk: Lipps. »Raumästhetik und geometrisch-optische Täuschungen.« — Da also die Curve, nicht der Winkel demselben Eindruck dient, durch den wir die Dünnheit der betrachteten Handschrift verursacht sein liessen, so müsste dieselbe zugleich eine curvenreiche sein. Ist das thatsächlich der Fall, so hat unsere Deutung einen ausserordentlich hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erreicht. — Wir überlegen uns schliesslich noch, wie es mit der Leserlichkeit einer solchen Schrift stehen mag. Nach dem von Meyer*) gefundenen Gesetz ist der Automatismus beim Schreiben perio-

*) Vergl. „Berichte“ 1897, S. 130—133.

disch am grössten zu Ende eines Wortes, einer Zeile, einer Seite, eines ganzen Schriftstücks. Derjenige, welchem Unbestimmtheit gemäss ist, wird um so unleserlicher schreiben, je automatischer er schreibt. Und zwar wird die Unleserlichkeit den ganz besonderen Charakter zur Schau tragen, dass die Buchstabenunterschiede vermindert ausgeprägt oder ganz verwischt sind. Die Worte werden also nach dem Ende zu (und wiederum vor allem die am Ende einer Zeile, Seite, etc. befindlichen) sich der Form eines horizontalen Striches nähern. — Finden wir nun auch dies noch in unserem Schriftbild bestätigt, dann ist mit der Bestimmtheit der Deutung zugleich die Gewissheit ihrer Richtigkeit gewonnen.

Was wir hier methodisch entstehen liessen, ist der seit Jahren unter dem abschreckenden Namen des „Heuchlerductus" graphologisch bekannte Schrifttypus, der hiermit seine Erklärung gefunden hat. (Vergl. Fig. 7.) Unsere Herleitung hat uns nicht zwar Heuchlertum, wohl aber eine Neigung zu allgemeiner Unbestimmtheit des Verhaltens als die Ursache desselben enthüllt. Eine solche kann aber wieder verschiedene Gründe haben: in seltenen Fällen vielleicht Furcht, Schüchternheit, Gefühl der Fremdartigkeit der Umgebung; häufiger diplomatische Undurchdringlichkeit, die jedes Thun und Lassen in das Zwielicht auslegbarer Zweideutigkeit zu tauchen weiss; zuweilen wohl auch Hinterlist und Heimtücke. Für was wir uns zu entscheiden haben, das hängt von weiteren Merkmalen der betrachteten Handschrift ab.

Fig. 7.

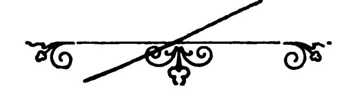
Der von uns dargelegte Erklärungsgrundsatz ist nun sehr umfassender Anwendung fähig. So dürfte die Bedeutung der oben offenen und der oben geschlossenen Kleinbuchstaben, des Arkadenductus, der weiten Schleifen, der hochgesetzten und verlängerten t-Querstriche und zahlreicher anderer Merkmale mittelst seiner verständlich zu machen sein. Wir werden dies später ausführlich darlegen und begnügen uns hier mit einem Fingerzeig. — Es ist aus vielen Gründen sicher, dass für das handschriftliche Liniengefühl ganz besondere Associationen mitbestimmend sind. Man spricht von hochgesetzten i-Punkten, von »über« und »unter« der Zeile, von geradestehenden und liegenden Buchstaben, von ansteigender und absinkender Zeile, ja mit weiter gehender Bildlichkeit von Buchstaben, welche »die Köpfe hängen lassen« und dgl. mehr. Daraus geht nun unzweideutig hervor, dass die Schreibfläche im Bewusstsein des Schreibenden eine Verticalfläche ist, an der die Buchstaben also in aufrechter menschenähnlicher Haltung haften. Deshalb kommt für das Schreiben ganz hervorragend dasjenige Liniengefühl in Betracht, das wir Vertikalgebilden gegenüber besitzen und selbst aus der Sphäre rein menschlicher Thätigkeit stammende Uebertragungen sind keine Seltenheit. Wir werden dafür bei Gelegenheit der Zergliederung stylisierter Handschriften schlagende Exempel bieten. Ja, wir werden sehen, dass dergestalt wieder zu einiger Berechtigung gelangen manche jener alten Intuitivdeutungen, welche die Buchstaben wie lebendig bewegte Menschen auslegten; nur dass diese Deuter das Princip nicht kannten, auf Grund dessen so kühne Vergleichungen in seltenen Fällen zulässig sind, und daher vor lächerlichen Verirrungen nicht geschützt waren.

Wir haben betrachtet, inwiefern der Eindruck, den eine Handschrift hervorbringt, zu den Ursachen ihrer Entstehung gehören kann. Daneben aber beteiligen sich an ihrem Werden bekanntermaassen viele unwillkürliche Bewegungsgewohnheiten und mancherlei Willküracte. Nur möge man den Ausdrucksbewegungen der Affecte keine allzu hohe Bedeutung beimessen. Weit wichtiger erscheinen uns die weder an bestimmte Ausübungen noch an bestimmte Organe gebundenen Functionseigentümlichkeiten, welche in jeder Handlung eines Menschen gleichartig lebendig sind. In ihnen haben wir unmittelbar das für die Einzelpersönlichkeit characteristische „Timbre". Es wäre eine dankbare und wichtige Aufgabe, aufs Genaueste sämtliche Elemente dieser Functionsphysiognomik festzustellen. Unter Zugrundelegung von nur je zwei etwa möglichst gegensätzlichen Stufen in der Häufigkeit, Raschheit und Wucht des Gebärdenlebens ergeben sich bereits acht Functionsphysiognomien von geradezu typischer Bedeutung. Wir unterscheiden aber schon im alltäglichen Leben zweifellos mehr als zwei Stufen der genannten Functionskennzeichen und kennen überdies noch andere. Kaum minder allgemein sind: Rundheit und Eckigkeit, Rythmik und Unrythmik, Strecktypus und Beugetypus der Gesten. Es ist noch viel zu thun, ehe die sämtlichen Kombinationen aller unterscheidbaren Stufen der angeführten Merkmale in ihrer Wirkung auf die Schreibbewegung berechnet sein werden. — Wir haben diese Art von Ableitungen an einem besonders günstigen Beispiel ausführlich bereits erläutert in den »Graphologischen Methoden«.*) Hier wiederholen wir nur das Ergebnis einer Ueberlegung, welche die Erscheinungsweise der Lebhaftigkeit in der Handschrift betraf. — Starke Lebhaftigkeit bewirkt Dünnheit der Züge, Abcurvung der Kleinbuchstaben an der Basis, Reichtum und Umfänglichkeit der Linien, Verbreiterung der Kleinlettern, Strichförmigkeit der Wortschlüsse, nach rechts verschobene Uebersetzungszeichen, von oben nach unten zunehmende Verbreiterung des linken Randes. — Wie man sieht, begegnen uns unter den Merkmalen der Lebhaftigkeit dieselben drei (nämlich Drucklosigkeit, Strichform der Wortenden und Curvenreichtum, wenn auch mit etwas anderer Curvenverteilung) aus denen wir vorher auf Neigung zu vieldeutiger Unbestimmtheit schlossen. Weil sie aber noch von gewissen anderen Merkmalen begleitet werden, haben diese drei nun eine völlig andere Bedeutung erhalten. — Wir hoffen damit die Zeichenlehre endgültig abgethan zu haben.

Wem unsere Aufklärung die Arbeitsweise graphologischer Praxis in Frage zu stellen scheint, für den merken wir zum Schluss noch an, dass die Zurückweisung der »Zeichen« sich mit der Praxis vielmehr in vollster Uebereinstimmung befinden dürfte. Ueberwiegende Eckenbindung etwa bezeichnet dem ausübenden Graphologen in der ersten Handschrift vielleicht Hartnäckigkeit, in der zweiten Entschiedenheit, in der dritten Reizbarkeit, in der vierten Ausdauer, in der fünften »Egoismus«, in der sechsten »Gerechtigkeitsliebe«, in der siebenten Unbeeinflussbarkeit, in der achten gar nichts, in der neunten Fleiss, in der zehnten Schroffheit, in der elften Gesinnungstreue, in der zwölften Mangel an Anpassungsvermögen, in der dreizehnten Spottsucht, in der vierzehnten Schwerfälligkeit, in der fünfzehnten Widerspruchsgeist, in der sechzehnten »Lebensernst«, in der siebenzehnten Eigensinn und so noch manches andere mehr je nach dem handschriftlichen Gesamtbilde, in welches sich ihm dieser Bindungstypus einordnet. Weit entfernt über feste »Zeichen« zu verfügen, deutet er vielmehr jedes

*) „Berichte" 1898, Heft XII, S. 175—177.

allgemeine Merkmal in jedem Fall aus dem gegebenen Merkmalszusammenhange besonders. Wenn man das bisher so zu schildern pflegte als ob die Bedeutungsbestimmtheiten fester Zeichen durch die Weise ihrer Verbundenheit sowohl intensiv wie qualitativ veränderlich wären, so hat man aus Unbeholfenheit wissenschaftlicher Darstellungskunst den Sachverhalt umgedreht Das erste ist die Gesamtheit von Merkmalen, welche wir „Handschrift" nennen, das zweite die einzelne Deutung. Jeder Einzelauslegung hat die Zergliederung und Beschreibung der ganzen Handschrift vorherzugehen. Die folgeweise Beantwortung welcher Fragen dabei unerlässlich ist, haben wir dargethan.



Mitteilungen.

Gerichts-Graphologie.

Köln a. Rh. Im März vorigen Jahres wurde ein hiesiger Zahnarzt von der Strafkammer zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt, weil u. a. einige Kölner Schreibsachverständige aufGrund von vorgenommener Schriftvergleichung ihr Gutachten dahin abgegeben hatten, dass der damalige Angeklagte eine an die Kgl. Staatsanwaltschaft gerichtete Anzeige geschrieben habe. Bald darauf wurde der wirkliche Verfasser ermittelt, worauf der Verteidiger des Verurteilten das Wiederaufnahmeverfahren und die Aussetzung der Strafvollstreckung erwirkte. Auch hatte sich der Verurteilte inzwischen schon an die graphologischen Sachverständigen Langenbruch in Berlin und Busse in München gewendet; beide hatten sich dahin entschieden, dass der Verurteilte nicht der Schreiber des anonymen Schriftstückes gewesen sein könne. In dem Wiederaufnahmeverfahren erklärten sodann die Kölner Schreibsachverständigen nunmehr, dass sie sich in ihrem ersten Gutachten geirrt und dass die Anzeige nicht von der Hand des Verurteilten herrühre. Das Gericht ordnete eine neue Verhandlung an, welche die Freisprechung herbeiführte. Dieser Fall erregte hier viel Aufsehen; die Presse nahm natürlich Gelegenheit, an die Dreyfus-Affaire zu erinnern und die Abschaffung des bisherigen Schreibsachverständigen-Wesens zu fordern. So schreibt das »Kölner Tagebl.« im Leitartikel der Nr. 79: „Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob die Gutachten der »Schriftsachverständigen«, wenn diese Herren so starken Irrtümern ausgesetzt sind, überhaupt noch Wert vor Gericht haben und gar einen maassgebenden Einfluss auf das Urteil üben dürfen. Wer weiss, ob nicht schon mancher, der auf Grund eines solchen Gutachtens verurteilt wurde, unschuldig verurteilt worden ist und nun als Gebrandmarkter durchs Leben gehen muss? Wenn man schon nicht alle Urteile revidieren kann, zu denen die Gutachten sogenannter Schriftsachverständigen wesentlich mitgewirkt haben, wäre es doch angezeigt und dringend nötig, diese Frage gründlich zu prüfen und Kautelen zu schaffen, damit nicht fort und fort gerichtliche Wahrsprüche auf so zweifelhafter und trügerischer Grundlage aufgebaut werden!"

Dass die gründliche Prüfung dieser Frage von der wissenschaftlichen Graphologie bereits seit Jahren angestrebt wird, und dass diese mit dem Verfahren der Schreibsachverständigen nicht verwechselt werden darf, — das scheint dem »Kölner Tageblatt« leider noch unbekannt zu sein. Der Kölner Fall zeigt also auch bezüglich der hierbei geäusserten »Sachkenntnis« der Presse die oben erwähnte Verwandschaft mit der Dreyfusaffaire. B.

Litteratur.

Crépieux-Jamin, J. — La Graphologie en Exemples. Définition. Historique. Règles. Utilisation de la graphologie. Portraits graphologiques. Enquête sur la graphologie avec autographes. *(Paris, 1899. Librairie Larousse, 123 pages.)*

»La graphologie en exemples.« So heisst das neueste, geistvoll und klar geschriebene Werk von Crépieux-Jamin. Seinen ins Deutsche übersetzten Vorgängern, dem »Traité pratique«

und dem »L'Ecriture et la Charactère« schliesst es sich würdig an, das dort Gesagte vielfach ergänzend, aber auch gegen Auswüchse und Fehlgriffe polemisierend. So zieht er zu Felde gegen die verbreitete Unsitte nach Durchlesung eines graphologischen Lehrbuchs sich sofort an die Abfassung von Charakterbildern zu machen, die nur mit unvermittelt neben einander auf die Palette gesetzten Farbenflecken zu vergleichen sind.

Zunächst, das betont er auf das ausdrücklichste, lerne der Schüler an mehreren Hunderten Schriften die Zeichen richtig sehen und lesen. Dann erst, wenn er sie sozusagen flott vom Blatte liest, wage er sich vorsichtig an die Abfassung kurz gehaltener Skizzen.

Die Schwierigkeit dieses blossen Zeichenlesens, wobei es auf die richtige Abschätzung der Weise, des Grades und der Häufigkeit ankommt, erörtert er an der Klasse der abgerundeten Schrift, die nach ihm mindestens 40 verschiedene Deutungen zulässt. — — Der zweite Abschnitt des Buches wäre so recht eigentlich ein »Lesebuch« für angehende Graphologen zu nennen. Richtig lesen, scharf auffassen, und fein schattieren, dies lehrt er uns an der Hand meisterhaft von ihm entworfener Charakterbilder, in denen er uns eine stattliche Reihe der französischen »Intellektuellen« vor Augen führt.

In bunter Mannigfaltigkeit ziehen die im Dreyfus-Prozess vielgenannten geistigen Grössen des heutigen Frankreichs an uns vorbei: Zola, Anatole France u. Pressensé, desgleichen ihre Gegner Lemaitre, Coppée, Rochefort und Gyp. Von Rochefort giebt er uns die Schrift des Jünglings aus dem Jahre 1849: wir sehen den früh ausgeprägten Ehrgeiz des Achtzehnjährigen und lernen aus der Vergangenheit Laufbahn und Gegenwart dieses Heissporns der Feder besser verstehen. Auch andere, unpolitische Bilder rollt er vor uns auf: Daudet, Maupassant, Marcel Prévost, Paul Verlaine, Jean Rameau u. a. mehr.

Zum Schlusse des Buches verzeichnet er noch die Ergebnisse zweier Umfragen über Graphologie, die 1894 und 1898 in Frankreich stattgefunden haben. Wir erfahren da, welche Stellung viele Berühmtheiten, so Jules Simon, Dumas fils, Paul Bourget u. s. w. zur Graphologie einnehmen. Auch sonstige Namen vom besten Klange aus den Reihen der Aerzte, Psychiater, Naturwissenschaftler, sprechen ihre Ansicht über Wert, Zuverlässigkeit und Wissenschaftlichkeit der Handschriftendeutung aus.

Dr. Héricourt, der zuerst die Wichtigkeit der rechts- und linksläufigen Schrift erkannt hat, äussert seine Meinung dahin, dass die Graphologie mehr noch eine Wissenschaft der Zukunft als der Gegenwart sei, da sie erst seit einigen Jahren angefangen habe, sich von der blossen Empirie zu befreien und auf wissenschaftlicher Grundlage ihr Gebäude aufzuführen.

Das Buch zeigt uns in hohem Maasse, dass Crépieux-Jamin mit seiner theoretischen Begabung auch eine ausgezeichnete Fähigkeit zur Praxis unserer Wissenschaft verbindet. Nicht nur im abstrakten Wissen der Grundsätze und Regeln, sondern auch in ihrer Anwendung beim Deuten der Handschrift muss er hervorragend genannt werden.

Isabella Ungern-Sternberg.

Reuss, Prof. A. v.; Ueber Steilschrift. Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. *(Band XXXIX, pag. 195—223.)*

Wir wollen nicht versäumen, auf diesen Artikel aufmerksam zu machen, der in übersichtlicher Weise alle diesen Gegenstand betreffenden Fragen behandelt. Wir begnügen uns hier, darauf hinzuweisen, dass Verfasser zwei Punkte berücksichtigt, welche in den zahllosen Controversen über dies Thema noch nicht Beachtung fanden: das Wund-Lamansky'sche Gesetz (Physiologie der Augenbewegung) und den Astigmatismus. — Eine graphisch dargestellte Tabelle veranschaulicht die praktischen Erfolge, die bei Anwendung von Steilschrift inbezug auf eine bessere Körperhaltung in verschiedenen Städten beobachtet wurden. — Auch für den graphologisch gebildeten Leser finden sich einige interessante Stellen, deren Kritik uns hier erspart bleiben möge. Nur ein Beispiel: »Rechtsschräg schreiben „Gefühlsmenschen“ ..... Obwohl es mich wundernimmt, dass am Ende unseres Jahrhunderts noch so viele Gefühlsmenschen existieren, will ich die Verantwortlichkeit für ihre Annahme den Graphologen ohne weitere Bemerkung überlassen.« — *Zinndorf.*

Busse, Hans H.; *Graphologie 1897 und 1898.* (In »Internationale Litteraturberichte«. 1899, No. 7—10).

Im Jahre 1895 hat Busse bekanntlich in seiner Broschüre »Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft« die Entwicklung und den damaligen Stand der Handschriftendeutungskunde dargestellt und kritisch beleuchtet. Im Anschluss an diese Arbeit liess er sodann 1896 und 1897 zwei Aufsätze erscheinen, welche über die jährlichen Fortschritte im wissenschaftlichen Ausbau des neuen Forschungs-Gebietes zusammenfassend berichteten. Mitte vorigen Jahres ist nun ein dritter Aufsatz erschienen, welcher die Entwicklung und Geschichte der Graphologie während der Jahre 1897 und 1898 darlegt. Zunächst wird eingehend berichtet über die Fortschritte der wissenschaftlichen

Forschung und der praktischen Anwendung. Es folgt eine bibliographische Betrachtung der graphologischen Publikationen verschiedener Völker; auch gewisser für die Graphologie wichtigen Ereignisse wird gedacht (z. B. Fall Dreyfus). Zum Schluss eine Schilderung der bisherigen Thätigkeit und der künftigen Aufgaben der »Deutschen graphologischen Gesellschaft.« Wie wir erfahren, beabsichtigt Busse auch die Entwicklung der Graphologie während der Jahre 1899 usw. in ähnlicher Weise darzustellen. *P. S.*

(Gurrin). ***Handwriting mysteries and how they are solved. Achat with Mr. T. H. Gurrin, the Expert.*** (In »The new penny magazine«, 1899, Vol. III. Nr. 36, S. 541—546.)

Neben J. H. Schooling, dem bekannten Uebersetzer von J. Crépieux-Jamin's »L'Écriture et le Caractère«, ist T. H. Gurrin wohl der bekannteste Graphologe Englands; er ist auch als Schriftexperte thätig. Der vorliegende Aufsatz bietet, in der Form eines Interviews, einen Ueberblick über Gurrins Thätigkeit; besonders interessant sind die Berichte über einige Sensations-Fälle, wie der »Shipway Will-Case«; Gurrin hat auch in dem bekannten Buche von Lazare »L'affaire Dreyfus« ein Gutachten veröffentlicht, welches natürlich die Nicht-Identität der Dreyfus- und der Bordereau-Handschrift vertrat. Dem vorliegenden Aufsatze sind zwei Bilder Gurrin's beigegeben. *Teut.*

Graphologie im Auslande.

Congress für Schrift-Wissenschaften, (Autographik, Paleographie, Graphologie.) Wir konnten bereits vor einigen Monaten (vergl. »Graphologische Monatshefte« 1899, S. 180) berichten über den Plan der französischen »Société de Graphologie«, für dieses Jahr einen I. Graphologen-Congress nach Paris einzuberufen. Damals haben wir auch die Vorgeschichte und die Zweckmässigkeit dieses Congresses beleuchtet. Inzwischen nun hat »La Graphologie« bereits im Oktober 1899 ein provisorisches Programm des »Congrès des sciences de l'Écriture (Autographes et Manuscripts, Paléographie, Graphologie)« veröffentlicht. Kürzlich sodann folgte die Bekanntgabe des geschäftsführenden Ausschusses; dieser setzt sich folgendermassen zusammen:

Präsident: Fernand Gavarry.
Vice-Präsidenten: Noël Charavay, Couard, Crépieux-Jamin, Marquet de Vasselot.
General-Secretair: Pierre Varinard.
Secretaire: R. de Salberg, Bonnet, Jules Eloy, Léopold Mayeras, Monval.
Schatzmeister: J. Dépoin.
Beisitzer: Arsène Aruss, Paul Decauville, Bernard d'Harcourt, Léonce Vié.

Der Congress ist genehmigt und wurde eingeordnet in die Reihe der officiellen Congresse anlässlich der diesjährigen Pariser Welt-Ausstellung. Er wird am 24. Mai im Congress-Palast eröffnet werden.

In der Sitzung vom 8. Januar hat der Congress-Ausschuss das folgende provisorische Programm angenommen:

1. Haupt-Typen der europäischen Schriften.
2. Entwicklung der nationalen Cursiv-Schriften.
3. Officielle Schönschrift-Regeln.
4. Verstellte, unnatürliche oder anonyme Handschriften, mit Ausnahme der eigentlichen Schönschrift.
5. Alters-Bestimmung von Schriftstücken; kritische Grundsätze.
6. Mittel zum Erkennen der Echtheit von Handschriften.
7. Gegenwärtiger Stand der grossen öffentlichen und privaten Autographen-Sammlungen
8. Methode zur Anordnung der Sammlungen.
9. Geschichte der Entwicklung der graphologischen Studien bei den verschiedenen Völkern.
10. Internationale Bibliographie der Graphologie.
11. Ueber die Methode in der Graphologie
12. Prüfung des Richtigkeits-Grades von graphologischen Erkenntnissen.
13. Beziehungen zwischen Psychologie und Graphologie. Verbindungen der Charakter-Elemente (Resultanten).
14. Veränderungen der natürlichen Schrift durch den Einfluss der Umgebung und durch die Suggestion.
15. Ueber Atavismus in der Handschrift.
16. Ueber das Erziehungsverfahren gemäss den Eigenschaften des Kindes, welche durch die Entwicklung der Handschrift aufgedeckt werden.
17. Handschrift der Kranken. Pathologie des Schreibens. Vergleichung der Pulskurven und der Handschriften-Veränderungen.
18. Handschrift der Geisteskranken. Handschrift von Personen, die zur Geisteskrankheit oder zur Ataxie disponiert sind.
19. Prüfung der von gewissen Forschern ausgesprochenen Ansicht über die Bestimmung des Geschlechtes und der körperlichen Eigentümlichkeiten durch die Untersuchung der Schriftzüge.
20. Nutzen und soziale Bedeutung der Graphologie.
21. Ueber Mittel zur Förderung der wissenschaftlichen Entwicklung der Graphologie.
22. Verbreitung der Graphologie und Bildung des Graphologen-Standes und -Berufes.
23. Gründung einer internationalen graphologischen Vereinigung.

Die Gebühren für die Teilnahme am Congress betragen 15 Francs; eine Ermässigung auf 10 Francs tritt ein für die Mitglieder aller Gesellschaften, welche das Studium der Schriftwissenschaften bezwecken, also auch für die Mitglieder der »Deutschen graphologischen Gesellschaft.«

Alle auf den Congress bezüglichen Mitteilungen sind an den General-Secretair oder an den Schatzmeister (Paris, 150, Boulevard Saint-Germain) zu richten. *Hans H. Busse.*

Varia.

Graphologisches bei Shakspere. Dass Handschriften individuell von einander abweichen, wusste auch Shakspere.

In »Was Ihr wollt« Akt II Sc. 5 (Globe-edition Zeile 95—98) sagt Malvolio:

So wahr ich lebe, das ist meines Fräuleins Hand. Dies sind ihre C's, ihre U's und ihre T's, und so macht sie ihre grossen P's. Es ist ohne alle Frage ihre Hand.

Ferner: »Cymbeline« Akt III Sc. 5 (Globe-edition Z 106—109):

Cloten: Ist dieser Brief auch echt, mein Freund?

Pisanio: Ich glaub' es, gnädiger Herr.

Cloten: Es ist Postumus' Hand, ich kenne sie

Hierher kann man auch eine Stelle in der 4. Scene des 2. Aktes von »Was Ihr wollt« rechnen (Globe-edition Z. 173—175) wo die fast bis zur Identität gehende Aehnlichkeit zweier Handschriften als ungewöhnlich und bemerkenswert hingestellt wird.

Maria: Ich kann genau so wie das Fräulein, Euere Nichte, schreiben. Wenn uns ein Zettel über eine verlorene Sache vorkommt, so können wir unsere Hände kaum unterscheiden.

Die angeführten Stellen bemerken indessen nur eine rein formale Eigenart der individuellen Handschrift, ohne etwas über eine psychische Eigenart als deren Ursache zu sagen. Graphologisch bedeutsamer ist in dieser Beziehung die folgende Stelle, Akt III Sc. 2, (Globe-edition Z. 43—45) in »Was Ihr wollt«:

Sir Andrew: Will einer eine Ausforderung an ihn tragen?

Sir Toby: Geh, schreib' in einer martialischen Hand. (Write in a martial hand.)

Hier haben wir einen speziellen Fall des allgemeinen Satzes, dass Affekte überhaupt ihre Fixierung in der Handschrift finden.

Interessant ist auch, dass Shakspere bereits unterscheidet zwischen sogen. männlichen und weiblichen Handschriften (eine Teilung, welche die heutige Wissenschaft nicht anerkennt, welche aber in der praktischen Anwendung in vielen Fällen stimmt und die jedenfalls das Gefühl auf ihrer Seite hat). In »Wie es euch gefällt« nämlich, Akt IV Sc. 3 (Globe-edition Z. 28—29) sagt Rosalind:

Ich sage, nie erfand sie diesen Brief; Hand und Erfindung sind von einem Mann.

In »Maass für Maass« findet sich eine Stelle, welche man gern so auffassen möchte, als sei in ihr wie etwas Selbstverständliches die Grundidee der Graphologie ausgesprochen. Akt I Sc. 1 (Globe-edition Z. 27—29) sagt nämlich der Herzog:

Angelo,
There is a kind of character in thy life,
That to the observer doth thy history
Fully unfold.

Die Schlegel-Tiek-Ausgabe (revidiert von Ulrici) hat die folgende Uebersetzung:

Angelo,
Dein Leben, gleich den Zeichen einer Schrift
Zeigt klar und offen deine ganze Bahn
Dem Merkenden.

»charakter« in der Bedeutung »Charakter« giebt für diese Stelle keinen Sinn. Leider aber ist der zweite Sinn des Wortes (Schrift) auch wieder mehrdeutig. Wir möchten es im Sinne von »Handschrift als individueller Ausdruck eines Charakters« fassen; dann wäre die gewünschte graphologische Parallele vorhanden. Der zweite Sinn, Schrift überhaupt, als ein Complex von Buchstaben, in dem nur derjenige Leben findet, der das Alphabet gelernt hat, giebt für die Graphologie leider keine Ausbeute. Dieser letzte Sinn erscheint, im Zusammenhang mit den im Text später folgenden Ausführungen genommen, vielleicht sogar als der richtigere. Doch ist die Stelle unklar.

Jenes berühmte, sogenannte Shakspere-zitat, auf welches zuerst Michon ohne nähere Angabe des Ortes hinwies:

»Gebt eines Weibes Handschrift mir, Und ihres Herzens Herz will ich euch künden«.

welches seither durch die graphologische Litteratur wanderte, ohne dass es bis jetzt jemandem geglückt wäre, die Urheberschaft sicher zu stellen, gelang auch mir nicht Shakspere zuzuweisen. So muss es denn sein stark verdächtig illegitimes Wesen vorerst noch weiter fristen.

Schliesslich sei noch als Curiosität auf eine Stelle in »Titus Andronicus« hingewiesen, die sich mit neuesten graphologischen Versuchen auf schreibtechnischem Gebiete berührt: Der Lavinia sind von Chiron und Demetrius die Hände abgeschlagen und die Zunge ausgeschnitten worden, Akt II, Sc. 4. Man kennt die Thäter nicht, da sie sie weder aussprechen, noch handschriftlich fixieren kann. Im IV. Akt Sc. 1 gerät ihr Onkel Marcus plötzlich auf eine fruchtbare Idee: Er nimmt einen Stab in den Mund, leitet ihn mit den Füssen und versucht seinen Namen in den Sand zu schreiben.

Das Experiment gelingt und wird mit Erfolg an Lavinia versucht, welche den Stab zwischen die Zähne nimmt, mit den Armstümpfen dirigiert und darauf niederschreibt: Stuprum – Chiron — Demetrius. *Friedrich Buck.*

Hannover. Am Freitag, den 29. Dezember hielt Herr Ludwig Klages aus München in der hiesigen »Philosophischen Gesellschaft« einen Vortrag über »Handschrift und Charakter«. Hieran schloss sich eine mehrstündige Diskussion, in welcher alle vorgebrachten Gegengründe als unstichhaltig erwiesen werden konnten. Der Vortragende fand bei den zahlreichen Hörern lebhaften Beifall.

Berlin. Herr Dr. Klein hält in diesem Winter wiederum an der Humbold-Akademie Vorträge über Graphologie, die gut besucht sind.

München. Herr Hans H. Busse behandelt in den neuen, Anfang November begonnenen »Graphologischen Uebungen« die Charakter-Beurteilung auf Grund von Handschriften aus der Gegenwart.

Agram. Frl. Dolphine Poppée hielt vor einigen Wochen in dem hiesigen Schriftstellerverein eine graphologische Séance ab, welche viel Erfolg hatte.

Cambrai. Unter dem Vorsitze von Herrn Vital Rousseau hat sich hier ein graphologischer Verein gegründet, welcher sich der französischen »Société de Graphologie« in Paris anschliessen wird.

Nizza. Am 18. Januar verstarb hier der bekannte französische Graphologe Herr Jules Vacoutat im Alter von 69 Jahren. Der Verstorbene war Mitglied des Redaktions-Komité der »Graphologie« und gehörte dem Vorstand der französischen »Société de Graphologie« an.

Bibliographie.

(*Eingehende Recensionen sind vorbehalten.*)

Diehl, August. *Ueber die Eigenschaften der Schrift bei Gesunden. Mit einer Figur im Text.* (In »Psychologische Arbeiten.« Herausgegeben von Prof. Emil Kraepelin. 1899, III. Band, 1. Heft; S. 1—61. — Preis: 6 Mk.)

Arêne, Arsène. *La Graphologie simplifiée. Nouvelle édition revue et augmentée.* (Paris. Paul Ollendorf. 1899. 324 S. Preis: 3 Fr. 50.)

Cohen. Friedrich. Autographen-Sammlung Alexander Posonyi in Wien. I. Deutsche Dichter, Schriftsteller und Philosophen der klassischen Periode. (Katalog 97 von Friedrich Cohen, Antiquariat in Bonn. 1900. 68 S.)

Schulz, Otto Aug. Verzeichnis von Autographen und historischen Schriftstücken: Aus grosser Zeit. (Katalog Nr. XXVI von Otto Aug. Schulz in Leipzig. 1900. 52 Seiten.)

Meinhardt, Adalbert. »*Graphologie*«. (In »Die Frau«. 1899. Oktober, S. 28—32.)



***Zur gefl. Notiznahme.** Redaktionelle Sendungen (Aufsätze, Mitteilungen Recensenda) sind zu richten nach München, Schwabingerlandstrasse 30/II.*

Für die Redaktion verantwortlich: Ludw. Klages, München — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Zum Graphologen-Congress.

Von

Hans H. Busse.

Am 24. Mai 1900 wird im Congress-Palast der Pariser Weltausstellung ein »Congrès international des Sciences de l'Écriture« eröffnet werden. In früheren Nummern dieser Zeitschrift haben wir bereits Mitteilung gemacht über die Vorgeschichte dieses »internationalen Congresses der Schriftwissenschaften«, über die Mitglieder des Comités, über das provisorische Programm und über die Bedingungen zur Teilnahme.

Inzwischen sind nun die Einladungen zum Congress erfolgt. Es werden daher jetzt einige nähere Bemerkungen zu dieser Veranstaltung um so eher erlaubt sein, als auch das Organisations-Comité um Prüfung des Programms ersucht.

Zunächst jedoch seien noch verschiedene allgemeine Punkte berührt.

Ort und Gelegenheit des Congresses sind zweifellos in jeder Hinsicht richtig und günstig gewählt. In Frankreich haben die verschiedenen Schriftwissenschaften ihre Begründung und eine stete Förderung erfahren; die grösste Zahl der bedeutendsten Forscher und Vertreter der Autographik, Paläographie, Diplomatik und Graphologie lebte und lebt in Frankreich. Nur von hier durfte die Anregung und Einladung zu einem ersten internationalen Congress der Schriftwissenschaften ausgehen. Und dass ferner Paris zur Zeit der Weltausstellung gewählt wurde, würde weiter zum vollen Gelingen eines I. internationalen Schrift-Wissenschaften-Congresses beitragen. Weniger können wir dem näheren Zeitpunkt des Congresses, sowie dem Programm beistimmen. Der Congress soll am 24 Mai, also ein- und eine halbe Woche vor Pfingsten eröffnet werden, kurz vor dem Feste wieder schliessen (31. Mai); dieser Zeitpunkt ist — zumal auch die Welt-Ausstellung bis dahin schwerlich vollendet sein wird ein entschieden ungünstiger. Der Congress hätte in die zeitliche Nähe von Congressen für Stenographie, Psychologie, Kriminalistik u. dergl. gelegt werden müssen, d. h. in die Monate der internationalen Reise-Saison (Juli-August).

Noch bedenklicher erscheint uns die Inkogruenz zwischen dem Congress-Titel: »Internationaler Congress der Schrift-Wissenschaften« und dem Comité sowie dem Programm. Das Comité besteht nicht nur ausschliesslich aus Franzosen, sondern auch überwiegend aus Graphologen. Das von diesem Comité ausgearbeitete Programm ist nun so ausgeprägt graphologisch, dass dieser Congress in Wirklichkeit ein Graphologen-Congress sein wird; ob aber ein solcher Congress gegenwärtig bereits möglich oder überhaupt zweckmässig ist, erscheint uns in hohem Grade fraglich; wir kommen hierauf noch zurück.

Das Congress-Programm ist unseren Lesern aus der vorigen Nummer dieser Zeitschrift bekannt; allerdings wird dasselbe immer noch als provisorisches bezeichnet; da es aber in dem ersten Entwurfe (vgl. »La Graphologie« 1899, Oktober, S. 171) bereits ziemlich ebenso lautete, so ist nicht anzunehmen, dass das Comité innerhalb weniger Wochen ein sachgemässeres Programm wird ausarbeiten können. Uebrigens war jener erste Entwurf noch besser als das jetzige

provisorische Programm; während dieses nämlich einfach 23 Punkte aufstellt, so zeigte jener Entwurf doch wenigstens den Versuch einer Disponierung derselben zu drei Gruppen A, B, C.

Bei einem Congress für Schriftwissenschaften müssten in der ersten Abteilung des Programms die Probleme zur Behandlung gestellt werden, welche das allen Schriftwissenschaften Gemeinsame betreffen Das jetzige Programm berücksichtigt diese Probleme im Wesentlichen mit Punkt 1–8. In einer zweiten Abteilung wären sodann in vier Unterabteilungen die speciellen Aufgaben und Probleme der vier Disciplinen Autographik, Paläographik, Diplomatik und Graphologie zu behandeln. Nach dem vorliegenden Programm sind derartige Erörterungen aber nur für die Graphologie vorgesehen; selbstverständlich jedoch hätten für Authographik, Paläographik und Diplomatik analoge Punkte zu Nr. 9, 10, 11, 20, 21, 22, 23 in Betracht gezogen werden können oder müssen. Das aber ist nicht geschehen. Eine irgendwie nennenswerte internationale oder auch nur französische Beteiligung von Vertretern dieser drei älteren und eigentlicheren Schriftwissenschaften scheint uns demnach von vornherein ausgeschlossen. Gerade hierin jedoch hätten wir die Bedeutung eines »Congrés internationale des Sciences des Écritures« gesehen. Nur so nämlich hätte die längst notwendige Klärung über die vielseitigen Wechselbeziehungen zwischen den vier Schriftwissenschaften allgemein herbeigeführt werden können. Wie die Umstände jedoch gegenwärtig liegen, stehen wir vor der Einberufung eines ersten internationalen Graphologen-Congresses unter irreleitendem Titel.

Wir haben bereits früher unsere Bedenken darüber geäussert*), ob wohl schon jetzt der Zeitpunkt zur Veranstaltung eines Congresses für wissenschaftliche Graphologie gekommen sei, denn nur um einen solchen kann es sich gegenwärtig noch handeln, nachdem ja die letzten fünf Jahre immer schärfer — wenigstens in Deutschland — die Trennung durchgeführt haben zwischen wissenschaftlichen Graphologen und graphologischen Amateuren, Dilletanten, und Mystikern. Ende 1894 allerdings wäre für uns noch ein »Graphologen-Congress« schlechthin möglich gewesen; damals haben wir sogar seine Einberufung angeregt in der Hoffnung, dass er die oben erwähnte Trennung herbeiführen würde. Gegenwärtig ist dieses Ziel auf anderem, mühsamerem Wege erreicht, sodass uns jetzt nur noch ein internationaler Congress für wissenschaftliche Graphologie zweckmässig erschiene. Die Einberufung eines solchen Congresses ist jedoch einstweilen noch verfrüht. Die Zahl der Persönlichkeiten, die zur aktiven Mitwirkung an einem derartigen Congresse berufen wären, darf man auf höchstens 50 schätzen. Stand und Anerkennung der Graphologie sind aber in allen Ländern noch weit davon entfernt, eine Höhe erreicht zu haben, welche die Regierung zur Berücksichtigung und Unterstützung der Graphologie veranlassen könnte. Erst wenn die verschiedenen Regierungen ein Interesse für die Entwicklung der wissenschaftlichen Graphologie und der auf sie gegründeten vielartigen Praxis haben, erst dann dürfte die Einberufung eines internationalen Congresses für wissenschaftliche Graphologie erfolgreich sein, denn erst dann auch werden die activen Mitglieder in genügend grosser Anzahl wissenschaftlich gebildete Berufs-Graphologen in verschiedenartigen, auch staatlichen Stellungen sein können. Von den jetzt in Be-

*) Vgl. »Graphologische Monatshefte« 1899, S. 130.

tracht kommenden etwa 50 Persönlichkeiten dürften diesen Anforderungen allerhöchstens 20 genügen; die Uebrigen befinden sich in Berufen und Umständen, die ihnen die active Teilnahme an einem derartigen Congress zur Zeit unmöglich machen. Das Zustandekommen eines internationalen Congresses für wissenschaftliche Graphologie ist also wohl ausgeschlossen. Der Congress wird günstigsten Falls ein internationaler Graphologen-Congress werden. Als solcher wird er hoffentlich die Klärung und Trennung, welche wir in Deutschland bereits erreicht haben, international durchführen. Das vorliegende Programm ist jedenfalls in seinem rein graphologischen Teile (Punkt 9—23) sehr geeignet, hierzu Gelegenheit zu geben. Wir wenden uns nunmehr zu einer etwas detaillierteren Besprechung dieses Programms.

Hierbei können wir natürlich nicht alle Punkte in gleichmässiger Weise berücksichtigen; von einer eingehenden Behandlung vollends muss überall Abstand genommen werden. Wir wollen nur wichtigere Stellen hervorheben, besonders soweit sie uns vom gegenwärtigen Standpunkte der wissenschaftlichen Graphologie in Deutschland auffallen.

Wir haben bereits erwähnt, dass an den ersten acht Punkten alle vier Schriftwissenschaften interessiert sind; an dieser Stelle begnügen wir uns mit einigen Hinweisen auf die graphologische Seite derselben.

1. Types caractéristiques des écritures européennes.

Kenntnis der europäischen Schriftsysteme und ihrer Entwicklung in den nationalen Schreibschriften ist graphologisch besonders vom praktischen Standpunkte aus wichtig; nur so nämlich kann entschieden werden, welche Eigentümlichkeiten einer Handschrift der Vorlage und Schulung angehören und welche als individuelle Modificationen zu betrachten sind. Beispielsweise sei auf das nach oben links zurückgelehnte »d« verwiesen, welches in deutschen und lateinischen Handschriften als Symptom für Empfindlichkeit, Uebelnehmerei u. dergl. interpretiert wird. Ganz dieselbe Buchstabenform kann aber in russischen und lettischen Handschriften ohne jene Bedeutung auftreten, weil sie hier auf die nationale Schriftvorlage zurückgeht. *)

Sehr erwünscht wären insbesondere für die Graphologie Zusammenstellungen von provinciellen Modificationen in den Schul-Vorlagen der einzelnen nationalen Schreibschriften. In Norddeutschland werden z. B. die Buchstaben g, h, p unten mit Abrundungen gelehrt; in Süddeutschland sind hier Winkelbildungen vorgeschrieben. In einigen Gegenden Deutschlands wird das grosse deutsche »H« auch jetzt noch mit Basis-Schleife auf der Zeile gelehrt, während diese Form in den meisten Provinzen bereits von der einfacheren, mit durchgehendem Grundstriche versehenen »H«-Form verdrängt wurde. Auch das »p« zeigt Differenzen, deren Beachtung besonders für gerichtsgraphologische Fälle Bedeutung hat.

Die Graphologie steht übrigens der Schriftwissenschaft gegenüber noch vor der Lösung einer sehr interessanten Aufgabe; die psychischen Faktoren, welche zur Bildung der verschiedenen europäischen Schriften führten und welche bei der Entwicklung der verschiedenen nationalen Schreibschriften mitwirkten, müssen noch aufgedeckt werden; das aber wird nur möglich sein auf Grund graphologischer Principien. Michon bereits hat dieses Problem erkannt; seine

*) Vgl. »Berichte« 1897, S. 18.



»Étude sur l'écriture des Français« beweist es. Seitdem liegen jedoch keine weiteren Untersuchungen vor. Gerade unsere Zeit mit ihrem Kampf von Steil- und Schrägschrift sollte aber derartige Betrachtungen begünstigen. Hygienische Gründe haben vorgeblich allein zu diesem Kampfe geführt; aesthetische Gründe zum mindesten spielen aber unbewusst mit.

3. Regles officielles de calligraphie pour les actes publics.

Dieser Punkt erregt keinerlei graphologisches Interesse.

4. Écritures artificielles ou impersonelles en dehors de la calligraphie proprement dite.

In vielen Schreib-Produkten wird eine Unterdrückung von Eigentümlichkeiten der gewöhnlichen Handschrift angestrebt; hierbei treten natürlich unwillkürliche Modificationen auf; auch führen jene Bemühungen bei den verschiedenen Personen zu verschiedenen Erfolgen. Die Verhandlungen über diesen vierten Punkt des Programmes werden sich besonders auf Handschriften-Verstellungen und auf Handschriften-Nachahmungen (Fälschungen) beziehen. Zunächst handelt es sich um eine Zusammenstellung und Ordnung des in Gerichts-Akten u. dgl. vorliegenden Materials. Die Lösung der sich darbietenden Probleme kann aber auch auf experimentellem Wege sehr gefördert werden. Auf die Wichtigkeit solcher Versuche wurde bereits vor Jahren hingewiesen.*) Neuerdings hat Dr. med. Georg Meyer in systematischer Weise Versuche über Handschriften-Verstellungen angestellt und seine Ergebnisse eingehend in dieser Zeitschrift zu schildern begonnen;**) wir verweisen also hier nur kurz auf Dr. Gg. Meyers wichtige Publikationen. Eine ähnliche Arbeit über Handschriften-Nachahmungen (Fälschungen) liegt leider bis jetzt noch nicht vor. Auch hier werden natürlich individuelle Begabung und Uebung eine wichtige Rolle spielen. Als charakteristische Kennzeichen der durch Nachahmung entstandenen Schriften sind vorläufig allgemein bekannt nur folgende: Unsicherheit (Ataxie und besonders Zitterschrift), sowie mangelnde Schreib-Continuität (Absetzen, kleine Correcturen); wir haben ausserdem noch beobachtet, dass Handschriften-Nachahmungen meist grösser und besonders auch weiter ausfallen als die Originale; ebenso wird die Art des Federdruckes selten genau wiedergegeben. Dieser letzte Punkt dürfte durch eine hoffentlich baldigst erscheinende Arbeit Dr. Gg. Meyers eingehend beantwortet werden.

In das Gebiet der »Écritures artificielles ou impersonelles« gehören auch viele Arten der Geheimschriften. Hans Schneickert hat hierüber in dieser Zeitschrift ausführlich gehandelt; wir begnügen uns daher mit einem Hinweis auf seine Arbeit. ***)

Vielleicht führen die Verhandlungen über den vierten Punkt auch zu Erörterungen über Rundschriften, Zierschriften u. dgl. Das grosse Gebiet der stenographischen Schriften aber bleibt hoffentlich ausgeschlossen; hier handelt es sich ja doch entweder um stenographische Kalligraphie oder um stenographische Handschriften.†)

*) Vgl. Busse, »Handschriften-Deutungs-Kunde« 1896. S. 411 und Aufgaben 83 und 84.

**) Vgl. Meyer, »Ueber Schriftverstellung«. (In »Graphol. Monatshefte« 1900. S. 1 ff.)

***) Vgl. Schneickert, »Die Graphologie als Hilfsmittel zur Entdeckung von Geheimschriften.« (In »Graphologische Monatshefte« 1899 S. 53—56, 69—80.)

†) Vgl. Busse, »Stenographie und Graphologie.« (In »Graphologische Monatshefte« 1899, S. 143—153.)



5. Fixation de l'âge des manuscrits; règle de critique.

Im Allgemeinen ist die Alters-Bestimmung von Schriftstücken nach diplomatischen und paläographischen Gesichtspunkten zu vollziehen Erst bei der näheren Zeitfixierung, z. B. von Manuscripten ein und derselben Person, können graphologische Gesichtspunkte in Frage kommen. In dieser Hinsicht haben wir bereits vor Jahren eine Untersuchung der zeitlich noch nicht eingeordneten Gedichts-Manuscripte Goethe's angeregt. Derartige graphologische Forschungen werden nicht nur auf allen Gebieten der Geschichts-Wissenschaft wertvolle Ergebnisse zeitigen, sondern auch zur Lösung wichtiger Probleme der Graphologie selbst beitragen. (Entwicklung der Handschrift, Variations-Grenzen der Handschriften-Eigenheiten).

6. Moyens de reconnaître l'authenticité des authographes

Naturgemäss muss besonders der Autographensammler die Mittel zur Bestimmung der Echtheit von Handschriften kennen. Sofern ihm bei derartigen Untersuchungen echtes Vergleichsmaterial nicht zur Verfügung steht, liegen dieselben ziemlich ausserhalb des graphologischen Interesses; höchstens könnten in Betracht kommen die allgemeinen graphischen Merkmale für Handschriften-Nachahmungen, auf welche schon oben hingewiesen wurde. Wenn jedoch geeignetes Vergleichsmaterial vorhanden ist, wird natürlich eine graphologische Untersuchung gemäss den Principien der (gerichtlichen) Schriftexpertise möglich; hierüber brauchen wir uns an dieser Stelle nicht näher auszulassen.*)

Nur einen sensationellen Fall aus der Praxis möchten wir bei dieser Gelegenheit berühren. Bekanntlich hat der Graphologe und General-Secretär des gegenwärtigen Congresses P. Varinard in verschiedenen Gutachten behauptet, dass Dreyfus und nicht Esterhazy das viel besprochene Bordereau geschrieben habe. So viel wir wissen, ist P. Varinard der einzige Graphologe, der diese Ansicht vertreten hat. Es ist uns unbegreiflich, wie ein Mann, der seit Jahrzehnten sich mit Graphologie beschäftigt, so wenig allgemeines Wissen über Identitäts-Untersuchungen besitzen kann, dass er zu jener irrigen Ansicht gelangen und bei ihr beharren konnte. Gerade das letzte ist uns wichtig. Wir erachten es also für notwendig, dass der Congress bei den Beratungen über diesen sechsten Punkt Herrn P. Varinard auffordert, für seine Ansicht die wissenschaftlichen Gründe darzulegen.

7. État actuel des grandes collections d'autographes publiques et privées.

Gegenwärtig dürfte dieser sowie der folgende Punkt besonders das Interesse des Autographen-Sammlers erregen; auch der Paläograph und der Diplomatiker sind hier einigermassen interessiert; alle grossen Autographen-Sammlungen bestehen ja nur aus Handschriften von historisch bedeutenden oder merkwürdigen Persönlichkeiten Erst die Graphologie und verwandte psychologische Bestrebungen (Kriminalistik, Kriminal-Anthropologie, Psychiatrie) führen zu Sammlungen von Handschriften schlechthin. Dass aber grosse Sammlungen dieser Art bereits existieren, möchten wir bezweifeln; wenigstens ist hiervon noch nichts in der Oeffentlichkeit bekannt. Anfänge sind freilich zu konstatieren. Jeder Graphologe muss ja zu einer kleinen Handschriftensammlung kommen. Wünschenswert wäre jedoch auch die Anlage von grossen öffentlichen Handschriften-Sammlungen

*) Bibliographische Uebersicht findet sich in Busse's »Graphologie und gerichtliche Handschriften-Untersuchungen.« S. 4.



zu graphologischen Forschungszwecken. Mit dem Material-Sammeln zu einem graphologischen »Handschriften-Museum«, wie wir es seit Jahren thun, ist allerdings noch nicht viel erreicht. Erst Sichtung und Ordnung vieler Tausende von Handschriften würde diese Material-Massen zu einer Sammlung im eigentlichen Sinne machen; hierzu aber ist nicht allein Zeit erforderlich.

Bei dieser Gelegenheit mag auch ein Wort über Prof. Preyer's Autographen-Sammlung gesagt sein, die bekanntlich mit dem Nachlass des berühmten Gelehrten in den Besitz der »D. g. G.« übergegangen ist. Die Sammlung umfasst ca. 300 Handschriften, wovon ca. 80 Stück historisch bekannten Persönlichkeiten angehören. Die Handschriften sind völlig ungeordnet. Ausserdem liegt noch ein Album vor mit zahlreichen Handschriften — Varianten von einzelnen Buchstaben (M, W) und Wörtern.

Natürlich hat die Graphologie, besonders Geschichtsgraphologie, auch ein Interesse an den grossen öffentlichen und privaten Sammlungen von Autographen historischer Persönlichkeiten. Sehr wäre zu wünschen, dass die grossen Sammlungen von ihren wertvollsten und interessantesten Stücken Reproductionen herstellen und zu Facsimile-Werken vereinigen würden. Auch eine Zusammenstellung über den Verwahrungs-Ort (Besitzer) aller vorhandenen Handschriften historischer Persönlichkeiten wäre von Wichtigkeit, wobei eine Notiz über Anzahl, Entstehungszeit und Reproduction derselben nicht fehlen sollte. Eine derartig umfangreiche, aber für die spätere Forschung durchaus notwendige Arbeit ist natürlich erst auf Grund von entsprechend bearbeiteten Katalogen der einzelnen öffentlichen und privaten Sammlungen möglich. Auf diesen Punkt sollte der Congress nachdrücklich verweisen.

8. Méthode de classement des collections.

Die Anordnung der Sammlungen richtet sich nach ihrem Zwecke. Ueber die Einrichtung der Sammlungen von Autographen historischer Persönlichkeiten ist seit Jahrzehnten Vieles und Wertvolles geschrieben worden. Hierzu brauchen wir an dieser Stelle nichts hinzuzufügen. Völlig unbeantwortet, ja fast noch nicht einmal aufgeworfen ist aber die Frage nach der Anordnung von Handschriften-Sammlungen zu graphologischen Zwecken oder aus graphologischem Interesse. Hier erscheint uns zunächst eine Trennung der Handschriften in zwei Gruppen erforderlich. Die eine Gruppe bilden Handschriften, welche die verschiedenen Handschriften-Eigentümlichkeiten und Combinationen derselben illustrieren. In die andere Gruppe kommen solche Handschriften, welche die verschiedenen characterologischen Typen zur Anschauung bringen. Die nähere Anordnung in beiden Gruppen müsste sich nach den Systemen der Handschriften-Kunde und der Characterologie richten, soweit diese existieren. Natürlich können auch viele graphologische Specialfragen durch Handschriftensammlungen beantwortet werden. Wir denken z. B. an die Zusammenstellung von möglichst ähnlichen Handschriften verschiedener Personen und von Handschriften einer Person aus verschiedenen Jahren und Umständen; Langenbruch hat wohl als Erster auf die Wichtigkeit der Kenntnis von ähnlichen Handschriften für Identitäts-Untersuchungen der gerichtlichen Schrift-Expertise hingewiesen; umfänglichere Publicationen und Besprechungen solcher Handschriften sind noch nicht erfolgt; vielleicht können wir sie aber von Dr. Gg. Meyer erwarten. *)

*) Vgl. »Graphologische Monatshefte« 1900, S. 8.



9 ***Historique du développement des études graphologiques chez les divers peuples.***

Mit diesem Punkte beginnt der graphologische Teil des Programms.

Eine Geschichte der Graphologie wurde bis jezt nicht geschrieben. Nur die Vorgeschichte der Graphologie (bis 1870) hat eine selbständige, aber längst veraltete Bearbeitung durch de Vars erfahren. Crépieux-Jamin hat z. B. neuerdings Hocquart's (1787–1870) Bedeutung dargelegt, von der de Vars ebensowenig wusste, wie von der Henze's. Eine Würdigung dieses Mannes fehlt noch vollständig; in einer Geschichte der Entwicklung graphologischer Studien verdiente aber Henze eine eingehende Behandlung; vor Jahren schien es, als habe Langenbruch eine derartige Arbeit vor; er hat aber nur gelegentlich in Aufsätzen darauf hingewiesen, dass Henze eine grössere Bedeutung habe, als ihm von Michon und dessen Schülern zuerkannt werde.

Goethe's Name wurde zwar von jeher in dem historischen Abschnitt aller graphologischen Arbeiten erwähnt. Näheres von Goethe's Anschauungen über den physiognomischen Wert der Handschriften ist jedoch ziemlich unbekannt; nur jener Brief vom 3. April 1820 wird stets citiert; Preyer sogar lässt 1894 noch diesen Brief von Goethe an Lavater geschrieben sein Dieser Irrtum (— Lavater war im April 1820 schon über 20 Jahre tot! —), welcher bis dahin durch die ganze graphologische Litteratur ging, ist wohl dadurch entstanden, dass Henze*) unmittelbar nach der Citierung jenes Goethe'schen Briefes fortfährt: »Lavater schrieb an seinen Freund Goethe, als dieser für Selbstschriften denkwürdiger Männer eine Vorliebe gewann: . . . «; die folgenden Lavater'schen Worte wurden eben als Antwort auf einen Brief Goethes aufgefasst. In der Beilage**) zu seiner »Psychologie des Schreibens« berichtigt Preyer seinen Irrtum; Goethe schrieb den Brief an Preusker. An dieser Stelle führt Preyer dann auch aus, dass Goethe's Bedeutung für die Vorgeschichte der Graphologie noch durchaus unerforscht sei. Preyer schliesst: »Es wäre wohl der Mühe wert, seine (Goethe's) zahlreichen Aeusserungen über den Charakter von Handschriften, die durchaus unabhängig von Lavater dastehen, zu sammeln und zu ermitteln, wie er dazu kam, zu sagen, es unterliege keinem Zweifel, dass die Handschrift Bezug auf Sinnesweise und Charakter habe.« Eine derartige Arbeit ist noch nicht erschienen. Also auch hier treffen wir auf eine grosse Lücke unserer Kenntnis von der Vorgeschichte der Graphologie. Die Angaben, die sich an Namen wie Sueton und Shakespeare knüpfen, sind neuerdings durch Schunter***) und F. Huch†) geprüft und verbessert worden. Einen interessanten Beitrag hat auch de Bruyn††) geboten. Noch viele derartiger Studien wären für eine erschöpfende Vorgeschichte der Graphologie unerlässlich. Mit der Geschichte der Graphologie steht es ähnlich; hier liegen nur eine Broschüre von A. Varinard†††) und verschiedene deutsche Aufsätze vor. §) Unsere recht mangelhafte Kenntnis

*) Vgl. S. 8 und 9 seiner Chirogrammatomantie.

**) Die Anfänge der Graphologie bei Goethe und Lavater. S. 219–223. — Auf einige wichtige Stellen in Goethe's Gesprächen mit Eckermann hat Baronin J. Ungern-Sternberg hingewiesen. Vgl. »La Graphologie« 1892. S. 254.

***) Vgl. J. Schunter »Zur Geschichte der Graphologie.« (In »Berichte« 1898, S. 111 f.)

†) Vgl. F. Huch »Graphologisches bei Shakspere.« (In »Graphol. Monatshefte« 1900, S. 34.)

††) Vgl. J de Bruyn »La Graphologie à Java.« (In »La Graphologie« 1899, S. 1 ff.)

†††) Vgl. Varinard »J. H. Michon.« 1881.

§) Vgl. Hans H. Busse's Aufsätze in der »Gegenwart« 1896, Nr. 9 und in den »Intern. Litteratur-Berichten« 1896, Nr. 6; 1897, Nr. 3, 4; 1899, Nr. 7–10.



von der Entwicklung der Graphologie bei den verschiedenen Völkern ist zunächst ein Ergebnis der Isoliertheit der graphologischen Forscher und Praktiker; die aber ist eine Folge von Empfindlichkeit, Bildungsdünkel oder kurzsichtiger Gewinnsucht; die Graphologen fühlen sich als Concurrenten, nicht als »Collegen«; die Bildungsdifferenzen waren zu gross und der organisatorische Scharfblick zu gering. Nur Michon nahm eine höhere Stellung ein; zu seiner Zeit waren aber weder die Forderungen wissenschaftlicher Schärfe besonders gross, noch auch war unter den damaligen Graphologen eine solche Anzahl von Halb-Gebildeten. Gegenwärtig allerdings stehen wir an einem Wendepunkte in der Geschichte der Graphologie.

10. Bibliographie graphologique internationale.

Dieser Punkt steht in engstem Zusammenhange mit dem vorigen. Die graphologischen Publicationen sind ja die Basis der Geschichte der Graphologie Wir haben das bereits vor Jahren durch zwei Uebersichtstafeln veranschaulicht. Unsere neue »Bibliographie der Graphologie« erledigt hoffentlich diesen zehnten Punkt leidlich erschöpfend. Die Uebersicht der graphologischen Aufsätze wird allerdings wohl manche, wenn auch unwesentliche Lücke zeigen. Eine graphologisch-bibliographische Centrale existiert eben noch nicht; auch sie aber wäre angewiesen auf eine Unterstützung der Autoren, wie sie gegenwärtig nicht erwartet werden kann. Eine Gruppe graphologisch-litterarischer Erzeugnisse haben wir übrigens in unserer Bibliographie nicht erwähnt; vielleicht aber könnte eine Berücksichtigung derselben zu wertvollen Auskünften über die zunehmende Popularität der Graphologie und über die Bildungsschicht und Zahl der »Gläubigen« führen; wir meinen die »graphologischen Briefkasten« in Zeitschriften und Zeitungen. In welchen Ländern und seit wann existieren sie? In Deutschland finden wir diese Einrichtung zuerst in der »Illustrierten Zeitung« unter Redaktion von Adolf Henze seit 1851.

11. De la méthode en graphologie.

12. Examen du degré de certitude des indications fournies par la graphologie.

13. Rapports de la psychologie et de la graphologie. Les resultantes (combinaison des éléments du caractère) chez les grands moralistes.

14. Modifications apportées à l'écriture naturelle par l'influence du milieu et par la suggestion.

Diese vier Punkte gehören auf das engste zusammen; sie betreffen die »graphologischen Methoden«, die Wege auf denen in der Handschriften-Deutungskunde wissenschaftliche Erkenntnisse gewonnen werden. Wir haben oben darauf hingewiesen, dass die Graphologie gegenwärtig an einem Wendepunkte steht. Nicht mehr auf die Gewinnung von neuem zeichendeuterischen Wissen kommt es uns jetzt an, sondern auf Sichtung, Ordnung und Erklärung der im Laufe von fast einem Jahrhundert gesammelten empirischen Daten. Die Anfänge dieser neuen Periode gehen ungefähr bis in das Jahr 1885 zurück, wo Bridier, Hericourt, Richet ihre hypnotischen Schreib-Experimente begannen. Crépieux-Jamin folgte mit anderen Experimenten; höchst wichtig ist auch die von ihm begonnene psychologische, charakterologische Vertiefung der graphologischen Deutungen. In Deutschland that Preyer die ersten Schritte zu einer wissen-

schaftlicheren Behandlung der graphologischen Fragen. Erst die allerletzten Jahre brachten aber in Frankreich und Deutschland die Arbeiten, welche mit streng wissenschaftlichen Forderungen an die Graphologie herantraten. Hierher gehören besonders die Arbeiten von G. Tarde*) und von Ludwig Klages**); wir brauchen an dieser Stelle wohl nicht näher auf ihre Forderungen einzugehen; dieselben zu erfüllen, ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Graphologie. Zu ihrer Lösung sind tiefere psychologische Kenntnisse und charakterologische Einsichten nötig, als sie die »empirische Graphologie« besass (vgl. Punkt 13); zu ihrer Lösung wird es der Anstellung zahlreicher Experimente bedürfen, die sich nicht nur (vgl. Punkt 14) auf den Einfluss des Milieus und der Suggestion beziehen. Und das Ergebnis all dieser Untersuchungen wird die Erkenntnis sein vom »degré de certitude des indications fournies par la graphologie.« Die Sicherheit graphologischer Aufschlüsse zum speciellen Beratungsgegenstand zu machen, (Punkt 12) ist also mindestens überflüssig.

Im Einzelnen möchten wir noch zwei Wünsche äussern, deren Erfüllung wertvolles Material beschaffen würde.

Es giebt Handschriften, die nur ein teilweise richtiges oder auch völlig unrichtiges Spiegelbild des Charakters ihrer Urheber sind. Diese Fälle sind zwar selten, aber sie kommen vor und sollten gesammelt und und untersucht werden. Es handelt sich hier natürlich nur um solche Handschriften, in denen nicht einzelne Eigenheiten, sondern ganze Symptomen-Complexe zu unrichtigen Deutungen zwingen. Zwei Beispiele seien angeführt; hoffentlich regen sie an zu weiteren ähnlichen Publicationen. Fig. 1 stammt von einem überaus geizigen,

Fig. 1.

Fig. 2.

*) Vgl. G. Tarde »La Graphologie.« (In »Revue philosophique« 1897, S. 337–363.)

**) Vgl. L. Klages »Graphologische Methoden« (in »Berichte der D. g. G.« 1898, S. 49–63, 149–158, 165–188) und »Zur Methode in der Graphologie« (in »Graphol. Monatsh.« 1900, S. 23–31).

engherzigen Landmanne; Fig. 2 rührt von einer Dame her, die uns als die personificierte Unordnung und Unselbständigkeit geschildert wurde.

Unser zweiter Wunsch betrifft die Experimental-Graphologie. Zunächst möchten wir ganz allgemein eine intensivere Beschäftigung mit den Fragen dieses wichtigen Gebietes der Graphologie anregen. Man glaube nur ja nicht, dass die bisherigen Experimente, z. B. des linkshändigen Schreibens oder des Schreibens gemäss hypnotischer Suggestion, bereits in genügender Zahl angestellt oder allseitig ausgebeutet wären. Durch linkshändiges Schreiben zeigte bereits Henze, dass die Handschrift in ihren wesentlichen Eigentümlichkeiten nicht von der Hand und ihrer Schreibübung abhängt; dieses Experiment ist seither zahlreich wiederholt worden; von Preyer, Crépieux-Jamin und Busse wurden auch Belege veröffentlicht; nähere Untersuchungen über das Verhältnis der linkshändigen (experimentellen) zur rechtshändigen (gewöhnlichen) Handschrift fehlen aber noch völlig; wiewohl sie u. a. für die gerichts-graphologische Praxis von höchster Wichtigkeit wären. Neuerdings hat, wie schon erwähnt wurde, Dr. Georg Meyer Untersuchungen über Schriftverstellungen auf Grundlage experimentellen Materials begonnen*), die schon äusserst wertvolle Ergebnisse lieferten. Aehnlich bedeutsame Erfolge dürften auch auf anderen Gebieten der Experimentalgraphologie zu erreichen sein. Die hypnotischen Schreibversuche sind bekannt. Vielleicht können noch andere Versuche, die mittelst jener gewonnenen Aufschlüsse bestätigen und ergänzen. Schauspieler und überhaupt Personen, die viel Nachahmungstalent physiognomischer (nicht zeichnerischer) Art haben, könnten z. B. veranlasst werden, im Wachzustande ihre Handschrift zu verändern gemäss ihrer Vorstellung vom Charakter Jemandes im gewöhnlichen oder auch im Zustande eines bestimmten Affectes. Schauspieler würden solche Versuche wohl am besten ausführen, während sie eine bestimmte Rolle spielen. Derartige Versuchshandschriften dürften u. a. auch experimentelle Belege bringen für die Richtigkeit des von Ludwig Klages**) entdeckten Erklärungsprincips von der »unwillkürlichen Beeinflussung der Schreibbewegungen durch das individuelle Liniengefühl.« Als Rollen, denen typische Bedeutung zukäme, empfehlen wir u. a.: das sanfte, gütige, hingebungsvolle, bescheidene Weib; der eigenwillige, zurückhaltende, hartnäckige und stolze Künstler; der unternehmungskühne, erwerbslustige, thätige Geschäftsmann; der schwärmerische, überschwängliche, selbstgefällige, weltunerfahrene Backfisch; der kühle, klare, nüchterne, »objective« Gelehrte — oder falls historische Persönlichkeiten in Betracht gezogen werden: Christus, Rafael, Kant, Napoleon I, Goethe. Dem Fernerstehenden werden diese Experimente wohl mehr als Spielereien erscheinen. Wie wenig sie das aber sind, hoffen wir später zeigen zu können, sobald genügendes Material, besonders von graphologie-unkundigen Personen, vorliegt.

15. De l'atavisme dans l'écriture.

Von »Vererbung der Handschrift« muss doppelt gesprochen werden. Der gewöhnliche Fall wäre die Vererbung des Charakters; ein ähnlicher Charakter ist imstande, eine ähnliche Handschrift zu erzeugen. Diesen Fall möchten wir secundäre oder mittelbare Vererbung der Handschrift nennen. Darwin und Hofacker bereits haben diese Vererbung beobachtet, aber allem Anschein

*) Vgl. »Graphologische Monatshefte« 1900, S. 1 ff.
**) Vgl. »Graphologische Monatshefte« 1900, S. 23 ff.



nach für eine unmittelbare gehalten. Als unmittelbare oder primäre Handschriften-Vererbung möchten wir jedoch nur die Fälle von Handschriften-Aehnlichkeit bei gleichzeitiger Charakterverschiedenheit bezeichnen. Hier zwingt die Handschrift des Descendenten zu einer graphologischen Diagnose, die nicht seinem eigenen, wohl aber dem Charakter des Ascendenten entspricht. Dieser Fall von Incongruenz zwischen Handschrift und Charakter ist im eigentlichen Sinne handschriftlicher Atavismus. Beobachtungen hierüber sind, soweit wir sehen, bis jetzt nur von G. Tarde*) und Chr. Ufer**) gemacht worden; ausführliche Untersuchungen unter Reproduction der betr. Handschriften fehlen. Wir selbst haben vor einiger Zeit einen derartigen Fall kennen gelernt und glauben demnächst das Material publicieren zu dürfen. Hoffentlich führen die Congress-Beratungen über diesen interessanten Punkt zu weiteren wertvollen Mitteilungen.

16. Diretion à imprimer à l'éducation et à l'instruction d'après les aptitudes de l'enfant révélées ou contrôllées par l'évolution de son écriture.

Pädagogik und Kinderpsychologie haben in letzten Jahren besonders durch Couilliaux die Anregung empfangen zur graphologischen Untersuchung der kindlichen Schreibergebnisse.***) Er ist auch gegenwärtig wohl noch derjenige, welcher über die Probleme dieses Gebietes die eingehendsten Studien gemacht hat. Wir beschränken uns daher hier auf einige litterarische Verweise. †)

17. L'écriture des malades. Pathologie du graphisme. Comparaison des tracés sphygmographiques et des variations de l'Écriture.

18. L'écriture des aliénés. Graphisme des candidats à l'aliénation mentale ou à l'ataxie.

Diese beiden Punkte gehören zusammen; ihre Erledigung geschieht nur teilweise durch die Graphologie und erfordert dann medicinische Fachkenntnisse. Bekanntlich liegen auf dem Gebiet dieser beiden Fragen bereits zahlreiche wissenschaftliche Studien vor. Wir können hierauf nicht eingehen. Einen Punkt der 17. Frage möchten wir aber doch berühren; er könnte Missverständnissen ausgesetzt sein. »Comparaison des tracés sphygmographiques et des variations de l'écriture.« Man erinnert sich an Diskussionen über die Frage der Nachweisbarkeit der individuell verschiedenen Pulskurven in den Handschriften; die Erörterungen hierüber knüpften sich an Bertillon's Namen (1895); die experimentellen Untersuchungen verliefen negativ. ††) Mit derartigen Erwägungen hat die jetzt aufgeworfene Frage nichts zu thun. Nicht mehr um das Auffinden der Pulskurve in der Handschrift, sondern um den Nachweis dafür handelt es sich, dass die individuellen Gestaltungen der Pulskurven in derselben Weise für den Charakter bezeichnend sein können wie die Eigentümlichkeiten der Handschriften. Wir begegnen dieser Fragestellung wohl zuerst bei Tarde †††), der sich so

*) Vgl. G. Tarde »La Graphologie.« (In der »Revue philosophique« 1897, S. 368.)

**) Vgl. Chr. Ufer »Schrift und Individualität bei Kindern«. (In Rein's Handbuch der Pädagogik.)

***) Vgl. Couilliaux »La psychographie ou graphologie pédagogique« (Paris 1896.)

†) Ausser den unter **) und ***) citierten Arbeiten seien noch genannt: Ufer, »Handschrift und Individualität bei Schulkindern.« (Verhandlungen des III. Intern. Congresses für Psychologie. 1896.) Roemer, »Arkadenschrift in Kinderhandschriften.« (In »Berichte der D. g. G.« 1898, S. 73 ff.) Busse, »Kinder-Handschriften.« (In »Westdeutsche Lehrerzeitung« 1899, S. 49–52); »Tabellarische Angaben zu Kinderhandschriften.« (In »Graphol. Monatsh.« 1899, S. 123—125.)

††) Vgl. Langenbruch's Mitteilung in »Die Handschrift« 1895.

†††) Vgl. Tarde's oben citierten Aufsatz S. 348.



äussert: »Je suis persuadé qu'il y a des hommes dont tous les mouvements, même ceux des organes intérieurs, le battement du pouls, ou la respiration, ont quelque chose de mou, de peu formé, de timide. Si l'on tentait à ce sujet des experiences avec le sphygmographe ou les appareils enregistreurs de M. Marey, je suis sûr qu'on avait à noter des coïncidences curieuses. Je jurerais que, chez certaines femmes, tout est gracieux, même leurs courbes sphygmographiques; et que, chez certaines autres, tout est impérieux, dogmatique, autoritaire, même la circulation du sang.« Ueber eingehende Behandlungsn dieses Problems ist uns nichts bekannt geworden; die Erörterungen des Congresses bieten aber hoffentlich Ausführliches.

19. Examen de l'idée émise par certains observateurs de d'ecouvrir le sexe et les qualités physiques par l'étude des tracés graphiques.

Die streng-wissenschaftliche Graphologie schliesst die Behandlung der hier aufgeworfenen Fragen wohl noch für viele Jahre als verfrüht völlig aus. Sofern aber das Problem vom Erkennen formal-physiognomischer Eigentümlichkeiten (Geschlecht, Körpergrösse, Haarfarbe) dennoch bis jetzt diskutiert wurde, geschah es auf zweierlei Weise; die einen wollten solche Merkmale direkt aus der Handschrift erkennen*); die anderen wagten nur auf Grund charakterologischer Ueberlegungen Angaben über diese Eigentümlichkeiten.**) Irgendwie sichere Ergebnisse liegen aber nirgends vor und wir zweifeln, dass sie, in dem gehofften Umfange, überhaupt zu erzielen sind.

Wir wundern uns übrigens, dass die Fragestellung dieses Punktes die Erörterung über ein nahverwandtes, aber viel aussichtsvolleres Problem ausschliesst. Die Thatsachen der functionellen Physiognomik (Bewegungs-Eigentümlichkeiten in Gesten, Gang, Stimme etc) verdienen weit eher eine genaue Untersuchung über ihre Beziehungeu zum Charakter und über ihre mittelbare Erkennbarkeit aus der Handschrift.

20. Utilité et influence sociale de la graphologie.

Nutzen und Wert der Graphologie brauchen an dieser Stelle wohl nicht mehr eingehender gewürdigt zu werden. Wohl aber müssen wir darauf hinweisen, dass die Bedeutung der Graphologie für das soziale Leben sehr abhängig ist von der Bildung und vom Wissen der einzelnen Graphologen. Und hiermit ist es gegenwärtig noch vielfach recht bedenklich bestellt Eine volle Besserung dieser Verhältnisse ist aber erst dann zu erwarten, wenn Vorbildung und Ausbildung der Graphologen den Forderungen entsprechen, die an andere wissenschaftliche Berufe, wie z. Medicin, gestellt werden. Die beiden folgenden Punkte beziehen sich wohl im wesentlichen hierauf.

21. Des moyens de favoriser le développement scientifique de la graphologie.

22 Propagation de la graphologie et formation professionelle des graphologues

Wir haben bereits vor Jahren für ein Gebiet der angewandten Graphologie folgende These aufgestellt, die wir auch jetzt noch aufrecht erhalten, wenngleich die augenblicklich herrschende Uebergangszeit einige Concessionen bezüglich der universitären Vorbildung fordern mag. Die These lautet:

*) Vgl. z. B. Paul Wächtler's Arbeiten über »Körpergrösse und Handschrift« in den 8 ersten Jahrgängen dieser Zeitschrtft, sowie die hierauf bezügl. Kritik von Lud. Klages (1899).

**) Vgl. z. B. Busse's 8. Unterrichtsbrief in der »Handschriften-Deutungskunde«.



»Bei der Berufung von graphologischen Handschriften-Sachverständigen ist in ähnlicher Weise vorzugehen, wie bei der Berufung von Experten anderer Wissenschaften (Medicin, Chemie). Da diese theoretische Forderung gegenwärtig jedoch praktisch noch nicht erfüllt werden kann, so muss die Einführung von Universitäts-Vorlesungen über Gerichts-Graphologie angeregt werden. Aehnlich wie die Vorlesungen über Gerichts-Medicin von Juristen und Medicinern besucht werden, wären derartige Vorlesungen über Gerichts-Graphologie den Juristen und Psychologen (auch Diplomatikern) zu empfehlen. Hand in Hand mit den Vorlesungen hätten praktische Uebungen zu gehen. Den Abschluss dieser Special-Kurse sollte eine entsprechende theoretische und praktische Prüfung bilden, durch deren Bestehen die Berechtigung erworben würde, vom Gericht als »graphologischer Handschriften-Sachverständiger« zugezogen zu werden.«

Im Anschluss an diese These möchten wir nunmehr dem Congress folgende allgemeine These zur Beratung unterbreiten:

»Das Studium der wissenschaftlichen Graphologie erfordert zum Zweck einer allgemeinen Vorbildung einen mindestens zweijährigen Besuch der Universität, wo Vorlesungen über graphologische Hilfswissenschaften zu hören sind (Psychologie, Medicin, Diplomatik, Paläographie).«

Wir wissen, dass diese These gegenwärtig in Graphologie-Kreisen auf viel Widerstand stossen wird. Wir wissen aber auch, dass sie anderen Kreisen den wissenschaftlichen Ernst unserer Bestrebungen zeigen wird. Dem zunehmenden Allerwelts-Graphologentum muss entgegengearbeitet werden.

Zwar erfordert die einfache graphologische Praxis eine geringere wissenschaftliche Vorbildung; die oberflächliche Lectüre des einen »Kleinen Crépieux« ist aber natürlich durchaus ungenügend zur Abgabe von Handschriften-Beurteilungen für den familiären und geschäftlichen Bedarf. Letzterer wird zweifellos immer mehr Kräfte erfordern und wir sind principiell durchaus nicht dagegen, dass hierbei auch weibliche Kräfte mitwirken; fordern aber müssen wir auch von ihnen ein gründlicheres Studium und eine grössere praktische Uebungszeit, als sie gegenwärtig hier zu finden sind. Wünschenswert wäre es übrigens, wenn der Staat zunächst von den öffentlich thätigen, nicht-wissenschaftlich-geschulten Graphologen und Graphologinnen den Nachweis einer gründlichen theoretischen und praktischen graphologischen Vorbildung forderte und durch Ausstellung eines Diploms bestätigte.

23. Constitution d'une fédération graphologique internationale.

Eine internationale Vereinigung aller nationalen graphologischen Gesellschaften und alleinstehenden Graphologen ist zweifellos wünschenswert. Wir müssen jedoch zuerst die Vorschläge des Congresses über die Zwecke einer derartigen Vereinigung hören, ehe wir zu diesem Punkte Stellung nehmen können

Das Programm erwähnt nichts von Beratungen über Zeit und Ort eines zweiten Internationalen Graphologen-Congresses. Im Anschluss an unsere Einleitungs-Bemerkungen möchten wir folgende Vorschläge machen:

1. Die Einberufung eines II. selbständigen internationalen Graphologen-Congresses wird einstweilen nicht wieder in Betracht gezogen.

2. Bei allen internationalen Congressen für Psychologie, Medicin (Psychiatrie), Pädagogik, Stenographie und Schriftwissenschaften ist die Errichtung einer entsprechenden graphologischen Abteilung anzustreben.



Mitteilungen.

Graphologie im Auslande.

Zum Graphologen-Congress. Nachstehend geben wir das unterm 17. März veröffentlichte »Règlement« des »Congrès international des Sciences de l'Écriture« (Paris 24—31 mai 1900) bekannt:

»Art. 1. Conformément à l'arrêté ministériel en date du 11 juin 1898, il est institué à Paris, au cour de l'Exposition universelle de 1900, un Congrès international des Sciences de l'Écriture.

Art. 2. Ce Congrès s'ouvrira le 24 mai 1900, dans la salle du Palais des Congrès; sa durée sera du 24 au 31 mai.

Art. 3. Seront membres de Congrès les personnes qui auront adressé leur adhésion au Secrétaire de la Commission d'organisation avant l'ouverture de la session ou qui se feront inscire pendant la durée de celle-ci et qui aurant acquitté la cotisation, dont le montant est fixé à *15 francs*, et à *10 francs* pour les membres des Sociétés savantes suivantes: Société de l'École des chartes, Association française pour l'avancement des sciences, Société de graphologie et sociétés étrangères ayant pour objet des études relatives à l'Écriture.

Art. 4. Les membres du Congrès recevront une carte qui leur sera délivrée par les soins de la Commission d'organisation.

Ce cartes, qui ne donnent aucun droit à l'entrée gratuite à l'Exposition, sont strictement personelles. Toute carte prêtée sera immédiatement retirée.

Art. 5. Le Bureau de la Commission d'organisation fera procéder, lors de la première séance, à la nomination du Bureau du Congrès, qui aura la direction des travaux de la session.

Art. 6. Le Bureau du Congrès fixe l'ordre du jour de chaque séance.

Art. 7. Le Congrès comprend:
- Des séances publiques:
- Des séances générales;
- Des séances de section;
- Des conférences;
- Des visites à des établissements scientifiques, archives ou bibliotèques.

Art. 8. Les membre du Congrès ont seuls le droit d'assister aux séances qui ne sont pas publiques et aux visites préparées par la Commission d'organisation, de présenter des travaux et de prendre part aux discussions.

Les délégués des Administrations publiques françaises et étrangères jouiront des avantages réservés aux membres du Congrès.

Art. 9. Les travaux présentés au Congrès sur des questions mises à l'ordre du jour dans le programme de la session seront discutés en séance générale. Les travaux qui ne figureront pas dans ce programme, publié à l'avance, seront lus en séance des sections.

Art. 10. Aucun travail ne peut être présenté en séance ni servir de point de départ à une discussion si, avant le 30 avril 1900, l'auteur n'en a communiqué le résumé ou les conclusions à la Commission d'organisation.

Art. 11. Les orateurs ne pourront occuper la tribune pendant plus de quinze minutes, ni parler plus de deux fois dans la même séance sur le même sujet, à moins que l'assemblée consultée n'en décide autrement.

Art. 12. Les membres du Congrès qui aurant pris la parole dans une séance devront remettre au Secrétaire, dans les vingt-quatre heures, un résumé de leurs communications pour la rédaction des procès-verbaux. Dans le cas où ce résumé n'aurait pas été remis, le texte rédigé par le Secrétaire en tiendra lieu, ou le titre seul sera mentionné.

Art. 13. La Commission d'organisation pourra demander des réductions aux auteurs des résumés; elle pourra effectuer ces réductions ou décider que le titre seul sera inséré si l'auteur n'a pas remis le résumé modifié en temps utile.

Art. 14. Les procès-verbaux sommaires seront imprimés et distribués aux membres du Congrès, le plus tôt possible aprés la session.

Art. 15. Un compte rendu détaillé des travaux du Congrès sera publié par les soins de la Commission d'organisation. Celle-ci se réserve de fixer l'étendue des mémoires ou communications livrés à l'impression.

Art. 16. Le Bureau du Congrès statue en dernier ressort sur tout incident non prévu au Règlement.«

Varia.

Rechtsschutz der Handschrift? Eine juristisch-grapholcgische Betrachtung.

Man ist auf rechtlichem Gebiet weder in der Theorie noch in der Praxis in die Lage gekommen, darüber entscheiden zu müssen, ob die Handschrift eines Menschen, d. h. für den Graphologen sein Charakterbild einen Rechtsschutz zu beanspruchen berechtigt sei. Wohl hat man sich aber schon längst bewogen gefühlt, das körperliche Abbild eines Menschen durch den Schutz der Photographien als des Rechtsschutzes bedürftig anzusehen. Dabei ist nun freilich die Photographie in erster Linie als Erzeugnis einer mechanischen Herstellungsart das Objekt des Rechtsschutzes. Denn das Leitmotiv, das § 1, Abs. 1 des betr.

Gesetzes *) enthält, lautet: »Das Recht, ein durch Photographie hergestelltes Werk ganz oder teilweise auf mechanischem Wege nachzubilden, steht dem Verfertiger der photographischen Aufnahme ausschliesslich zu.« Indirekt ist damit aber auch jedem Missbrauch der Photographie selbst seitens eines unbefugten Dritten vorgebeugt. Der Grund, warum man die Photographie vor Nachbildung schützt, liegt also nicht allein darin, dass das technische Produkt des Photographen als solches schutzbedürftig ist, sondern auch darin, dass der Gebrauch dieses Produktes zur Verhütung von Indiskretionen gehörig controlierbar sein soll. (Der Photograph ist auch verpflichtet, die Platten des Negativbildes sorgfältig aufzubewahren.)

Wie steht es nun mit dem graphischen Seelenbildnis, der Handschrift eines Menschen? Es lassen sich bezüglich der Handschrift und Photographie Vergleichsmomente auffinden, die zur Annahme einer gewissen Verwandtschaft beider berechtigen. Bei normaler Schreibbewegung entsteht das charakteristische Gepräge einer Handschrift unbewusst. Der nicht graphologisch-gebildete Schreiber kann keine Rechenschaft darüber geben, wie und warum seine Schriftzeichen seinen Charakter wiederspiegeln. Der Vorgang dieser Uebertragung und Spiegelung ist ebensowenig mathematisch-genau berechenbar, wie der Vorgang der Bildniserzeugung in der camera obscura des Photographenkastens. Beidemal entsteht ohne den geringsten Einfluss des Exponenten (d. ist des Photographen bzw. des Schreibers) ein ganz individuelles Bildnis des Menschen; auf der einen Seite kommt ein fein nüancierter Gesichtsausdruck zur Erscheinung, auf der andern Seite ein nicht minder fein nüancierter Seelenausdruck. In dieser unberechenbaren Fixierkraft des natürlichen Lichtes bezw. der menschlichen Seele finden wir ein Verwandtschaftsmoment von Photographie und Handschrift.

Durch diese Vergleichung sei zunächst die Behauptung begründet, dass die Handschrift, — das seelische Bildnis des Menschen — nicht minder rechtsschutzbedürftig ist als das physiognomische Porträt eines Menschen! Wenn nun die Juristen bezüglich der »Psychologie des Schreibens« so einig wären wie die Graphologen, ja, dann wäre die Frage des Rechtsschutzes der Handschrift auf eine sichere Basis gestellt. Hier ist aber die Klippe, um die wir nicht leicht herumkommen: wir müssen die langsam-sich entwickelnde Ueberzeugung des Juristen auf einem andern Wege zu gewinnen suchen. Man muss ihm frappantere Dinge des Anstosses vorzeigen können, damit man einen Rechtsschutz mit Aussicht beanspruchen darf. Doch wir sind auch hier nicht in Verlegenheit.

Ehe ich dazu übergehe, die Frage des Rechtsschutzes der Handschrift von einer praktischen Seite aus zu erfassen, will ich noch einen Zweifel heben, der von einer irrigen Ansicht ausgeht. Gelegentlich einer Unterredung glaubte Herr Busse, man könnte die Handschrift als Produkt einer Geistesthätigkeit auffassen. Dies wäre also eine Analogie zu einem wissenschaftlichen oder künstlerischen Werk dessen Inhalt bekanntlich als »geistiges Eigentum« des Verfassers bzw. Darstellers vom Gesetze geschützt wird. Mit dem Begriff des »geistigen Eigentums« kann man hier aber nicht operieren, weil zu einem derartigen Geisteswerk ein auf das Zustandekommen dieses Werkes gerichteter Willensakt vorausgesetzt ist. Die Handschrift (als individuelle Schrift) ist aber nach meiner obigen Ausführung ein unbewusst erzeugtes Gebilde. Die »Schrift« ist im Sinne des »geistigen Eigentums« lediglich als ein Hilfsmittel zur Fixierung des rechtlich geschützten Inhalts anzusehen! Busse's Auffassung vom »geistigen Eigentum« bei Schriftzeichenentwürfen käme nur z. B. in Betracht bei einem kalligraphisch ausgeführten Schriftstück, das zugleich noch etwas Künstlerisch-originelles enthalten müsste; und damit würde es schon in das Gebiet der Zeichenkunst hinüberreichen.

Giebt es nun Fälle, in welchen die Handschrift eines Menschen wirklich einen Rechtsschutz beanspruchen kann? Diese Frage ist durchaus zu bejahen. Gehen wir zunächst wieder von der Photographie aus. Wenn jemand beispielsweise unbeobachtet eine Dame photographiert und das Bild als kostbares Andenken aufbewahrt, so kann ihm das niemand verwehren. Und ebensowenig könnte man jemanden verbieten, sich ohne Wissen des Schreibers ein gleichgültiges Schriftstück desselben zu verschaffen, wenn er dabei nur den Zweck verfolgt, seine Handschriftensammlung zu bereichern. Wenn aber jener, der unbeobachtet und ohne Erlaubnis eine Dame photographiert hat, das Bild beispielsweise einem Heiratsvermittler übergiebt, so kann er sich auf eine Beleidigungsklage gefasst machen (vorausgesetzt, dass er ihr mit der Uebersendung des Bildes nicht einen Dienst erwies, sondern in der That nur einen bösen Scherz machen wollte; denn nach juristischem Begriff setzt eine Beleidigung stets bewusste Bethätigung einer Missachtung voraus, analog auch bei der Handschrift. Wenn sich jemand ohne Wissen des Schreibers eine Handschrift verschafft und seine auf graphologischem Wege

*) Reichsgesetz vom 10. Jan. 1876 betr. den Schutz der Photographien gegen unbefugte Nachbildung.

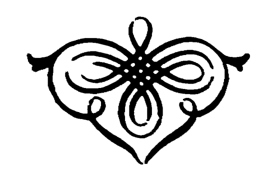
gewonnenen Aufschlüsse dazu benutzt, um sich in verächtlicher Weise über die Fehler und Unvollkommenheiten jener Person öffentlich auszusprechen, so läuft er sicherlich Gefahr, vor den Richter gestellt zu werden.

Noch leichter kann der Fall eintreten, dass jemand die Handschrift einer Person ohne deren Wissen und Erlaubnis durch Cliché's veröffentlicht. Hierbei wird allerdings nicht eine Beleidigungsabsicht im Vordergrunde stehen, weil die Handschrift z. B. für wissenschaftliche Erörterungen als Muster dienen soll. Wenn nun aber beispielsweise indiskrete und ehrenrührige Eigenschaften des Menschen besprochen werden sollen, wer wollte da seine Handschrift der Veröffentlichung preisgeben? Und wenn nun ohne Erlaubnis Jemandes seine Handschrift durch Clichés nebst einer nicht gerade schmeichelhaften Kritik veröffentlicht wird, wie wird der Betreffende oder ein Bekannter, welcher die Handschrift kennt, die Sache aufnehmen? Diese Frage ist durchaus nicht blos eine theoretische, sie ist — bei der immer mehr zunehmenden Verbreitung der Graphologie — sogar sehr actuell und in der Praxis auch schon vorgekommen! Braucht sich Jemand eine solche öffentliche Beurteilung gefallen zu lassen? Und wenn er sich dagegen wehren wollte: sollte er dann schutzlos dastehen? Oder sollte ihn der Richter vielleicht damit abweisen: Legen Sie doch der Sache keinen Wert bei, die Graphologie ist ja gar nicht in der Lage, dies alles aus einer Handschrift herauszulesen!? Hier muss aber mit dem Massstab gemessen werden, den der Graphologe anlegt! Selbst wenn nur den überzeugungstreuen Graphologen gegenüber der unsaubere Charakter der betreffenden Person klar zu Tage läge, müsste der die Graphologie verwerfende Richter die in ihrer Ehre gekränkte Person schützen. Denn ganz abgesehen von der Rolle der Graphologie müssten ja schon die Missachtung erregenden veröffentlichten Worte der Kritik für den Richter hinreichen, die Person wirksam schützen zu können.

Ich komme zum Schlusse meiner Betrachtung und sage, dass — nach unserer Auffassung von der Handschrift eines Menschen — dieselbe ebensogut einen Rechtsschutz beanspruchen kann wie die Photographie! Eine strafbare Verwendung einer Handschrift gewährte nach meiner obigen Darlegung eine Beleidigungsklage aus dem § 185 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich.

Da es sich aber nicht umgehen lässt, zum Zweck wissenschaftlicher Darlegungen Handschriften der verschiedensten Arten zu reproduzieren, ist dringend anzuraten, für jeden einzelnen Fall die Erlaubnis der in Frage stehenden Person zur Handschriftveröffentlichung einzuholen, um so jeder unliebsamen Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen. — Ausserdem wäre auch an dieser Stelle die Sammlung von Verbrecher-Handschriften zu empfehlen, da eine solche Sammlung einerseits die manigfaltigsten Proben für verschleierungswürdige Charaktertypen bieten wird, andererseits aber auch für Indiskretionen unempfindlich ist.

Hans Schneickert, Würzburg.



Zur gefl. [illegible] [illegible] Aufsätze, [illegible] sind zu [illegible] nach München, [illegible]

Für die Redaktion verantwortlich Ludw. Klages, München — Druck und Papier von Gebr. [illegible], München.

Vom Graphologen-Congress.

Paris. Vom 24. Mai bis 1. Juni 1900.

Von **Isabella Ungern-Sternberg.**

Allgemeines.

Die Anzahl der Teilnehmer am Congress beträgt 253.

Die Präsenzstärke am Tage der Eröffnung betrug: 300, darunter die Vertreter der Presse u. s. w.

Von namhaften Mitgliedern der französischen »Société graphologique« sind zu nennen:

Crépieux-Jamin, Depoin, Gavarry, Eloy, Léonce Vié.

Von Frauen R. de Salberg, Arsène Aruss, Georges de Beauchamp.

Die „Deutsche Graphologische Gesellschaft" vertrat die Vicepräsidentin der französischen graphologischen Gesellschaft, die zugleich Mitglied der Deutschen Graphologischen Gesellschaft ist, Freifrau Isabella von Ungern-Sternberg.

Donnerstag, 24. Mai. 1. Tag.

Herr Gavarry, Vorsitzender des Congresses, hält eine Eröffnungsrede, die in grossen Zügen ein Bild der geschichtlichen Entwicklung der Graphologie giebt.

Crépieux-Jamin spricht über »Nutzen und socialen Einfluss der Graphologie«. Er verbreitet sich über Selbsterkenntniss, über Vertiefung in das Seelenleben unserer Mitmenschen, deren Frucht Verständniss und Nachsicht sei, oder sein sollte. Er warnt vor schnellem Aburtheilen auf sittlichem Gebiet und beschliesst seine Erörterungen mit Beispielen aus seiner graphologischen Praxis.

Eloy und Léonce Vié halten Jeder einen Vortrag über »Ausprägung des Gedächtnisses in der Handschrift«, denen sich eine lebhafte Diskussion anschliesst. Vinson wirft die Frage nach der Möglichkeit der Spezialisierung des Gedächtnisses auf. Zur Entwicklung der Studien über das »Gedächtniss in der Schrift« sei erwähnt, dass der Mnemotechniker Rolin 1892 zunächst seine Ideen über diesen Gegenstand in der »Graphologie« veröffentlichte, woraus sich eine lebhafte Polemik in den Spalten dieses Blattes mit J. Ungern-Sternberg entwickelte. Zwei Graphologen, Manvieu und Jules Eloy spannen den Faden weiter. Léonce Vié weist auf die dreifache Gliederung des Gedächtnisses bei den Alten hin. (Memoria arenea, memoria marmorea, memoria cerea). Seine eigenen Ausführungen betreffen »la mémoire imaginative«, etwa Vorstellungs-Gedächtniss, wie es der Schachspieler besitzt, der mehrere Partien zugleich, ohne Mithilfe des Sehorgans, fortführt. Er spezialisirt die Kategorien des Gedächtnisses nach den Sinnessphären, geht ferner ein auf Zahlen-, Orts-, Ziffern-, Physiognomien-Gedächtniss u. s. w. Den Gedanken an specielle graphische Zeichen für Gedächtniss weist er jedoch mit Berufung auf einen Ausspruch Héricourts zurück. »Man sollte nie vergessen, dass die Dynamik eines Lebewesens allein der unmittelbaren Beobachtung zugänglich ist. Alles, was sich auf

seinen statischen Zustand bezieht – auch seine latenten Kräfte also — wozu augenscheinlich das Gedächtniss gehört -- kann nur indirekt erkannt werden« Durch diesen unumstösslichen Satz, fährt Vié fort, wird das Untersuchungsfeld auf die indirekten Zeichen beschränkt, insbesondere auch die Kennzeichen eines selbstthätigen Gedächtnisses, als des höchstbewertheten Modus dieser Fähigkeit. Wer sich einen geistigen Inhalt mit Verständniss und Kritik zu eigen macht — dessen Gedächtniss ist fruchtbarer, stärker, thätiger, als das Gedächtniss desjenigen, der, einem Phonographen gleich, nur mechanisch auffasst und wiedergiebt. Crépieux bemerkt hiezu, dass es seinem natürlichen, sehr schwachen Gedächtniss, das sich nur die Idee, nie den Wortlaut zu eigen machen könne, durch Concentration der Aufmerksamkeit dermassen zu Hilfe gekommen ist, dass er sich ein ganz spezielles, äusserst treues Gedächtniss für die Physiognomie der Schrift erworben hat.

Abends am Bankett der Graphologen wird das Telegramm der Deutschen graphologischen Gesellschaft verlesen und eine vom Präsidenten des Congresses Gavarry und der Vicepräsidentin der Société de Graphologie I Ungern-Sternberg unterzeichnete, dankende Antwort abgesandt.

25. Mai. 2. Sitzung.

1. Vortrag. »Ueber künstliche oder unpersönliche Handschriften, die ausserhalb des Bereiches der eigentlichen Kalligraphie liegen«. Von Freifrau Isabella Ungern-Sternberg.

Ein in der »Graphologie« erlassener Aufruf, der von jedem Einsender (wie es Dr. Georg Meyer gethan) 5 Zeilen spontaner Schrift, 5 Zeilen Schönschrift und 5 Zeilen gefälschter Schrift fordert, bildet die Grundlage dieser Studie, die sich über die Mittel der Fälschung, über Expertise und über psychologische Ergebnisse mancher Fälschungen verbreitet. Die mediumistischen Handschriften erfahren ebenfalls eine Erwähnung. Sie werden durch Autosuggestion und durch die Wirksamkeit unbewusster Erinnerungsbilder verständlich zu machen gesucht.

2 Vortrag. »Ueber Schönschriftmethode in den klösterlichen Erziehungs-Anstalten des Sacré-Coeur für Mädchen«. Von Depoin.

Es ist eine grosse, spitzwinklige, wenig geneigte, drucklose Schrift mit langen Endstrichen, die der Klosterunterricht mittelst einer streng durchdachten progressiven Abrichtung erzielt. Das Charakteristische der Schrift besteht darin, dass in jedem Buchstaben die Bildung von Dreiecken angestrebt wird.

3. Vortrag vom verstorbenen Gustave Bridier behandelt dasselbe Thema von einem philosophischen und liberalen Standpunkte aus. Seine, obschon gerechte, so doch in der Form maasslose Kritik ruft den Widerspruch des Abbé Deroitte und in der nächsten Sitzung den Protest von Renée de Salberg (Gräfin Montigny) hervor. Depoin tritt im Gaulois für die Klosterschrift ein, indem er die pädagogisch wirksame Seite derselben hervorhebt. Er betont, dass er den Aufsatz von Bridier nicht in der Graphologie abdrucken liess, weil er mit seinen Ansichten nicht übereinstimme.

4 Vortrag von Noël Charavay »Mittel zur Erkennung der Echtheit von Autographen«. Er berichtet über die riesigen Fälschungen, zu denen man sich unbeschriebener Pergamentblätter und vergilbten Papiers be-

diente. Verdienstvolle Gelehrte fielen diesen meisterhaften Nachahmungen zum Opfer. Es gab unter ihnen auch naive Seelen, die sich z. B. einen Brief Christi an Marta Magdalena auffinden liessen. Die neueren Hilfsmittel der Expertise, Photographie und Chemie, haben diesem einträglichen Berufszweige Schranken gesetzt.

Im Sitzungssaale des Congresses sind interessante Autographen deutscher und französischer Herrscher ausgestellt. Ein sehr charakteristisches Schreiben von Ludwig XIV. und Kaiser Wilhelm II. wären da hervorzuheben.

5. Vortrag. »Ueber den Grad der Gewissheit, welchen die Hilfsmittel der Graphologie erzielen können«. Von Crépieux-Jamin Crépieux betont die Nothwendigkeit einer streng wissenschaftlichen Methode. Um einen Charakter in der Schrift scharf zu differenziren, gilt es zunächst, die wesentlichen Züge, die Dominanten herauszuheben. Einzelne Zeichen giebt es nicht; was man früher so nannte, sind nur die Modi der allgemeinen Eigenschaften der Schrift. Daran schliessend verliest er ein musterhaftes Charaktebild, das Bridier, ohne Kenntniss des Namens, von dem mit 33 Jahren verstorbenen Philosophen Marie Guyan entworfen hatte.

3. Sitzung. 26. Mai.

Vortrag von Crépieux-Jamin, Haupt- und Kernstück des Congresses. »Mittel und Wege zur Förderung des graphologischen Fortschritts«. Hier sei nur kurz angedeutet, dass Crépieux drei Perioden in der Entwicklung der Schriftdeutung annimmt: die intuitive von Baldiom, die empirische von Michon und die experimentale, zu der sich seit 1885 Ansätze in Frankreich gebildet haben, die in Deutschland durch Preyer und die Deutsche Graphologische Gesellschaft einen guten Aufschwung genommen hat. Gesammelt sei genug, übergenug, es müsse nun an Sichtung, Nachprüfung und experimentale Forschung gehen.

4. Sitzung. 27. Mai.

1. Vortrag. »Einfluss der Umgebung auf die Schrift«. Von Georges de Beauchamp.

2. Vortrag. »Hülfsmittel der Graphologie zur Erkenntniss der Kinderseele«. Von Renée de Salberg.

3. Vortrag von Alcide Couillaux, der nicht persönlich erschienen, wird von Varinard verlesen und handelt ebenfalls »Von der Graphologie als Wegweiser in der Pädagogik«.

Hierauf besteigt ein bekannter Schulmann, Choquenet, die Tribüne und erbittet sich die Beihilfe der Graphologen inbezug auf die Schönschriftvorlagen. Die Streitfrage »Steil- oder Schrägschrift« wird berührt und zugleich beschlossen, eine Commission zur Prüfung des Für und Wider einzusetzen

Hierauf entbrennt ein lebhafter Meinungsaustausch über die Wissenschaftlichkeit der Graphologie. Crépieux äussert sich folgendermassen: »In ihrer Ausführung, in ihren practischen Resultaten ist die Graphologie eine Kunst und wird es bleiben; ihren Grundlagen nach ist sie auf dem besten Wege, eine Wissenschaft zu werden. Dies zu erreichen, muss die Physiologie der Psychologie die Hand bieten, um auf experimentalem Wege weitere Fortschritte und eine genauere wissenschaftliche Begründung zu erzielen«.

28. Mai.

Ausflug der Congress-Mitglieder nach Schloss Chantilly, welches der Duc d'Aumale, sein letzter Besitzer, der französischen Republik vermacht hat. Unter all den Kunstschätzen und geschichtlichen Erinnerungen ziehen mehrere Meisterwerke der mittelalterlichen Schreib- und Illuminirkunst, vor allem der Psalter des heiligen Ludwig IX., die Aufmerksamkeit der Graphologen auf sich.

5. Sitzung. 29. Mai.

»Ueber Autographensammlungen und die beste Methode, um sie zu ordnen«. Von M. Charavay. Die grössten handschriftlichen Schätze birgt das nationale Archiv, dem sich die nationale Bibliothek würdig zur Seite stellt. Unter den privaten Sammlern hebt er in Frankreich Alfred Bovet hervor, dessen Catalog weltbekannt ist, Rothschild, Lacalle, de Flair, St.-Hilaire, Paul Bonnon u. s. w. Sie sind auf verschiedene Weise klassifizirt: nach den Nationalitäten, nach dem Datum, nach dem Alphabet, oder auch wohl nach Ständen, wie: Herrscher, Staatsmänner, Künstler, Gelehrte u. s. w. In öffentliche Sammlungen sollte man zweckmässig jedes Stück in einen Umschlag mit Nummer und Inhaltsangabe bringen. Für Privatsammlungen empfiehlt sich besser die übersichtlichere und handlichere Unterbringung in Albums.

Diese dürfte sich wohl auch für den Graphologen empfehlen.

2. Vortrag. »Ueber die Theorie der Bewegung in der Schrift«. Von J. Depoin. Eine gründliche und hochinteressante Studie, die Depoin durch Zeichnungen an der Tafel veranschaulicht. Zunächst erörtert er die Bedeutung der adduzirenden und abduzirenden Bewegungen im Leben und dann ihre Ausprägung in der Schrift Ferner verbreitet er sich über die Ursachen der steigenden, horizontalen und sinkenden Zeilenrichtung, der dextrogyren und sinextrogyren Curven. Sodann weist er hin auf die Schrift der Völker mit fossiler Kultur, so die der Chinesen, die sich in sinkender Richtung von oben nach unten bewegt, die Schrift der Semiten, zumal der Araber und Hebräer, die von rechts nach links geht. Die ersten Anfänge der griechischen archaischen Schrift halten fest an der aus Phönicien gekommenen Schriftrichtung. Bald aber verbindet der bewegliche Arier die rechtsläufige Bewegung mit der linksläufigen, um schliesslich bei der letztern stehen zu bleiben.

Die erste Schrift, weil lapidar, ist eckig, so vor allem die Keilschrift. Die Curve tritt erst mit der grösseren Cultur ein, welche die harten Ecken abschleift. So wie der Calamus den Meissel ablöst, entsteht die Currentschrift, in der die vertikalen, unverbundenen eckigen Lettern von geneigten, verbundenen und abgerundeten Schriftzeichen abgelöst werden.

3. Vortrag. Paul Wächtler. »Methode zur Erkennung der Körperlänge und des Körperumfanges«. In seiner Abwesenheit von Eloy vorgetragen. Nach Verlesung des Aufsatzes bemerkt Freifrau L. v. Ungern-Sternberg, dass die Nachprüfung dieses Verfahrens durch Herrn Ludwig Klages für jede unregelmässige Schrift ein durchaus negatives Resultat ergeben habe.

30. Mai.

Besuch der Nationalbibliothek und des Nationalarchives.

Ein Festtag für den Graphologen wie für den Autographen-Sammler und Liebhaber.

Zunächst entrollte sich dem Auge die ganze Entwicklungsreihe der französischen Schrift von den Tagen der Merovinger an, bis auf unsere Zeit. Herrscher, Staatsmänner und Krieger, Dichter und Philosophen zogen in buntem Gemisch an uns vorüber. Bei besonders charakteristischen Typen genügte ein Blick, um das in der Geschichte schwankende Charakterbild klar vor sich zu sehen. Bände sprach die Unterschrift Ludwig XI., des grossen Centralisators. Richelieu's erstaunlich vereinfachte und verbundene Schrift wies einige Analogien mit der von Napoleon I. auf.

Von Maria Stuart sah ich die Unterschrift, welche sie in riesigen Lettern unter ihren Ehevertrag gesetzt. Stolz, Charakterschwäche und Mangel an Logik sprechen sich darin aus, und ein späterer aus Holyrood datirter Brief bewies, dass sie wenig zugelernt hatte. Schiller hat sie im wesentlichen richtig aufgefasst.

Der böse Ruf von Catharina und Maria von Medici wurde durch ihre Handschriften zur Genüge beglaubigt.

Die Sammlung ist so reichhaltig, dass der Beschauer unter dem Uebermasse der Eindrücke in Verwirrung gerät. Vor allem war natürlich die Zeit der grossen Revolution und die Aera des ersten Napoleon vollständig dokumentirt. Aus dieser Quelle hatte Michon für seine »Histoire de Napoleon I. d'après son Ecriture« geschöpft.

Auf einem offiziellen Papier sah man sämmtliche Unterschriften der Familie Bonapartes bis auf »Madame Mère« in sehr ungeübten, energischen Schriftzügen.

Als Curiosität ward uns die Sammlung der Fälschungen vorgelegt, für die der Akademiker Michel Chasles über 100,000 fr. ausgegeben hatte, darunter ein von Julius Cäsar für Gallien in französischer Sprache ausgefertigter Pass.

Der eiserne Schrank, den Ludwig XVI. zu Beginn der Revolution anfertigen liess, um die wichtigsten Papiere drin zu bergen, öffnete sich für die Mitglieder des Congresses. Man wies uns die französische Constitution von 1791, das Testament von Napoleon I. und ein Album, in welchem Marie Antoinette in den bekannten kraftvollen Schriftzügen neben den Stoffproben ihrer Kleider die Ergebnisse dessen verzeichnet hatte, was ihre Modistin Mme Bertin »mes travaux avec la Reine« zu nennen pflegte.

Schlusssitzung. 31. Mai.

1. Vortrag. »Die Phonographologie«. Von Jules Eloy. Zu den drei Haupteigenthümlichkeiten der Stimme, nicht der Singstimme, sondern der gesprochenen Rede, zählt Eloy den Modus, die Harmonie und die Tonalität.

Als Modus bezeichnet Eloy die Art und Weise, wie wir unsere Sätze beschliessen. Wir heben entweder unsere Stimme zu Ende des Satzes um einen Ton höher als das Vorhergehende, oder wir senken sie um einen Ton tiefer.

Der Harmonie nach theilt er die Stimmen in zwei Classen, die richtigen »justes« und falschen »fausses«, von denen erstere wohlklingend, letztere misstönend sind.

Diese Terminologie fordert eine Erklärung. Eloy begreift unter »Voix juste« eine Stimme, die sich unwillkürlich der Geräuschlage der Umgebung anpasst. Inmitten grossen Lärms wird eine solche Stimme schwer verständlich sein.

Bei einer voix fausse tritt das Gegentheil ein; und sie wird sich daher inmitten des grössten Getöses vernehmbar machen. Mit dem musikalischen Gehör hat diese Eintheilung nichts zu schaffen.

Für diese Eigenschaften der Sprechstimme findet Eloy Zeichen in der Schrift, indess er die Tonalität noch nicht mit Sicherheit bestimmen kann. Dr. James, Arzt in Rouen, sucht die Ursache dafür in der Thatsache, dass die Tonalität der Stimme nicht vom Charakter seines Besitzers, sondern lediglich von der Bildung des Kehlkopfs abhängt. Crépieux pflichtet dieser Meinung bei.

Unter Tonalitat versteht Eloy die bekannte Classifizirung der Stimmen in Tenor, Bariton, Bass, in Sopran, Mezzosopran und Alt nebst all ihren Schattirungen. Er betont aufs Neue, dass er nicht von der Sing-, sondern der Rede-Stimme spricht. Verschiedene, gut gelungene Experimente, die er mittheilt, haben ihn bewogen, diese noch nicht abgeschlossenen Studien ans Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen.

In der Zwischenpause verliest Vié einiges aus einem Aufsatze von Dolphine Poppée »Ueber die Reform der gerichtlichen Expertise«. Die schlechte Uebersetzung der werthvollen Arbeit schadet der Wirkung! I. Ungern-Sternberg verspricht, die Arbeit vor dem Drucke durchzusehen, damit keine Sinnentstellung stattfinde.

2. Vortrag von Léonce Vié, der die Wissenschaftlichkeit der Graphologie zum Gegenstande hat

3. Vortrag von Depoin behandelt denselben Gegenstand und betont die Perfektibilität der in voller Umwandlung begriffenen Graphologie.

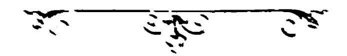
Varinard verliest ein Resumé der Sitzungen und Arbeiten des Congresses. 5 Anträge werden gestellt und angenommen.

Der wichtigste betrifft die Schaffung einer neuen Schönschrift im Hinblick auf die zunehmende Kurzsichtigkeit. Es wird dabei eine Veröffentlichung des Dr. Javal berucksichtigt, der für die Anfangsschrift der Schulkinder eine vertikale Schrift anempfiehlt, die zur Erzielung grösserer Schnelligkeit im späteren Alter leider gegen einen Winkel von 45 Grad vertauscht werden könnte.

Der zweite Hauptantrag, im Prinzip angenommen, betrifft die internationale Verbindung aller Graphologen.

Der dritte Antrag bezieht sich auf den Zeitpunkt des nächsten Congresses für Graphologie. Darüber, ob ein solcher in drei oder in fünf Jahren statthaben solle, wird keine Einigung erzielt; desgleichen bleibt die Bestimmung des Ortes einer spätern Zeit vorbehalten.

I. Ungern-Sternberg beschliesst den Congress mit einigen Worten, welche die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens und Zusammenwirkens der verschiedenen Graphologen und der zwei Hauptgesellschaften in Frankreich und Deutschland darthun



Experimentelles über Ausdrucks- und Schreibbewegungen.*)

(Zweite Folge.)

Von **Dr. Georg Meyer**, Lichtenberg bei Berlin.

Ich habe im vorigen Jahre über eine aus dem Laboratorium des Professor Kräpelin hervorgegangene Arbeit von Adolf Gross berichtet**), Untersuchungen, die mit der Kräpelin'schen Schriftwaage vorgenommen waren. Das für uns wichtigste Resultat war, soweit es sich um Gesunde handelte, dass jede Person ihren festen Druckkurventypus besitzt. Inzwischen hat Herr Diehl die Untersuchungen mit demselben Instrument auf weitere handschriftliche Beziehungen ausgedehnt***), besonders auf die Beeinflussung von Schreibweg und Druck durch willkürliche Aenderung der Geschwindigkeit, durch Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit u. A. m. Da die Arbeit manche auch für den Graphologen wertvolle Ergebnisse aufweist, wollen wir sie einer eingehenden Besprechung unterziehen. Dabei werden wir mehrfach Gelegenheit nehmen, Ausblicke auf spezifisch graphologische Gebiete zu thun.

Hinsichtlich der Kräpelin'schen Schriftwaage muss ich auf mein vorjähriges Referat verweisen. Mittels derselben können Schreibdauer und Druckverlauf unmittelbar, nach Ausmessung der Schriftzüge selbst auch die Schreibgeschwindigkeit festgestellt werden. Für letzteren Zweck stand Herrn Diehl ein neues Instrument zur Verfügung, der sog. Curvenmesser†), durch den eine Ausmessung auch der kurvenreichsten Schriftzüge bis auf Bruchteile von Millimetern ermöglicht ist. Die Beschreibung des Instrumentes möge man aus dem Original ersehen.

Als Versuchspersonen dienten vier Wärter und vier Wärterinnen der psychiatrischen Klinik.

Sie hatten folgende Aufgaben zu lösen:

I. Die Zahlen 1 bis 10 »langsam und sorgfältig« schreiben; zweimal. (Versuch L. I und L. II).

Dann 1 bis 10 so schnell wie möglich; ebenfalls zweimal (Versuch S. I und S. II).

Endlich die rückläufige Reihe 10 bis 1 in einem Schnelligkeitsgrad, wie es Jedem »am bequemsten« war; einmal (Versuch R). —

Diese Versuche wurden an 5 Tagen wiederholt.

II. Nach einer zweitägigen Pause viermal hintereinander 1 bis 10 so schnell wie möglich. Dann einmal 10 bis 1, wie es Jedem am bequemsten war. — Auch dies wurde an 5 Tagen wiederholt.

*) Graphologische Monatshefte 1899 Heft Nr. 3 und 4.

**) »Untersuchungen über die Schrift Gesunder und Geisteskranker.« In »Psych. Arb. herausgegeb. v. Kräpelin«. II. 3. Leipz. Engelman. 1898.

***) Aug. Diehl »Ueber die Eigenschaften der Schrift bei Gesunden«. Inaug.-Diss. Leipz. Engelmann 1899. In Kraepelin's »Psychologischen Arbeiten.« III. 1. (S. 1—61). — 6 Mk.

†) Angefertigt von J. Amsler, Laffon & Sohn, Präcisionsmechaniker in Schaffhausen.

Sehr zu bedauern ist die geringe Anzahl der Versuchspersonen und der Umstand, dass die Reihe 1 bis 10 nicht auch im gewohnten Tempo geschrieben wurde, dass also ein sozusagen normales Vergleichsmaterial völlig fehlt Den zweiten fünftägigen Turnus hätte sich Verfasser dagegen vielleicht sparen können. Die für die Gewinnung individual-psychologischer Erkenntnisse ungünstige Einförmigkeit der Versuchspersonen wollen wir dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen, da es ihm wohl in erster Linie darauf ankam, Vergleichsmaterial für etwaige spätere Versuche an den Kranken der Klinik zu gewinnen

Wir kommen nun auf die Ergebnisse selber. Wir werden genötigt sein, dem zahlenmässigen Material zum Teil unsere eigenen, von denen des Verfassers manchmal etwas abweichenden Interpretationen zu geben Der bessern Uebersicht halber müssen wir darauf verzichten, die Anschauungen des Verfassers in jedem einzelnen Falle von den unsrigen zu sondern.

Zunächst wird der Schreibweg behandelt Es ist nicht überflüssig, zu bemerken, dass sich dieser Begriff nicht völlig deckt mit dem, was der Graphologe die Grösse der Schrift nennt Er bezeichnet die Länge des von der Federspitze auf dem Papier fixirten Weges, von der Verteilung des Schriftzuges auf die Fläche sagt er uns Nichts Eine einen kleinen Flächenraum einnehmende, aber mit starken Verschnörkelungen versehene Zahl kann denselben Schreibweg haben, wie die gleiche sehr vereinfachte, aber ungleich grössere, d h höhere und breitere Zahl. Trotz des gleichen Schreibweges haben beide Zahlen eine himmelweit verschiedene charakterologische Bedeutung. In einem Falle haben wir einen Menschen vor uns, der sich in Kleinigkeiten gefällt, im anderen Falle vielleicht einen Bismarck. Da Verfasser dieses Punktes nur einmal ganz vorübergehend und ohne seine psychologische Bedeutung zu erkennen, Erwähnug thut, bleiben wir im Ungewissen, wie weit diese Fehlerquelle zu berücksichtigen ist.

Verfasser kommt zu dem Ergebnis, dass beim forcirt schnellen Schreiben gegenüber der langsam und sorgfältig ausgeführten Schrift eine Verkürzung des Schreibweges eintritt von durchschnittlich 5,5°/₀. Hierzu stehen die Resultate, die Busse*) in einigen orientirenden Versuchen erzielt hat, in direktem Gegensatz. — Busse verglich allerdings die forcirt schnell angefertigte Schrift mit der ungezwungenen Handschrift —, er kam zu dem Resultat, dass beim schnellen Schreiben die Schrift grösser wird. Eine Entscheidung über diesen meiner Ansicht nach sehr wichtigen Punkt lässt sich nicht ohne Weiteres treffen. Man könnte denken: einerseits, dass man sich die Aufgabe, schnell zu schreiben, unwillkürlich dadurch erleichtert, dass man die Schreibdauer durch Verkleinerung des Schreibweges abkürzt, anderseits, dass der beim Bestreben, möglichst schnell zu schreiben, erhöhte motorische Antrieb auch auf die Ausdehnung der Schrift einwirkt und dadurch eine Vergrösserung herbeiführt (hierüber s. u.). Endlich ist es möglich, dass die Wahrheit in der Mitte liegt. Beim langsamen Schreiben nähert sich die Schrift bekanntlich (in ihren sämtlichen übrigen Eigenschaften wenigstens) mehr und mehr dem konventionellen Durchschnitt; warum sollte das nicht auch für den Schreibweg gelten? Leider hat Diehl kein »normales« Material zur Verfügung. Vergleichen wir von den 8 Versuchspersonen die Beiden (A. und B.), welche in der Schnellschrift den grössten Schreibweg auf-

*) Diese Hefte 1899 Nr. 4.

weisen, mit den Beiden (F. und G.), die am kleinsten schreiben, so zeigt bei den Letzteren die langsame Schrift gegenüber der schnellen allerdings eine Zunahme des Schreibweges von 8,4%; bei A und B dagegen ist nicht nur keine Vergrösserung, sondern sogar eine Verkleinerung von ca 1% zu konstatiren.

Endlich spielt hier vielleicht die im Begriff des Schreibweges liegende Fehlerquelle (s. oben) eine Rolle. Diehl selber erwähnt einmal, dass etliche bei der langsamen Schrift angebrachte Verschnörkelungen bei der schnellen fortfielen.

Selbstverständlich soll durch vorstehende Deduktionen keine Entscheidung über diese Frage getroffen sein; eine solche steht wie gesagt noch aus, so lange nicht hinlänglicheres Material vorhanden ist.

Eine noch grössere Verkürzung des Schreibweges – NB. wieder gegenüber der übertrieben langsamen Schrift — nämlich um 7,4%, fand Diehl bei dem Versuch, die Zahlenreihe rückläufig 10 bis 1 schreiben zu lassen. Die zahlenmässige Angabe von 7,4% ist natürlich ohne Belang, da die beiden Versuchsreihen, die Verfasser mit einander vergleicht, nicht unter den gleichen Versuchsbedingungen hergestellt sind. Zum Vergleich hätte die Zahlenreihe 10—1 in gewohnter Geschwindigkeit hergestellt, zur Verfügung stehen müssen. Verfasser führt obige Thatsache — und wohl mit Recht – auf die rein assoziative Erschwerung der Versuchsarbeit zurück. Auch mir ergab sich aus einem umfangreichen Material über willkürliche Hervorrufung bestimmter handschriftlicher Eigenarten die Thatsache, dass überall, wo die Betreffenden ihre Handschrift in einer ihnen unbequemen Weise vergewaltigen mussten, eine Verkleinerung der Schrift eintrat. In einer nächstens erscheinenden Fortsetzung meiner Arbeit über Schriftverstellung denke ich ausführlicher auf alle diese Punkte einzugehen. Gestützt auf dieses Material und anderweitige Erfahrungen, will ich hier nur vorläufig erwähnen, dass eine Vergrösserung der Schrift überall einzutreten scheint, wo eine Erhöhung des motorischen Antriebes stattfindet, sei diese Erhöhung unwillkürlich durch Stimmungen, Affekte etc. bedingt oder willkürlich hervorgerufen Z. B. trat eine Vergrösserung der Schrift ausnahmslos dann ein, wenn primär der Druck verstärkt wurde. Das Umgekehrte findet statt bei einer Hemmung der natürlichen motorischen Antriebe. Diese Gesetze geben uns auch wohl eine ungezwungene Erklärung an die Hand für die Unterschiede zwischen den Versuchen L I uud L II. In L II trat eine Erhöhung von Geschwindigkeit, Schreibweg und Druck ein; Verfasser erklärt dies durch Anregung oder »wachsenden Arbeitseifer«. Vielleicht dürfte aber auch folgende Erklärung zulässig sein: In L I mussten sich die Personen einen ihnen unbequemen Zwang auferlegen, indem sie langsamer und sorgfältiger schreiben mussten, als es wohl ihre Art war; infolgedessen trat eine Verkleinerung der Schrift und eine Abnahme des Druckes ein. In L II zeigten sich schon die ersten Spuren der Ermüdung, d. h. die Personen liessen sich mehr gehen; sie schrieben schneller, Schreibweg und Druck kehrten wieder mehr zur Norm zurück. Aehnlich verhält es sich mit Versuch S I und S II; infolge Nachlassens des motorischen Antriebs verkleinerte sich Geschwindigkeit und Schreibweg und mit einer Ausnahme auch der Druck.

Als ein die motorischen Triebkräfte beeinträchtigendes Moment erweist sich auch die erhöhte Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit, wie sie das Nieder-

schreiben der rückläufigen Reihe 10 bis 1 (Versuch R) erfordert. Die Thatsache, dass hierdurch die Geschwindigkeit herabgesetzt wird, hat übrigens schon Grashey gefunden.*)

Verfasser kommt sodann, nachdem er sich über die Dauer der Pausen des Längeren verbreitet hat (diese erwiesen sich in ihrer Dauer als weit variabler als die Schriftzüge selber), auf den Schreibdruck zu sprechen.

Hier trifft er die sehr richtige und nothwendige Unterscheidung zwischen dem höchsten im Verlauf eines Schriftzeichens erreichten Druck und der mittleren Druckhöhe, ausgedrückt, wenn man den Flächeninhalt der ganzen Curve auf ein Parallelogramm von gleicher Grundlinie überträgt, durch die Höhe dieses Parallelogramms. Wegen der ausserordentlichen Langwierigkeit dieser Berechnungen hat Verfasser nur die höchsten Druckwerte berücksichtigt.

Ebenso, wie der Schreibweg, haben sich auch die Werte für den Druck zugleich mit der Veränderung der Geschwindigkeit verschoben. Sie haben zugenommen beim schnellen Schreiben um 17,16%, beim rückläufigen Schreiben um 20,90%. Die Zunahme des Drucks bei willkürlicher Beschleunigung der Schreibbewegung ist wohl ebenfalls wieder eine Folge des allgemein höheren motorischen Antriebes Kaum wohl bestehen zwischen Druck und Geschwindigkeit irgend welche unmittelbaren Beziehungen, sondern beide sind abhängig von einem gemeinsamen Uebergeordneten, nämlich dem motorischen Antriebe. Dieser, der ursprünglich nur zur Beschleunigung der Schreibbewegung dienen sollte, strahlt auch auf den Nachdruck dieser Bewegung aus. Auch die Resultate von L II und S II ordnen sich dieser Erklärung ein.

Recht bemerkenswert ist die starke Zunahme des Drucks beim rückläufigen Schreiben. Das primäre ist hier eine lediglich auf associativem Gebiete liegende Erschwerung der Aufgabe. Die dabei eintretende erhebliche Steigerung des Druckes stellt Verfasser sehr treffend auf eine Stufe mit den Mitbewegungen, wie sie beim scharfen Nachdenken auftreten: wir runzeln die Stirn, pressen die Lippen fest aufeinander etc. Verhältnismässig grösser wegen der Ungewohntheit der Aufgabe sind auch die Schwierigkeiten — subjektiv für die Versuchspersonen — zu Anfang der ganzen Versuchsreihe. So kommt es, dass der Druck am ersten Tage allgemein ein verhältnismässig sehr hoher war. Im weiteren Verlauf der Versuche, besonders aber vom ersten zum zweiten Tage, machte sich eine stete Abnahme des Druckes bemerkbar.

Für die Feststellung der Druckverhältnisse ist mein obenerwähntes Material allerdings weniger geeignet, weil sich jene an der fertigen Schrift nur annähernd erkennen lassen; jedoch fand sicher eine Erhöhung des Druckes statt, wenn primär die Schrift — allgemein oder partiell — vergrössert wurde.

Die dem Graphologen bekannte Thatsache, dass die Schreibdauer abhängt einerseits von der Länge des Schreibweges, dann aber auch von der Anzahl und dem Grade (Schroffheit) der Richtungswechsel — Eckenbildung erfordert mehr Zeit als Bogenbildung — eine Thatsache, die durch die Untersuchungen mit der elektrischen Schreibfeder exakt festgestellt ist und ihre hinreichende Erklärung gefunden hat**), wird auch vom Verfasser bestätigt. Diese

*) »Ueber die Schrift Geisteskranker«, Referat in der Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie, Bd. 46 S. 518.

**) Vgl. meinen Aufsatz im Jahrgang 1899 dieser Hefte Nr. 3 und 4.



Erklärung scheint Verfasser nicht zu kennen, und so kommt es wohl, dass er noch immer an einen gewissen Einfluss eines »Schreibrhytmus« glaubt. Die Schreibgeschwindigkeit ist sowohl zu Beginn wie zu Ende jeder Schreibrichtung minder gross als in der Mitte. Dadurch nun, dass auf eine gleichgrosse Strecke Schreibweges an solchen verzögernden Momenten bei kleiner Schrift weit mehr zusammenwirken als bei grosser, erklärt es sich vollauf, dass jene eine verhältnismässig längere Dauer erfordert als diese.

Ganz interessant ist jedoch die Diehl'sche Gegenüberstellung der Zahlenreihe 1 bis 9 einerseits nach der Schreibdauer (1), andrerseits nach dem Schreibweg (2) angeordnet.

1) 1 6. 9. 8 3. 2. (7). (4). (5).

2) 1. (5). (4). 3. 6. (7). 2. 8. 9.

Die kleinste zur grössten Schreibdauer verhält sich wie 100 : 173, hinsichtlich des Schreibweges ist das Verhältnis wie 100 : 162.

Aus der Differenz, die die beiden Reihen zeigen, kann man leicht eine Bestätigung obiger Regeln ableiten. Die von schroffen Richtungswechseln freien Zahlen 6 9. 8 haben trotz ziemlich beträchtlichen Schreibweges nur eine kurze Dauer. Bei den Zahlen 7. 4. 5 muss man noch bedenken, dass sie, in 2 Zügen hergestellt, eine sog. Binnenpause aufweisen, die vom Verfasser wohl auf die Schreibdauer, nicht aber auf den Schreibweg in Anrechnung gebracht wurde.

Indem wir nun auf den mehr individualpsychologischen Teil und zunächst auf den Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Handschriften eingehen, müssen wir vorweg bemerken, dass die Schlüsse, welche Verfasser von nur je 4 Vertretern der beiden Geschlechter auf die Allgemeinheit macht, gewiss recht mit Vorsicht aufzunehmen sind.

Bei L wiesen die Frauen einen grösseren Schreibweg auf als die Männer. Dieser Befund darf wohl schwerlich verallgemeinert werden. Abgesehen von den Zufälligkeiten, die man bei einer so geringen Anzahl von Versuchspersonen gewiss nicht ausschliessen kann, ist der grössere Schreibweg der Frauen — zum Teil wenigstens — wohl auf Rechnung der Schnörkel zu setzen, die beim schnellen Schreiben mehr fortfielen. Schwere Bedenken erheben möchte ich auch gegen den Befund, dass die Frauen im Allgemeinen (nicht nur bei L) schneller schrieben als die Männer Verfasser erwähnt, dass die Wärterinnen, welche er zu seinen Versuchen heranzog, durchschnittlich auf einer etwas höheren Bildungsstufe standen, als die Wärter; hierin und nicht in einem allgemeinen Geschlechtsunterschied liegt unserer Ansicht nach die Erklärung für obigen Befund Auch stehen beiden Ergebnissen, dass die Frauen sowohl schneller als auch grösser schrieben als die Männer, diejenigen von Gross gegenüber, dem zwar nicht der Curvenmesser, wohl aber, was mir hier viel wichtiger erscheint, eine grössere Anzahl von Versuchspersonen (17) zur Verfügung stand. Auch den Graphologen sind viel zu viel Ausnahmen von jener Regel bekannt.

Bei S fiel der Unterschied in der That auch fort, hier zeigten die Männer den grösseren Schreibweg. Wenn man endlich die Gesamtsumme aus sämtlichen Diehl'schen Versuchen zieht (L + S + R), ergiebt sich, dass die Männer doch um etwa 0,25 % grösser geschrieben haben, als die Frauen.

Charakterologisch begreiflich ist dagegen die Thatsache, dass die Männer einen weit grösseren Unterschied — die sog. Spannweite (Busse) — zwischen der Schreibdauer der langsamen und schnellen Schrift aufwiesen, als die Frauen. Dies kam besonders daher, dass die Frauen sich weit weniger dazu anhalten konnten, langsam zu schreiben. Zur Erfüllung dieser Aufgabe gehört eben eine gewisse Selbstbeherrschung, die Fähigkeit, sich Hemmungen aufzuerlegen, und dazu ist bekanntlich das Weib nicht sehr, meist nur unter dem Einfluss gewisser Motive, im Stande. Auch hielten die Frauen die Selbstbeherrschung viel weniger lange aus als die Männer, denn sie zeigten bei der Wiederholung des Versuchs L (L II) stets eine grössere Beschleunigung, als jene, was jedoch, um das hier noch einmal zu betonen, Diehl auf eine Anregung zurückführt. Auch bei S II ermüdeten sie leichter; die Schnelligkeit nahm bei ihnen relativ stärker, als bei den Männern, ab.

Während hinsichtlich der Schreibgeschwindigkeit die Spannweite bei den Männern grösser ist, als bei den Frauen, verhält es sich hinsichtlich des Schreibweges umgekehrt. Die Dauer musste willkürlich geändert werden; dieser Anforderung konnten die Männer mehr nachkommen, als die Frauen; der Schreibweg änderte sich dagegen sekundär, die Frauen wurden von den Versuchsbedingungen stärker beeinträchtigt, reagirten handschriftlich empfindlicher darauf. Auch hier zeigt sich, wie Aktivität und Passivität verschieden, aber gesetzmässig auf beide Geschlechter verteilt sind.

Ebenfalls einen recht interessanten Einblick in die Charakterunterschiede der Geschlechter bieten die Ergebnisse des Versuchs R. Die Erschwerung der Aufgabe rief bei den Frauen eine weit bedeutendere Verlangsamung und Kleinerwerden der Schriftzüge hervor, als bei den Männern; diese dagegen zeigten eine weit bedeutendere Erhöhung des Druckes; während also die Männer durch Widerstände zu einer Erhöhung der Kraftanstrengung angeregt wurden, schienen die Frauen es vorzuziehen, durch Verlangsamung der Arbeitsgeschwindigkeit und Einschränkung der Leistung, sich den Schwierigkeiten mehr zu entziehen, ihnen auszuweichen. Selbstverständlich giebt es Ausnahmen von dieser Regel; auch verweisen wir auf den Satz von Busse*): »Bekanntlich hat bisher noch keine handschriftliche Eigenthümlichkeit fixirt werden können als Merkmal des körperlichen Geschlechts. Psychologisch ist es auch undenkbar, dass dieses jemals werde geschehen können, wahrscheinlich jedoch, dass bestimmte Eigenschaftskomplexe nur dem weiblichen oder dem männlichen Geschlecht eigen sind.«

Was die absoluten Werte des Drucks anbetrifft, so waren sie bei den Frauen kaum halb so hoch, als bei den Männern. Sie schwankten zwischen 69 g. (Weib E bei L I) und 370 g. (Mann A bei R). Hier liegt zweifellos der markanteste Unterschied zwischen den Handschriften der Geschlechter.

Die übrigen individualpsychologischen Ergebnisse der Diehl'schen Arbeit sind nur sehr spärlich. Verfasser kommt zu dem der Graphologie geläufigen Satz, dass »Schreibweg, Schreibzeit und -Druck in hohem Masse Kennzeichen der einzelnen Persönlichkeit sind.« Wir müssen dazu bemerken, dass nach unseren Erfahrungen nun allerdings gerade diese 3 handschriftlichen Eigenschaften zu den sowohl willkürlich als unwillkürlich

*) Busse, »Graphologische Monatshefte« 1899. No. 1.

variabelsten gehören, weit mehr variabel, als z. B. die Proportionen, der Grad der Gebundenheit, der Bindungstypus und manche andere.

Zum Schluss sei mir eine kurze Zusammenfassung der rein graphologisch wichtigen Ergebnisse gestattet.

Es haben zur Folge

Steigerung der motorischen Triebkraft: Vergrösserung, Drucksteigerung, Beschleunigung.

Willkürliche oder unwillkürliche Hemmung: Verkleinerung, Verzögerung, Druckherabsetzung.

Ueberwindung associativer Schwierigkeiten irgend welcher Art: Verzögerung, Drucksteigerung, Verkleinerung.

Ermüdung: Verzögerung, Verkleinerung, Druckherabsetzung.

Uebung: Beschleunigung, Verkleinerung, Druckherabsetzung

Ferner: zeigen die Männer grössere willkürliche Spannweite, (zunächst wenigstens hinsichtlich der Geschwindigkeit) die Frauen dagegen reagiren handschriftlich empfindlicher.

Der wesentlichste Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Handschriften ist in den Druckunterschieden zu sehen.

Die Kräpelin'sche Schriftwaage hat sich wieder einmal als ein vorzüglich brauchbares Instrument erwiesen.

Wegen mancher Ergebnisse und Anregungen, die Herr Diehl durch seine Arbeit giebt, muss ihm sehr gedankt werden, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die grosse Mühe, der er sich unterzogen hat, weit zahlreichere und schönere Früchte gezeitigt hätte, wenn er mit den Grundzügen der Graphologie vertraut gewesen wäre.



Mitteilungen.

Gerichts-Graphologie.

Die Handschrift eines muthmasslichen Doppelmörders. Am 3. April ds. Js. wurden in Rovereto (Süd-Tirol) der Gymnasialdirektor Dr. Johann Alton und dessen 24 Jahre alte Nichte Frl. Marie Alton, welche ihm die Haushaltung führte, in ihrer Wohnung ermordet. Die That hatte offenbar ein Mann von etwa 28 Jahren begangen, der tags zuvor nach der Wohnung des Ermordeten sich erkundigt hatte. Doch vergingen 6 Tage, bis man den als Gärtner angestellten Florian Grossrubatscher als der That dringend verdächtig (am 9 April) festnahm. Dieser muthmassliche Thäter hatte sich seitens seiner Dienstherrschaft eines besonderen Vertrauens zu erfreuen.

Bei diesem Anlass erfuhr man indes, dass Florian Grossrubatscher früher wegen Diebstahls sowie wegen Unsittlichkeitsverbrechen Kerkerstrafen erhalten hatte. Das Beweismaterial in dem neuen vorliegenden Falle war so schwerwiegend, dass Grossrubatscher offenbar als der Mörder anzusehen ist. Doch leugnet dieser alles, simulierte auch lange Geistesstörung, was er als früherer Irrenwärter in Halle um so mehr glaubte thun zu können (deshalb ist es auch noch nicht zur Schwurgerichtssitzung gekommen.) In den letzten Tagen machte Grossrubatscher des Nachts einen Fluchtversuch, der aber misslang.

Von einem Graphologen wurde nun seinerzeit gleich eine Beurtheilung aus der Handschrift gemacht. Die vorliegende Schriftprobe von Gr.'s Hand (— Adresse an seine Braut —) ist sehr charakteristisch. Die graphologische Diagnose dieser Handschrift zeigt aber keinen derartigen Eigenschaftscomplex, wie wir ihn bei einem Doppelmörder anzunehmen geneigt sind. In den „Bozener Nachrichten" (Nr. 124, 1. Juni 1900) hat J. Schunter seine bereits erwähnte Beurtheilung in eingehender Weise dargelegt; es heisst hier: „Gr. besitzt, was zunächst namentlich auffallen möchte, Gemüt und Empfindung, Gutherzigkeit und Gönnerhaftigkeit. Er ist im Grunde allerdings reizbar und kann auffahren und hitzig sein, aber man kann nicht sagen, dass, wer so schreibt wie er, die Herrschaft über seine Gefühle verloren hätte; im Gegenteil: man sieht deutlich bei ihm auch das Streben nach Mässigung, und die Beherrschung, Vorsicht, Selbstbeobachtung und Zurückhaltung ist überhaupt ein Grundzug in seinem Wesen. Gelegentlich bricht in seiner Handschrift sogar der sogenannte Heuchlerductus durch, doch begegnet uns diese handschriftliche Eigenart auch sonst bei manchen, ohne dass man dieselben gerade als unaufrichtige und unehrliche Leute bezeichnen dürfte. Ebenso ist Gr. selbstbewusst und eingebildet, aber das sind auch andere wieder, und zudem ist Gr. bestrebt, nach aussen bescheiden zu erscheinen. Ferner zeigt er zwar etwas Kategorisches und Hartnäckiges, aber deswegen muss sich doch mit ihm leben lassen, zumal da er viel Gemüt hat. Grossrubatschers Handschrift offenbart des weiteren materielle Neigungen, aber der Prozentsatz derer, bei denen dies ebenso der Fall ist, ist sehr hoch. Schliesslich ist zu bemerken, dass Gr. thätig, fleissig und ausdauernd ist und Genauigkeit, Sinn für Ordnung und Sauberkeit besitzt, welch letztere Eigenschaft dann in Bezug auf seine Person zur Eitelkeit wird. Mit diesen Eigenschaften präsentiert sich uns Gr. auf Grund seiner Handschrift, und so wird er sich auch gewöhnlich im Leben gezeigt haben. Etwas Besonderes ist somit gerade nicht in seiner Handschrift ausgeprägt.

was ihn als jenen Verbrecher erscheinen liesse, als welcher er gilt." Auf den Schlusssatz dieser Schunter'schen Ausführungen möchten wir besonders hinweisen. Wir haben hier also wiederum einen Fall, wo — trotz Professor Lombroso — nicht von einer „Verbrecher-Handschrift" gesprochen werden darf. Die Sammlung von derartigen Fällen scheint uns sehr wichtig. Lombroso ging bekanntlich so weit, nach einzelnen Handschriften-Eigentümlichkeiten als „Zeichen für Verbrechertum" zu suchen. Dieses unsinnige Verfahren basiert auf mehreren irrigen Voraussetzungen. Die verschiedenen Arten der sogenannten „Verbrechen" können aus sehr verschiedenen Motiven und Umständen entstehen; es müssen also sehr verschiedene Eigenschaftskomplexe bei den Mördern, Dieben, Fälschern u. s. w. zu finden sein. Diese verschiedenen Eigenschafts-Complexe können sich nun aber in sehr verschiedenen Weisen handschriftlich äussern; daneben besteht überdies noch die Möglichkeit, dass sie sich garnicht oder in nicht congruenter Weise äussern. Wir haben das Problem von der „Inkongruenz des Charakters mit seinen Aeusserungen" bereits früher einmal in dieser Zeitschrift behandelt.*) Ein Mord kann aus Gewinnsucht, aus Hass, aus Eifersucht, aus Mitleid, aus Grausamkeit, aus Blutdurst u. s. w. geschehen; diese Affekte und Leidenschaften können aber auch zu anderen Verbrechen führen und sogar zu Handlungen, die sich vielseitiger Wertschätzung erfreuen. Die Handschrift des Gr. zeigt jedenfalls einen Charakter ohne Rücksichtslosigkeit, Härte, Brutalität. Eigenschaften, die hier zum Verbrechen des Mordes geführt haben könnten, wären vielleicht Streben nach Besitz und Eitelkeit; dass die Befriedigung dieser Tendenzen zu einem Doppelmorde und nicht zu einem Diebstahl führte, kann vielmehr durch die Umstände, als durch den Charakter des Verbrechers bestimmt worden sein. Schunter nimmt in seinem oben citierten Aufsatze »Inkongruenz des Charakters mit seinen Aeusserungen« bei Gr. an; dieses scheint uns noch nicht nötig zu sein. Um hierüber zu entscheiden, müssen wir erst die vorliegenden Motive und die Ausführung des Mordes kennen.

H. H. B.

Pathologie der Handschrift.

Bemerkung zur Methodik der nachgebesserten Schrift. Mehrfache Anfragen nötigen mich, klar zu stellen, dass Figur 3 im Decemberheft der »Gr. M.-H.« 1899 S. 170 sich durchaus nicht wie fälschlich angegeben ist, auf den Nervenarzt bezieht, dessen Schrift von Julie von Franck 1898 S. 72 angeführt, Ed. Riehl zu weiterer Deutung Anlass gab 1899 S. 49. Wie aus meinen Ausführungen ersichtlich, stammte Figur 3 von besagtem, aufgeregtem Schriftsteller her, der sich in immerwährender Zwiespältigkeit und Fehde mit sich selbst befindet.

Wenn nicht die häufigen, Nachbesserungen eine stets wieder einsetzende Besonnenheit verrieten, wäre sie in erster Linie unter die Gattung »Pathologisch vereinfachte Schrift« einzureihen.

In dem offenbaren Unvermögen, die Schriftzüge so zu bilden, wie es den beständigen Nachbesserungen zufolge in der Absicht des Schreibers liegt, zeigt sich meines Erachtens schon eine gewisse Ataxie, die man füglich als Vorbote späterer ernster Erkrankungen des Nervensystems ansehen darf. Das fortwährende Missraten der beabsichtigten Züge weist nämlich darauf hin, dass die Coordination der Schreibmuskeln zur Hervorbringung der Schriftzüge fortwährenden Störungen unterliegt, was auf mangelhafte, gewissermassen beständig aussetzende Thätigkeit der motorischen Impulse schliessen lässt.

So missraten ihm die kleinen d derart, dass Schreiber bald den Anstrich, bald die obere Schlinge nachträglich hinzufügen muss, um Lesbarkeit zu erzielen. Drei Begleiterscheinungen verstärken noch den krankhaften Charakter des Schriftstückes: so zunächst die vielen Verschmierungen der Schlingen, die auf Ermüdung hinweisen, falls sie, wie in diesem Falle, regelmässig auftreten, und nicht etwa auf Zufälligkeiten zurückzuführen sind.

Die zweite ergiebt sich aus den Uebertreibungen, die Schreiber seinen Nachbesserungen angedeihen lässt. In so übermässig langen und weiten Schlingen bekundet sich ein geradezu exaltiertes Vorwalten des Phantasie- und Gefühlslebens. Auf Grund dessen sind wir berechtigt anzunehmen, dass der feinsinnige, hochgebildete und von Natur folgerichtig denkende Mann in seinem Thun und Lassen zunächst nüchtern beginnt, im Laufe desselben jedoch durch eigne, meist wohl fremde Beeinflussung (das starke Ueberwiegen der Curven deutet auf Nachgiebigkeit) sich in Maasslosigkeit verliert.

Zu dieser Auffassung berechtigt uns noch ein anderes Merkmal unrichtig bemessener Willenskraft, das in den überflüssigen (weil deutsche Schrift) übertrieben dicken, langen und hochgestellten t-Strichen zu Tage tritt. Ein weiteres Kennzeichen der Uebertreibung liegt in den vielfachen Unterstreichungen, (aus dieser Schriftprobe nicht ersichtlich) welche die Leitartikel des Betreffenden, ganz abgesehen von ihrem Styl, in den Spalten der Zei-

*) »Berichte der D. g. G.« 1898.

tung auf den ersten Blick durch die vielen gesperrten Worte kenntlich machen

Nicht unwesentlich erscheint mir, dass der Betreffende seit 30 Jahren beständig an nervöser Unrast und Platzschwindel leidet. Letzteres setzt allerdings häufig ganz aus, um dann mit erneuter Heftigkeit wiederzukehren.

In Anbetracht aller angeführten Punkte dürfte die angeführte Schriftprobe zur Darlegung des Begriffes der »krankhaften Vereinfachung« geeignet sein.

Soweit meine Beobachtungen reichen, beschränkt sich dies Krankheitssymptom auf die Schrift hochgebildeter Persönlichkeiten, deren im Sinne der Vereinfachung umgebildeten Buchstabenformen sich schon vor der Nervenerkrankung ausgeprägt hatten, wenngleich im ...ränkteren Maassstabe. Diese auf rascher ...vation beruhenden Vereinfachungen lie... den Beweis für beschleunigte und eigen... Gedankenverknüpfung.

Der Uebergang vom Normalen zum Pathologischen wird weitaus in den meisten Fällen ...ssender sein.

Isabella Ungern-Sternberg.

Zur gefl. Notiznahme. *Redaktionelle Sendungen Mitteilungen (Aufsätze, Recensenda) sind zu richten nach München, Schwabingerlandstrasse 30/II.*

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München.

Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Von den Mitteln zur Förderung der wissenschaftlichen Graphologie.*)

Von

J. Crépieux-Jamin.

Drei Perioden hat die Graphologie durchlaufen. Während der ersten schien es unwahrscheinlich, dass sie jemals wissenschaftlicher Behandlung zugänglich werden könnte. Man sah sie als eine Gefühlssache an, die nur unbestimmte Erklärungen gestatte. Jeder verfuhr seinem Temperament gemäss. Goethe schrieb an Lavater, »die Schrift gebe zumindest ein Vorgefühl der Sinnesart und Handlungsweise eines Menschen, doch sehe er darin nicht die Elemente einer Wissenschaft. In Einzelfällen könne man das Richtige treffen, aber es dürfte schwerlich Jemand gelingen, eine gewisse Methode in das Ganze zu bringen.«

Solches war die allgemeine Meinung bisz um Abbé Michon, dem Urheber der zweiten Periode. Im Zeitraum von zwanzig Jahren, 1872—1881, fasste er die Meinungen und Thatsachen, welche die Handschriften in ihren Beziehungen zum Charakter betreffen, in eine Lehre zusammen, der er den Namen »Graphologie« erteilte. Michons Rednergabe, sein Feuer, die Beharrlichkeit und Reinheit seiner Bestrebungen bewirkten den Erfolg seines Werkes. Es kam ihm hauptsächlich darauf an, die öffentliche Meinung soweit aufzuklären, dass sie das Verfahren der Graphologie nicht mit dem der Chiromantie zusammenwerfe. Wir gehen ohne längeres Verweilen auf die dritte Entwicklungsperiode, die der wissenschaftlichen Experimentaluntersuchungen über.

Michon hat den Neugierigen Genüge gethan, jetzt aber gilt es die Gelehrten zufrieden zu stellen, eine Aufgabe, die bei weitem schwieriger ist. Der Ehrgeiz der Ersteren lässt es beim Ungefähr bewenden; die Gelehrten aber befriedigt nur ein Ideal, dessen Grenzen sie fortwährend weiter hinausrücken. Eine Beobachtungswissenschaft entdecken und wissenschaftliche Beobachtungen anstellen, das sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wir aber streben nach einem noch höheren Ziele, da uns die experimentellen Studien von strengen Beweisführungen dienen sollen. Gewiss liegt unser Ziel noch fern; es kommt aber darauf an, es fest ins Auge

---

*) »Von den Mitteln zur Förderung der wissenschaftlichen Graphalogie« nennt sich der von Crépieux-Jamin auf dem Pariser Graphologencongress gehaltene Vortrag — das »Haupt- und Kern-Stück« des Congresses. Freifrau Isabella von Ungern-Sternberg hat die Liebenswürdigkeit gehabt, denselben für die »Graphologischen Monatshefte« ins Deutsche zu übertragen.

Nicht allein wegen des positiven Gehalts der Crépieux-Jamin'schen Ausführungen erschien es uns wichtig, die Mitglieder der D. g. G. mit denselben bekannt zu machen, sondern vor allem auch, um durch sie Einblick zu gewähren in den gegenwärtigen Stand der Graphologie in Frankreich. Man überzeugt sich, dass das Ursprungsland der systematischen Graphologie nicht Schritt zu halten vermochte mit anderen, die auf der Grundlage des von dort Empfangenen schneller fortbauten. — Für diejenigen unserer Leser, die in der Geschichte und neuesten Phase der Graphologie nicht genügend orientiert sind, wollen wir in Kürze die wichtigsten Unterschiede anführen, welche zwischen der obersten Stufe der Graphologie in Deutschland und den Gedankengängen Crépieux-Jamins bestehen.

Während Crépieux-Jamin noch Befremden zu erregen fürchtet mit der Hereinziehung psychologischer und physiologischer Hilfskräfte, kann in Deutschland bereits seit dem

zu fassen und unserm Wunsche die thatsächliche Unterlage einer leitenden Idee zu verleihen.

Der Regierungsantritt einer wissenschaftlichen Graphologie — ich behalte mir vor, diesen kühnen Ausdruck, den ich nicht missbrauchen will, näher zu erklären — wird Folgen nach sich ziehen, auf die ein Hinweis mir verfrüht dünkt, aber man wird erstaunliche Dinge sehen, wenn Psychologen und Physiologen zu ihrem Fortschritt beitragen werden. Sind sie ihm bis jetzt ferngeblieben? Nur dem Anscheine nach: unserer Zeit war der Triumph der Experimentalwissenschaften vorbehalten, der in erster Linie die Graphologie angeht. Das rasche Tempo der gegenwärtigen Untersuchungen muss der Beschleunigung auch ihres Fortschritts dienen; da ihr aber, im Vergleich zu den andern biologischen Wissenschaften eine mehr komplexe Natur eignet, so befindet sie sich notwendiger Weise im Rückstande. Die Reihe wird aber auch an sie kommen, und an uns liegt es schliesslich, dass dies bald geschehe. — Welche Ziele sollen wir anstreben? Welchen Plan fassen zur Erreichung derselben? Wir wollen versuchen, ihn zu entwickeln.

Angesichts der Congressmitglieder, die ja keine Laien sind, können wir uns die Mühe sparen, den jetzigen Thatbestand der Graphologie darzulegen. — Sie fusst auf einer zur Zeit unbestrittenen Grundidee, dass die Handschrift den Gestus (die Gebärde, die mannigfachen Hand- und Armbewegungen) auf das Papier banne, der Gestus aber, die Gesamtmenge der Gebärdensprache, den Charakter enthülle. Diese Gesamtheit der Gebärden hat etwa vierzig Bewegungsäusserungen zur Folge, die wir in der Schrift allgemeine Zeichen nennen, als da sind: die grosse, kleine, langsame, dicke Schrift u. s. f. Diese Zeichen bekunden sich auf mannigfache Weise, bisweilen so subtil und zu besonderen Formen spezialisiert, dass man früher die letzteren als unabhängige Zeichen zu betrachten pflegte. Von solcher Art sind die Eigenheiten, die an der Form eines Federzuges, eines Buchstabens oder einer Buchstabengruppe zu haften scheinen. Wo die allgemeinen Zeichen uns im Lichte ihrer grossen Kundgebungen entgegentreten, geben sie uns ziemlich sichere und leicht zu verstehende Auskunft: eine ungefüge, unausgeschriebene Schrift erweckt in uns die Vorstellung von Unwissenheit oder Grobheit; eine bewegte Schrift weist hin auf Einbildungskraft, Aufgeregtheit, Eindrucksfähigkeit; eine seltsam geformte Schrift verrät Aussergewöhnkeit; eine geschwinde Schrift Thätigkeit, eine kleine Schrift Sinn für Detail etc.

Erscheinen des Preyer'schen Werkes von der Graphologie nicht wohl anders mehr als von einem Zweige der Psychologie gesprochen werden. — Die Meinung, dass die praktische Verwertung graphologischer Regeln zu Charakterzeichnungen eine Kunst sei (d. h. hier: eine vorwiegend auf persönlicher Begabung ruhende Fertigkeit), dürfte in Deutschland nur von wenigen der ausübenden Graphologen geteilt werden. — Der von Crépieux-Jamin vertretenen Methode der Schriftanalyse, welche in logisch unhaltbarer Weise die im Schriftbilde unmittelbar fixierten Bewegungsmerkmale mit den aus ihm erst zu erschliessenden vermengt, steht in Deutschland die durchaus rationelle von Preyer gegenüber. — Die Auffassung, dass die Physiognomie der Schrift einzig und allein aus allgemeinen Mitbewegungen zu verstehen sei, ist nach den neuesten Forschungen unhaltbar geworden. — Neben der in Frankreich blühenden psychologischen Schule schliesslich, die selbst das individuelle Seelenleben fast nur in seiner Beziehung zu den verschiedenartigen Sinneswahrnehmungen untersucht, hat sich in Deutschland eine andere herangebildet, welche in den Gefühlen ein völlig selbständiges und mindestens gleichwertiges Element des seelischen Geschehens erblickt.

Man wird bei Lectüre des Crépieux-Jamin'schen Vortrages die Punkte leicht entdecken, auf die sich vorstehende Bemerkungen beziehen. Die Red.

Vielleicht ist dies noch nicht die absolute Wahrheit, doch liegt sie nicht allzuweit davon ab.

Anders ist es bestellt um die Erscheinungsformen jener Zeichen, deren Bedeutung nur sehr ungenügend bestimmt ist. So deutet z. B. die vulgäre Schrift auf Unwissenheit oder Grobheit. Wie aber sollen wir einzelne vulgäre Federzüge beurteilen, denen wir hie und da in einer andersartigen Schrift begegnen? Welche Bedeutung gewinnt solch ein ungefüger Federzug, je nachdem er mit Vorliebe sich diesem oder jenem Buchstaben gesellt? Aus welchem Umstande entstellt ein Schreiber gewisse Schriftzeichen eher auf unschöne, rohe Art als gewisse andere? Wie die Beantwortung dieser Fragen im einzelnen auch ausfalle, stets werden wir uns leiten lassen müssen von der oben entwickelten Grundidee, welche der folgende Lehrsatz in strenger Form zum Ausdruck bringen möge: »Es giebt keine unabhängigen, besonderen Zeichen, sondern nur besondere Erscheinungsformen (modes) der allgemeinen Zeichen.« Wenn auch die Schattierungen der seelischen Anlagen, welche den besonderen Erscheinungsformen entsprechen, noch unbekannt sind, so erlaubt uns doch die Anwendung des soeben ausgesprochenen Grundsatzes wenigstens den Grundton zu bestimmen. — Soviel ist ferner ersichtlich, dass zur Erzielung eines grossen Fortschrittes in der Graphologie eine genaue Erforschung der Zeichen nötig wäre, welche darauf ausginge, sämtliche Sondererscheinungsformeln auf das allgemeine Zeichen zurückzuführen, das sich darin kundgibt. Hierzu bedürfte es ausführlicher Monographien aller graphischen Arten. Wie ungenügend dies auch für ein einziges Zeichen, die unregelmässige Schrift, geschehen sein mag, es hat doch das Ergebniss unsere Erwartungen übertroffen.

Was war für Abbé Michon das Kennzeichen für unregelmässige Schrift? Ein graphisches Einzelmerkmal: nämlich grosse Höhenverschiedenheit der Buchstaben, worin ein Symptom für Unbeständigkeit, Veränderlichkeit gesehen wurde. Eingehende Forschung hat dargethan, dass Unregelmässigkeit eine Bezeichnung ist, die sich auf jedes Zeichen anwenden lässt und dem eine sehr allgemeine Bedeutung zukommt. Die Unregelmässigkeit ist das Hauptkennzeichen der »Erregbarkeit« (Motivité). Zur Umwandlung eines ganzen Hauptstückes der Wissenschaft hat das einigermassen methodische Studium einer einzigen graphischen Spezies genügt. Mit einem Schlage sind 44 Sondererscheinungsformen (modes) klassifiziert, auf ihren gemeinsamen Ursprung zurückgeführt und damit einer rationellen Interpretation zugänglich gemacht worden. Eine Monographie von einem jeden der allgemeinen Zeichen würde erstaunliche Entdeckungen nach sich ziehen, ganz abgesehen noch von der Ordnung, die dadurch in unsere Clasification gebracht würde.

All unsere Zeichen bedürfen der Nachprüfung und haben bis jetzt nur solche Proben bestanden, die geradezu den Spott herausfordern, wenn man sich auf den wissenschaftlichen Standpunkt stellt. Das macht, man denkt und urteilt lediglich im Geiste Michons, des grossen Begründers der Graphologie. Solches wäre nach der Meinung einiger Graphologen die beste Art, seinem Genie zu huldigen. Man kann dies Gefühl ehren, doch wenn wir das Gebiet der wissenschaftlichen Forschungen betreten wollen, müssen wir darauf Verzicht leisten, weil es ein unübersteigliches Hinderniss für den Fortschritt bildet. Der Cultus der grossen Männer bedingt nicht unumgänglich die Aufrechterhaltung ihrer Theorien; man ehrt sie mehr, indem man ihr Werk verbessert, d. h. indem man

es umwandelt, da die Wissenschaft nur vermöge beständiger Umwälzungen fortschreitet. So müssen wir Graphologen uns entschliessen, in erster Linie die Thatsachen zu Worte kommen zu lassen die wissenschaftliche Experimentalmethode in unseren Dienst zu stellen.

Mit dem Worte »Experimentalmethode« will ich nicht blos jene Art nützlichen, aber höchst ungenügenden Experiments bezeichnen, welche darin besteht eine graphologische Deduktion zu bejahen oder anzufechten, je nach der Kenntnis, die wir vom Charakter eines Schrifturhebers erlangt zu haben glauben; vielmehr beziehe ich mich auf alle möglichen Mittel methodisch angewandter Untersuchung, ob man nun den Weg der methodischen Beweisführung oder den des Laboratoriumsexperimentes beschreite. Auf solche Art allein zerstört und vernichtet man jenen veralteten Glauben, wonach das Studium der Handschrift lediglich Gefühlssache ist. Wenngleich eine Kunst in der Art seiner Ausübung ist es doch Wissenschaft in seinen sachlichen Grundlagen.

Es ist viel darum gestritten worden, ob die Graphologie Kunst oder Wissenschaft sei: so möchte ich denn über diesen Gegenstand das jenen Zwiespalt schlichtende Wort sprechen. Von einem erfahrenen Manne gehandhabt bietet die Graphologie uns gegenwärtig einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, aber noch nicht die wissenschaftliche Gewissheit dar.

Es gilt wohl zu unterscheiden zwischen unsern Mitteln und unsern Resultaten. Wir werden die Grundlagen der Graphologie in wissenschaftliche umwandeln, doch unsere Schlussfolgerungen werden immer subjektive sein. Anders ausgedrückt, die Graphologie, welche ihren Mittteln nach eine mögliche Wissenschaft ist, wird in ihren Ergebnissen immer nur eine Kunst bleiben. Nun aber fasst das Publikum nur diese letzteren ins Auge und es findet eine Verwechslung statt: man will die Graphologie als eine Wissenschaft ansehen, um auch ihren praktischen Ergebnissen eine wissenschaftliche Geltung zu sichern. Erklären wir also freimütig die Graphologie für eine Kunst, weil das Publikum doch alles, was man ihm sagt, auf die praktische Graphologie bezieht. Übrigens erwächst nicht der mindeste Nachteil daraus, dass die Graphologie endgiltig als Kunst angesehen werde, es sei denn, dass unsere Eitelkeit Anstoss daran nehme. Verübelt es uns etwa ein Componist, wenn man ihm von seiner Kunst insbesondere und von der Musik im allgemeinen als Kunst spricht. Verhindert dies etwa, dass es eine Wissenschaft der Musik gibt, auf die jeder Tondichter sich stützt? Wäre es nichtsdestoweniger lächerlich, wenn er uns seine Schöpfungen als Werke der Wissenschaft aufbinden wollte? Weshalb sollten wir allein uns eine solche Thorheit zu schulden kommen lassen?

Es liegt am Tage, dass die Graphologie eine Kunst ist. Thatsächlich offenbaren wir uns selbst in der Deutung der graphologischen Thatsachen; wir sprechen ihnen eine Bedeutung und einen Wert zu, der sich rechtfertigt durch unser Temperament. Hier schliesst die Kunst ein Wissen ein und beruht auf Grundwahrheiten, aber diese Lehrsätze, einzeln betrachtet, sind noch nicht unbestreitbar; auch ist dies Wissen noch so wenig vollständig im Vergleich zu der ungemein verwickelten Haltung der Charakterlage, dass die thatsächliche Ausübung ebensoviel Scharfblick und künstlerische Genialität als eine Federzeichnung (portrait à la plume) erheischt. So setzt sich die Experimentalgraphologie nicht wissenschaftliche Charakterbilder als Ziel, wohl aber strebt sie danach, dem Graphologen wissenschaftliche Mittel an die Hand zu geben, damit er ein möglichst vollendetes Kunstwerk zu Stande bringe.

Zu diesem Zweck könnten unsere Untersuchungen sich zunächst erstrecken auf den Gebrauch und die Handhabung der verschiedenen Federn und Federhalter, sowie auf die Körperhaltung des Schreibers, lauter mechanische Ursachen, die man bis jetzt und sehr mit Unrecht zu geringe geachtet hat. Sie sind mächtiger als man voraussetzte und ihre Erforschung würde sowohl der gerichtlichen Schriftenuntersuchung als der Graphologie zum Nutzen gereichen. Vergebens wird man die praktischen Folgen dieser Lücke zu verringern suchen durch Anführung jener Regel, dergemäss man kein Charakterbild anfertigen soll, es sei denn nach dem Durchsehen mehrerer Schriftproben, die sich wechselseitig berichtigen. Es gibt etwas, das stärker ist als diese schützende Vorschrift; das ist die Notwendigkeit, welche uns zwingt, uns manchmal nicht darnach zu richten. In diesem Falle läuft der Graphaloge Gefahr sich zu irren, wenn sein Wissen sich nicht auf das Studium der Grundursachen stützt. Mag ihm in noch so hohem Maasse psychologische Begabung eignen, es nützt ihm nichts wenn er eine künstliche oder willkürlich veränderte Schrift für ein Dokument hält, dem man ohne Rückhalt vertrauen kann. Wir könnten auf die Graphologie das anwenden, was der grosse Hippokrates inbezug auf die Behandlung der Kranken sagte: »Beachte den Anfang.«

Ein theoretisches Interesse ersten Ranges knüpft sich an das gründliche Studium der Mechanik der Schrift. So lange solche Untersuchungen nicht stattgefunden haben, werden die Gelehrten den Grundlagen der Graphologie den wissenschaftlichen Charakter absprechen. Bei dieser Gelegenheit weisen wir darauf hin, dass sich im physiologisch-psychologischen Laboratorium eine Feder von Edison befindet, welche interressante Thatsachen hauptsächlich für die Monographien der langsamen oder geschwinden, der gerundeten oder eckigen Schrift liefern könnte.

Ein nebensächliches Hilfsverfahren, um die Mechanik der Schrift zu studieren, besteht darin, andere schreiben zu sehen. Es ist merkwürdig, wie viel uns diese elementare Beobachtung sagen kann. Einige Beispiele davon habe ich in »Handschrift und Charakter« angeführt, hier mögen deren andere folgen. — Ich stand im Briefwechsel mit einer Persönlichkeit, die eine aussergewöhnliche Schrift besass. Eine Reihenfolge grosser dünner Striche vertrat die Stelle von Worten. Zu wiederholten Malen war ich über die Bedeutung dieser Schrift befragt worden und hatte mich der Meinungsäusserung enthalten mit der Erklärung, dass sie mir nicht viel sage. Eines Tages ward mir die Gelegenheit, meinen Correspondenten schreiben zu sehen. Um den Schreibkrampf zu vermeiden, hielt er seinen Federhalter, ein ungeheures Rohr, am äussersten Ende. Bei Wiederholung dieser Bewegung gibt man sich Rechenschaft davon, dass diese Schrift nur eine nachlässige Zeichnung und folglich auch ein schlechtes Dokument für den Graphologen ist. Seitdem bin ich mehreren Schriften gleicher Art begegnet und habe sofort die mechanischen Bedingungen feststellen können, aus denen sie hervorgegangen waren. Diese Erfahrung müsste auf alle anormalen Entstehungsbedingungen der Schrift ausgedehnt werden.

In einem anderen Falle hat mich die unmittelbare Beobachtung des Schreibmechanismus zur Kritik eines Zeichens geführt, das allen Neulingen wert und teuer ist. Es handelt sich um die Anfangsschlinge unseres grossen lateinischen M, mit dem sonst alle unsere Schreiben beginnen. Zu Beginn einer Schrift ist man noch nicht im Zuge, man neigt dazu, die erste Majuskel gleich einer Art herkömmlichen Grusses, gemäss der in der Kindheit erlernten zeremoniösen

Form zu gestalten. Die centripetale Bewegung dieser Schlinge kann sehr wohl die Überlegung desjenigen andeuten, der sich zu Anfang des Schreibens sammelt, ehe er seinen Anlauf nimmt: es wäre ein höchst übereilter Schluss darin sofort den auf die Familie beschränkten Egoismus entdecken zu wollen*).

Ziehen wir nunmehr ein anderes Untersuchungsfeld in Betracht! Das Studium der Wechselwirkung zwischen psychologischen und physiologischen Ursachen ist ein sehr verwickeltes. Kälte, Hitze, Hunger und Durst, Einnehmen von Arzneien, Krankheit, Kummer und Freude in all' ihren Graden rufen eigentümliche Veränderungen der Schriftzüge hervor, die nur auf experimentellen Wegen zu ermitteln sind. Vor einigen Jahren haben wir auf ein Experimentierfeld hingewiesen: die Beobachtung der eigenen Handschrift unter Ausnahmsbedingungen von Zeit und Ort, oder auch unter dem Einfluss ausgeprägter Affekte. — Es ist kaum zu glauben, dass diese Experimente nicht wieder aufgenommen wurden. Kann es überhaupt leichter zu bewerkstelligende und erfolgversprechendere Forschungen geben? Die Ergebnisse derselben sind sehr ausgedehnte und eine Vergleichung dürfte manche Überraschungen nach sich ziehen. Experimente mit Zuhilfenahme hypnotischer Beeinflussung wie sie 1886 M. Ferrari, J. Hericourt und Ch. Richet angestellt haben, sind in diesem Ideenkreise mit einbegriffen. Worin diese Experimente bestanden, brauche ich nicht weiter zu erwähnen, da sie Jedermann bekannt sind und zudem anderswo mehrfach wiederholt wurden, aber auf so wenig unabhängige Weise, dass uns keine neue Belehrung dadurch zu teil geworden ist. Wäre es nicht an der Zeit, in dieser Sache gründlich zu Werke zu gehen. Wenn mir eine empfängliche Persönlichkeit zur Verfügung stände, so würde ich ihr zwei verschiedene Grade eines seelischen Grundzustandes suggerieren: den intensivsten und den am wenigsten intensiven. Wie beschaffen auch die aufgestellte Stufenleiter wäre, inbezug auf ihren Gegenstand würde sie doch genau sein. Eine grosse Anzahl ähnlicher Experimente würde eine Verallgemeinerung der Stufenleiter erlauben; die Experimente mussten dahin zielen ein Maximum und ein Minimum festzulegen, zwischen denen eine Skala angebracht werden könnte. — Diese Experimente, des bin ich gewiss, würden unter anderen die Bestätigung erbringen, dass Selbstsucht, Stolz, Eitelkeit, Herrschsucht u. s. w. nur einfache Variationen des Selbstgefühles sind, die in Wechselbeziehungen zu verschiedenen Intensitätgraden dieses Gefühles stehen.

Ich würde auch versuchen die hypnotische Suggestion auf die Erforschung der so dunklen Willensfrage anzuwenden. Und wenn es mir gelänge, eine Versuchsperson von genügender Intelligenz aufzufinden, so würde ich nicht zögern ihr den Glauben einzuflössen, dass sie Gott sei. Als geringstes Resultat sehe ich vorher die Erbringung des Beweises dafür, dass unsere graphologischen Zeichen in sehr loser Beziehung stehen zu den reinen Willenskundgebungen. Es wird sich zeigen, dass die am mindesten Raum einnehmenden Zeichen vermutlich die

*) Anmerkung des Übersetzers. In Deutschland ist diese falsche Auffassung Michons längst ad acta gelegt. In einem Aufsatze in der [illegible] „Umwandlungen meiner Unterschrift" wies ich vor [illegible] Jahren darauf hin, wie sich aus der sog. »Umständlichkeitsschlinge« zu Beginn gewisser Buchstaben der [illegible] so benannte »[illegible]« entwickelt, den man mit Fug und Recht »[illegible]punkt« nennen sollte. Das in diesem Punkte sich zeigende [illegible] spiegelt das [illegible] zu Beginn einer Handlung eines [illegible] wieder, was sich natürlich auch erstrecken kann auf die [illegible] von Geld als Gewohnheit, die verfügbaren Mittel stets im Voraus mit Bedacht zu verwenden. Wer ohne Besinnen handelt und ausgiebt, dessen [illegible] wird dieses [illegible] ermangeln.

wertvollsten sind. Auf welche Art auch die hypnotisch-graphologischen Experimente angestellt werden mögen, fruchtbringend werden sie immer nur dann sein, wofern man die Vorsicht beobachtet, eine Suggestion zu wählen, die dem Auffassungsvermögen der Versuchsperson entspricht. Es leuchtet wohl einem jeden ein, dass, wenn wir einem rohen, unverbesserlichen Trunkenbolde einreden, dass er Gott ist, wir nur eine Alkoholikerschrift erlangen werden.

Wie notwendig auch all die eben erwähnten Untersuchungen sein mögen, es giebt noch andere, die wir nicht vernachlässigen dürfen, ohne unsere Ergebnisse zu gefährden. Wir wollen, um eins hervorzuheben, von der Darstellung des Lehrstoffes reden. Sollten unsere Methoden zur Wertung der Zeichen nicht vervollkommnet werden können? Viele Graphologen habe ich ihr Talent ausüben sehen: fast alle gehen blindlings auf die Lösung los, ohne die Schrift zuvor mit sachverständigem Auge geprüft zu haben. Weil sie es nicht gleich von vornherein gelernt haben, die Schriften zu sehen, wie sie wirklich sind, urteilen sie auf gut Glück und es fällt auch danach aus. — Diesem Umstande entspringen die wesentlichsten Irrtümer. Es liegt in meinem Vorsatz diese bereits mehrfach von mir behandelte Frage wieder aufzunehmen. Thatsächlich ist es von höchster Bedeutung die Graphologen davon zu überzeugen, dass die lediglich graphische (handschriftliche) Auffassung der wichtigsten Dominanten (vorherrschenden Merkmale) einer Handschrift das einleitende Verfahren ist, dessen keiner entraten kann, das man aber nicht von selbst erlernt.

Gewisse Personen behaupten, glänzende Charakterbilder zu entwerfen, indem sie sich auf ihren graphologischen Takt stützen. Die Fehlschlüsse übergehen sie natürlich mit Stillschweigen. Wofern man indes ihre Behauptungen prüft, wird man finden, dass sie sich in erster Linie auf die Beobachtung stützen, nur dass es eine Beobachtung von höchst oberflächlicher Art ist. Wenn ihre Erfolge auf einer aufmerksameren Beobachtung beruhten, würden sie nicht so ungewiss und so vereinzelt sein. Es kann nicht oft genug betont werden, dass die rein graphische Prüfung der Schriftstücke nach strenger Methode zu geschehen hat. Verbessern wir unser Untersuchungsverfahren und verweisen wir die intuitive Eingebung an die zweite Stelle.

Die Wissenschaften bilden sich nicht immer auf logische Art. Sie entspringen einer Menge von Motiven, die in gar keinem Zusammenhange mit dem später zu verfolgenden Ziele stehen; ihre ersten Erfolge verdanken wir ebenso sehr der Phantastik als dem Genie ihrer Urheber. In demselben Maasse als sie sich entwickeln, macht die Logik wiederum ihre Rechte geltend, und es wird sonnenklar, dass die Intuition des Erfinders eine gar gebrechliche Grundlage bildet, wo es an methodischem Geiste und experimenteller Begründung fehlt. — Ich möchte dieser Idee bei den Graphologen Geltung verschaffen, denn ohne sie wird es niemals eine Wissenschaft der Graphologie geben.

Eine andere Vervollkommnung, die sich wieder an die Frage der Anordnung des Lehrstoffes knüpft, betrifft unsere Einteilung der Zeichen in Arten, Gattungen und Sondererscheinungsformen (»modes« kann auch mit »Einzelformen« übersetzt werden). Sicherlich ist sie keine endgültige trotz des sie beseelenden wissenschaftlichen Geistes. Vorausgesetzt, dass der Rahmen bestehen bleibt, wird sie an mehreren Punkten verbessert werden müssen. Dafür einige Beispiele.

Eines der Grundelemente in der Classifikation der Bewegungen ist die Intensität*). Dieser einzige Terminus enthält die Idee von Abstufungen in der Thätigkeit. Aber diese Abstufungsreihe ist zugleich »quantitativ« und »qualitativ«.

Im ersten Falle werden die Häufigkeit, die Energie, die Ausdehnung und die Schnelligkeit in der Thätigkeit als Maass dienen. Im zweiten Falle werden wir unsern Grundsatz anwenden, dass die qualitativen Gattungen diejenigen sind, die notwendigerweise einregistriert werden und welche alle Grade der durch sie wiedergegebenen Eigenschaften ausdrücken.

Es scheint, als wenn man auf dieser Grundlage die erwünschte Classification leicht aufstellen könnte. Aber eine Verwicklung taucht auf. Die Intensität ist eine so ursprüngliche Art, dass sie sich in vollem Umfange in manchen Gattungen darstellt**). Häufig sogar vermischt sie sich als Koëffizient mit den anderen Arten. Welcher Art ordnen wir z. B. die zögernde Schrift ein? Der Continuität, das steht fest. Aber sie gehört ebenfalls der Art Intensität an. In der zögernden Bewegung ist sowohl die Diskontinuität als die Hemmung enthalten***).

Ein anderes Beispiel: Die eckige Schrift ist eine Gattung der Intensität von allerhöchster Wichtigkeit, aber sie ist ebenso eine Gattung der Form. — Die kleine Schrift ist ohne Zweifel eine Gattung der Ausdehnung, aber es steht ebenso fest, dass sie eine Gattung der Intensität ist. — Die aufsteigende Schrift gehört der »Richtung« an, aber wegen der Kraftsteigerung, die ihr zugrunde liegt, ist sie ein Anzeichen für Intensität.

Das ist noch nicht alles. Diese Classification der Formen und der Bewegungen ergibt noch keine Classification der Charaktere für uns. Da unser Werk die Charaktere nicht klassifiziert, können wir es unmöglich für abgeschlossen erklären. Die Graphologie als die Kunst, den Charakter aus der Schrift zu erkennen, sollte in jeder graphischen Classifikation neben der Bezugnahme auf die Schrift auch eine auf den Charakter enthalten. Bis jetzt haben wir nur eine Classifikation der Zeichen. Wie helfen wir dieser Unzulänglichkeit ab?

Meine Damen und Herren, mir liegt der Gedanke fern, irgend ein Mitglied der graphologischen Gesellschaft kränken zu wollen, allein ich glaube, dass es an der Zeit wäre, einige neue Kräfte heranzuziehen. Die vollständige Zusammengehörigkeit der Graphologie mit der Physiologie und Psychologie ist erwiesen. So hätte denn ein Physiologe, der zugleich ein Psychologe wäre, die beste Befähigung, sich mit höherer Graphologie zu beschäftigen; nur in dieser Richtung

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Intensität = Stärke, Heftigkeit. Un sentiment intense = ein »stark ausgesprochenes« Gefühl.

**) Anmerkung des Uebersetzers. Zum besseren Verständnis für die Nichtkenner der vierten Auflage von Cr.-J. »Handschrift und Charakter« schalte ich ein, dass die 6 grossen Abteilungen, denen er die 40 allgemeinen Zeichen einordnet, also heissen:

Intensité = Stärke,
Forme = Gestaltung,
Dimension = Ausdehnung,
Direction = Richtung,
Continuité = Zusammenhang,
Ordre = Anordnung.

***) Diese von Crépieux-Jamin an seiner eigenen Schriftbeschreibungsmethode aufgezeigten Schwierigkeiten rühren, wie man sich leicht überzeugt, einzig von seinem Begriff der »Intensität« her, welcher, obschon er ausschliesslich Bewegungsmerkmal ist, doch als gleichwertiges Element neben den unmittelbaren Schriftmerkmalen figuriert. »Zögernd« z. B. ist nicht eine Schrift sondern eine Bewegung. Dieser Mangel an Bewegungsintensität aber kann sich handschriftlich in vielerlei Merkmalen wie: Ausdehnungsverminderung, Discontinuität, Verringerung der Strichbreite etc. bekunden. In ähnlicher Weise lassen sich alle übrigen von Crépieux-Jamin hervorgehobenen Verwicklungen auflösen. Die Red.

kann der künftige Fortschritt liegen. Wir wollen den grösstmöglichen Nachdruck auf jene, wie mir scheint, verkannte Grundwahrheit legen. Welches auch die nächstliegende Frage sei, man darf nur mit psychologischen und physiologischen Erwägungen an sie herantreten.

Sehen wir uns einmal die »Sensibilität« d. i. etwa »Erregbarkeit« oder besser vielleicht »Gefühlsempfänglichkeit« an. Ich habe zuvor gesagt, dass ich mich mit ihr beschäftigte, indem ich die ungleichmässige Schrift studierte, die das wesentliche Anzeichen der Erregbarkeit ist. Aber dies genügt bei weitem nicht. Am passendsten erschiene es mir, das Gebiet der Erregbarkeit je nach den 5 Sinnen abzuteilen und zu unterscheiden zwischen solchen, die hauptsächlich auf die Berührung, das Gesicht, das Gehör, den Geruch oder den Geschmack reagiren, denen also die Aussenwelt vornehmlich durch den einen oder mehrere dieser Sinne vermittelt wird. Vom graphologischen Standpunkte aus betrachtet, scheint dies nicht sehr einfach, indes es vom physiologischen und psychologischen sehr thunlich ist.

Bei Ergründung dieser Frage würde man sicherlich seine Zeit nicht verlieren, denn der Schlüssel zur Gefühlsempfänglichkeit ist gewiss dort zu finden. Man empfindet nur relativ und im geraden Verhältnis zur Beschaffenheit der Sinne, die uns die Aussenwelt erschliessen. Sie allein vermitteln zwischen Object und Subject. Nur vom Studium der Sinne ausgehend werden wir zum Gefühl gelangen. Durch das Studium der Bewegungsmuskeln werden wir zur Ermittelung der Thätigkeit geführt, indes die Erforschung der Zeitdauer für Reaktion und Umwandlung der Eindrücke die Grundlage zur Einschätzung der Intelligenz bietet.

Man wird mir einwenden, dass wenig Graphologen Musse zu solchen Arbeiten haben dürften. Wenn aber die graphologische Gesellschaft die Aufopferung eines Physiologen beanspruchen sollte, so wird sie ihn finden; um so gewisser, je höher seine Intelligenz ist. Liegt es doch im Wesen eines wahren Gelehrten sein Ideal zu verwirklichen, indem er seine Gedanken verbreitet.

Wir haben uns ein gutes Stück von den graphologischen Handbüchern entfernt, aber man wird nach dem Vorangehenden verstehen, dass wir die Ausbreitung derselben als wenig erspriesslich betrachten. Unsere Wissenschaft ist nicht vollendet genug, um in gewissen Kreisen benutzt werden zu können, wo ihre Lücken unbemerkt bleiben, und ihre Irrthümer Dogmen gleich Anwendung finden. Nur unter der Auslese der Geister wollen wir Anhänger für sie werben. Um die Erhebung der Graphologie zum Range einer Experimentalwissenschaft zu beschleunigen, wollen wir danach streben, unsere Kenntnisse inbezug auf Physiologie und Psychologie zu vermehren. Unsere Aufgabe ist eine beträchtliche, wie aus den von uns gegebenen Fingerzeigen erhellt. Nichtsdestoweniger ist dies ein höchst unvollständiges Forschungsprogramm. Ein Mensch wird dieser Aufgabe nicht gewachsen sein, wohl aber eine Genossenschaft ihr genügen. Die geduldige Mitwirkung einer grossen Menge gescheiter Arbeiter, die den Stoff methodisch sammeln und sondern, kann allein die Graphologie auf gleiche Höhe mit den andern Wissenschaften heben. — Dieses ist die Aufgabe der graphologischen Gesellschaft. Ich lebe der Hoffnung, dass sie dieselbe nicht vernachlässigen wird.

Mitteilungen.

Neue Deutungen.

27. **Hans Schneickert:** Unwillkürliche Kürzungen von Buchstaben und Silben.

Man kommt bekanntlich oft in die Lage, sich rasch einige schriftliche Notizen machen zu müssen; wer in seinem Beruf viel stenographiert, der wird es schwer fertig bringen, eine solche Notiz nicht ganz, oder wenigstens zum grössten Teil zu stenographieren. In dem Streben, die Schnelligkeit der Schrift dem Lesen, Hören oder dem blossen Gedankenfluge anzupassen, wird gekürzt, wo es nur angeht. Wer aber nicht stenographiekundig ist, wird eben das Wort jedes Mal auf solche Weise abzukürzen suchen, dass es trotzdem für jeden verständlich bleibt. Es haben sich daher im schriftlichen, besonders im Geschäftsverkehr ganz stereotype Abkürzungen eingebürgert, wie: z. B., u. a; u. s. w.; etc.; u. A. w. g.; D. O. (Der Obige); D. G. (Durch Güte), p. b. (par bonté); m. b. H. (mit beschränkter Haftung) und ähnliche. Aber auch andere beliebig gebildete Abkürzungen von Wörtern zur Förderung der Schnellschrift treten im täglichen Leben sehr häufig in Schriftstücken jeder Art auf; z. B. „Für d. erste Hälfte d. Mon. Okt. word. d. Neuwahlen f. d. engl. Unterhaus erwart., aber noch zeigt sich nirgends auch nur d. kleinste Ansatz einer Wahlbewg. . . ." Derartige Abkürzungen stören nicht im geringten beim Lesen. — Nun gibt es aber auch genug Fälle, wo es nicht angeht, übermässig zu kürzen oder etwa Stenographie anzuwenden. Der gleichwohl bestehende Drang, schnell zu schreiben und nach Möglichkeit zu kürzen, pflegt dann unwillkürlich Kürzungen zu erregen, welche die Lesbarkeit nicht stören.

Dieselben treten in der Regel am Ende eines Wortes auf, und zwar finden sie sich am häufigsten bei den Endsilben en und er; an Stelle dieser Buchstaben tritt ein ihrer Schreibdauer annähernd entsprechender Strich in

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

verschiedenster Form und Länge auf. Vgl. Fig. 1 (Hochwohlgeboren); Fig. 2 (aber); Fig. 3 (nächsten). Welche Verkümmerung der verkürzten Schriftzüge dabei zustande kommen kann, zeigt z. B. Fig. 4 (Mannheim).

Fig. 4.

Eine andere Art der Kürzung besteht in der Verbindung zweier Buchstaben zu einem einzigen, z. B. Fig. 5 (erst); Fig. 6 (Apotheker); Fig. 7 (ganz); Fig. 8 (Hauptsache); vgl. hierzu das p im Worte Apotheker (Fig. 6).

Fig. 5. Fig. 6.

Fig. 7. Fig. 8.

Bemerkenswert ist, dass in Handschriften, in denen derartige Kürzungen der Endsilben und -Buchstaben vorkommen, sich in der Regel auch bei anderen als den obengenannten Buchstaben auffallende Vereinfachungen finden, Fig. 9 (Lehrer), Fig. 10 (Verbindung), in

Fig. 9. Fig. 10.

welchem Worte die Mehrzahl der Buchstaben (nämlich e. r, n, bzw. d, ng) in ihrer Schreibdauer gekürzt sind; Fig. 11 (Meine Cousine ...).

Fig. 11.

Ausserdem ist in derartigen Schriftproben naturgemäss stets Buchstabenbindung in den einzelnen Wörtern vorherrschend, vergl. die obigen Schriftproben. Besonders ist bei diesen Schriftproben die Verbindung der Uebersetzungszeichen mit nächstfolgenden Buchstaben nicht selten. (Vgl. Fig. 12).

Nach diesen graphobiologischen Erörterungen mögen nun noch einige Worte über die Bedeutung derartiger Schrifttypen folgen. Bezüglich

Fig. 12.

der regelmässigen und überwiegenden Verbindung ist die Deutung schon bekannt: Logik; Grübelei; im weiteren Sinne: Anpassungsfähigkeit. Schriftproben, deren Endbuchstaben in Wellenlinien aufgelöst sind, hat man gedeutet auf „Verschlossenheit“ und „Undurchdringlichkeit“. Ich möchte aber den ebenerwähnten Schrifttypen, die auf solche Eigenschaften des Charakters deuten sollen, keine primäre Bedeutung beilegen, sondern die Sache von dem bezeichneten Ausgangspunkte aus betrachten. Man strebt, wie ich schon sagte, stets darnach, seine Handschrift der Schnelligkeit des Fortschreitens der die Schreibthätigkeit direkt beeinflussenden Momente wie Lesen, Hören, Gedankenflug möglichst anzupassen, und eben dadurch sucht man alle entbehrlichen Zusätze bei den Schriftformen zu vermeiden und die Buchstaben möglichst einfach zu gestalten. Dabei geschieht es, dass die Buchstaben oft nur durch einen Punkt oder Strich angedeutet werden; wenn auch so entstandene Buchstaben oft, für sich selbst betrachtet, rätselhaft erscheinen mögen, so finden sie doch im Zusammenhange des Wortes ihre unzweifelhafte Bedeutung. In der Schrift könnte man ja viele Buchstaben entbehren, besonders Endsilben, ohne dass die Wörter im Ganzen unleserlich würden. Es würde genügen diese entbehrlichen Schriftzüge einzig durch einen Strich zu bezeichnen; die Deutlichkeit könnte dabei vollkommen gewahrt bleiben. Von einem Menschen aber, der dafür sorgt, dass seine Schrift leserlich ist, kann man wohl nicht sagen, dass er „verschlossen“ und „undurchdringlich“ sei! — Eher dürfte man unter Berücksichtigung der lang ausgezogenen Endstriche an Vorsicht denken; auch Wohlwollen, Gutmütigkeit, Zuvorkommenheit wären in Betracht zu ziehen, sofern Rundungen vorherrschen. (Vgl. Fig. 11). Jene Deutung auf Verschlossenheit und Undurchdringlichkeit mag man noch gelten lassen bei Schriftzeichen, die ein Wort dermassen entstellen, dass es überhaupt nicht zu entziffern ist. Der „verschlossene“, „undurcghdrinliche“ Mensch scheut sich nicht, durch arge Entstellung der Schriftzeichen dem Leser den Inhalt des Geschriebenen schwer verständlich zu machen. — In erster Linie werden aber die unwillkürlichen Kürzungen von Buchstaben und Silben zu deuten sein auf Geistesgewandheit und Gedankenfülle, bei welcher das Schreiben nicht schnell genug vor sich gehen kann. Was die Verkürzung und Vereinfachung einzelner Buchstaben anlangt, so ist die Deutung auf Mässigung, Nüchternheit und ungeziertes Benehmen berechtigt; desgleichen in Hinsicht auf die Verbindung mehrer Buchstaben zu einem einzigen Schriftbilde, wobei jedoch die mehr oder minder geschickte Anordnung dem ganzen Schrifttypus noch eine bemerkenswerte Orginalität verleiht. —

Zum Schlusse will ich noch auf die Thatsache hinweisen, dass bei Geisteskranken auch häufig Kürzungen im Worte vorkommen, die aber einen anderen Ursprung haben und sich daher auch nicht der obigen Deutung anpassen können.

Physiologie des Schreibens.

Wilhelm Jordan's Ambidexter. Das Schreiben mit der linken Hand ist bekanntlich von graphologischen Autoren — wie Henze, Crepieux-Jamin, Preyer, — als experimentelles Beweismittel für die Abhängigkeit handschriftlicher Eigentümlichkeiten vom Gehirn verwendet worden. Man hat jedoch stets nur ganz oberflächlich die gewohnte Rechtshandschrift mit der ungewohnten Linkshandschrift verglichen; besonders geachtet wurde nur auf die Ähnlichkeiten in der Bildung und Anordnung der Schriftzeichen, sowie auf die Verschiedenheiten in der Buchstabengrösse und in der Bewegungscontinuität.

Schwiedland[1]), Meyer-Albertini[2]) und Preyer[3]) haben auch noch auf einige armlose Persönlichkeiten hingewiesen, die mit anderen Körperteilen (Füssen, Mund) fliessende „Handschriften“ produzierten, welche einer zutreffenden graphologischen Diagnose unterworfen wurden. Hiermit ist allerdings die Abhängigkeit der Handschrift vom Charakter oder physiologisch gesprochen, vom „Gehirn“ dargethan. Ob aber dieselbe eine totale ist, bezw. in welchem Maasse der schreibende Körperteil durch seine Besonderheit die Handschrift zu beeinflussen vermag, das ist weder durch die Fuss- und Mundschriften der Schweizerin Aimée Rapin, des Russen Nikolai Wassiliewitsch Kobelkoff u. s. w., noch durch die experimentellen Linksschriften zu ermitteln. Der einzige hierzu geeignete Fall ist von Preyer[4]) publiziert, dessen Beobachtungen jedoch noch keine Erklärung erfuhren; wir werden hierauf noch zurückkommen. Zur

[1]) Schwiedland: „Die Graphologie“.
[2]) Meyer-Albertini: „Lehrbuch der Graphologie“.
[3]) Preyer: „Zur Psychologie des Schreibens“.
[4]) Preyer: „Über Mundschrift“. In „Die Handschrift“ 1885, Nr. 3, S. 33—37.

Beantwortung der sehr wichtigen Frage über Art und Umfang jener Abhängigkeit müssten wir Handschriften von Personen haben, die ebenso sicher und gewandt mit der rechten, wie mit der linken Hand schreiben. Wir glauben nun am wirksamsten zu Untersuchungen über jenes Problem anzuregen, wenn wir das Wesentliche aus den höchst interessanten „Bekenntnissen" eines solchen „Ambidexter" (= Zwierechts) im Folgenden anführen. Im Jahre 1891 veröffentlichte Wilhelm Jordan, der berühmte Dichter der „Nibelunge" ein Buch, „Episteln und Vorträge"[1]) in welchem sich ein Essay „Ambidexter" findet. Jordan berichtet zunächst, wie er überhaupt auf den Gedanken kam, mit der linken Hand das Schreiben zu versuchen; die umfangreiche Niederschrift und die fortwährenden Verbesserungen und Abschriften seiner „Nibelungen" hatten eine Schreibmüdigkeit erzeugt, die „bis zu krampfdrohenden Schmerzen stieg". Und nun heisst es weiter[2]): „Eines Tages legte ich die Feder fort und stützte den Kopf in die müde, den Dienst versagende rechte Hand. Mein Blick fiel auf die das Papier haltende Linke. Zwischen mir und ihr entspann sich ein Wechselgespräch.

„Faules Geschöpf! Mitleidlose Müssiggängerin! Bist du doch auch ausgestattet mit Fingern und gegenstellbarem Daumen. Kannst du deiner geplagten Schwester nicht arbeiten helfen?

— Dich schelte, nicht mich. Du hast meine Erziehung vernachlässigt. Aber vielleicht ist es noch nicht zu spät, mich was lernen zu lassen. Nimm mich in die Schule. Stelle mich an als zweite Schreiberin zur Ablösung. Bin längst eifersüchtig auf die vorgreifliche Schwester, die mir so wenig zu thun erlaubt. Versuch's ohne Zaudern."

Ich gehorchte sogleich, überliess ihr die Feder und legte ihr ein Probeblatt bereit.

Ach wie ungeschickt benahm sie sich schon beim ersten Eintauchen. Dann welches Gestrauchel im Zickzack, welches Ausgleiten zu Haken mit Spritzern, vergleichbar etwa dem ersten Schlittschuhversuch auf glattem Eise. [illegible] als [illegible] Aussehen. Dass dieselben den ersten Vers meiner Nibelunge [illegible]

Ich wage [illegible] Wege [illegible]

[illegible]

als ich ihnen beinahe halb so viele Minuten gewidmet beim wohl zwanzigsten Hinpinseln desselben Verses.

Ich liess mich nicht abschrecken durch die Geringfügigkeit der Besserung mittelst verschwenderischen Zeitaufwandes. Täglich fortan widmete ich der Linksschrift eine halbe Stunde. Doch der Fortschritt blieb entmutigend langsam, das Aussehen auch der bestgelungenen Zeilen gequält kritzlich, bis ich zwei Entdeckungen machte.

Aus meiner Gewohnheit, das Papier so zu legen, dass die Zeile gegen die Tischkante in einem Winkel von ungefähr dreissig Graden bergan läuft, schloss ich, dass sie beim Linksschreiben in gleichem Masse bergab gerichtet sein müsse. Die Probe ergab sofort wesentliche Besserung.

Noch entscheidender war die zweite. Ich ward gewahr dass Hand und Feder den fertigen Teil des Wortes ganz, das eben entstehende Schriftzeichen teilweise zudeckten. So gestatteten sie letzterem nur aus der Erinnnerung und wie im Finstern tappend, weil ohne beständige Führung durch das Auge, das Gleichmass mit den Vorgängern und die gebotene Richtung der Striche zu erstreben. Was war schuld daran? Dass ich auch mit der linken Hand die Buchstaben eben so von links nach rechts geneigt bilden wollte, wie es beim Rechtsschreiben aus dem eben angegebenen Grunde notwendig und deshalb herkömmlich ist.

Schon viel bequemer flossen sie aus der Feder, wiewohl immer noch steif, als ich sie kerzengerade aufrecht stellte. Alles aber war wie auf einen Ruck gewonnen, als ich sie von rechts nach links geneigt legte. Das wankende Gekrieche der Federspitze verwandelte sich in festes Schreiten. In derselben Zeit, die ich zuvor verwendet, um fünf, immer noch krause und höckerige Zeilen zu Stande zu bringen, waren jetzt ihrer zwanzig resolut aufmarschiert und nicht nur deutlichst lesbar, sondern auch schon annehmbar gleichmässig in festen Grund- und feineren Haarstrichen ohne Ausglitscher und Klexe.

Nach vierzehn Tagen hatte ich eine brauchbare zweite Schreibhand zur Verfügung."

[illegible] die Vorteile, die sich [illegible], dass seine linkshändige [illegible] um mehr als ein Drittel ge[illegible] rechtshändige. Die grössere [illegible] veranlasste [illegible] Niederschrei[illegible] der Rechts[illegible] Spiegelungen zu [illegible] spätere Nach[illegible] abgeholfen wird [illegible] zu folgender Ar[illegible] bediente er sich [illegible] erst zu ersinnenden

[1]) [illegible]

[2]) [illegible]

Textes"; der rechten Hand blieb die Aufgabe der Abschrift. Bei den linkshändigen ersten Niederschriften beobachtete aber der Dichter noch einen ausserordentlichen und völlig ungeahnten Vorteil. Er schreibt hierüber wörtlich[1]): „Der beste Gewinn aber ist physiologisch so merkwürdig und dabei so seltsam, dass ich es Niemanden zumuten darf, mir ohne eigene Erfahrung zu glauben, um so mehr aber wünschen muss, mein Beispiel von Andern befolgt und meine Behauptung bestätigt zu hören.

Ich weiss nun verlässlich, dass von der Schreibfertigkeit nur eine Hälfte auf der Übung der Hand und der Finger beruht.

Zu sicherem Fahren mit dem Wagen ist nicht nur ein lenksames Gespann, sondern auch ein tüchtiger Kutscher unentbehrlich. Beim Schreiben sind, wie dem Wagen die Pferde, so der Feder die Finger vorgespannt und deren Kutscher ist das Gehirn. Auch dieses muss die Kunst der Lenkung erst praktisch erlernen.

Ich behaupte nun zu wissen, dass die in vielen Jahrzehnten erlangte Fertigkeit des Gehirns, die Rechte schreiben zu lassen, es zwar wesentlich unterstützt beim Erwerben ähnlicher Übung in der Schreibführung der Linken, dass aber jene ältere Lenkkunst sich nicht unmittelbar überträgt auf die für die Gliederbewegung der linken Körperseite im Centralorgan vorhandenen motorischen Nerven, sondern von diesen, wie durch Nachahmung eines vorgehaltenen Musters, nur allmälig gewonnen wird. Auch steht es ja, so viel ich weiss, anatomisch, durch Tierversuche und Lähmungserscheinungen fest, dass für die linken Gliedmassen vom Telegraphenamt im Kopf eine besondere Abteilung thätig ist, welche der rechten Seite direkt nichts zu befehlen hat.

Durch das Schreiben mit der zugehörigen Hand und dessen ganz von selbst eintretende Folge ihren Gebrauch zu vielen andern bisher selten oder gar nicht unternommenen Thätigkeiten, erzieht sich diese Hirnabteilung mit der Lenkkunst behenderes Nervenspiel, verstärkte Kraft und wahrscheinlich auch stoffliche Vermehrung.

Wie aber der gesteigerte Handgebrauch wohlthuend und kräftigend einwirkt auf die Muskulatur auch der Brust und des Beins derselben Seite, ebenso vorteilhaft beeinflusst das durch Übung gestärkte Gliederlenkamt im Hinterkopf auch das Centralorgan im Vorderhirn, welches Hören und Sehen zu Vorstellungen ordnet, das Reden und Denken besorgt und das zur Zeit noch allerunbegreiflichste Weltgeheimnis, unser Bewusstsein, zu Stande bringt.

So bin ich denn der Meinung, dass das erfahrene Mindermass von Korrekturbedarf bei linkshändiger Erstschrift zwar zumeist, aber keineswegs allein der längeren Besinnzeit zu verdanken sei.

Während ich mehr als die Hälfte von „Hildebrants Heimkehr" erstmals mit der Linken zu Papier brachte, hatte ich zugleich die Empfindung, dass die Gedankenwerkstatt erweitert sei um einen bisher unbenutzten Raum. Eigenartig erfindsame Vorstellorgane von jungfräulicher Frische schienen arbeitsfroh mitzuwirken und sich dankbar dafür zu erweisen, dass sie nach langer, unfreiwilliger Musse auch endlich dichten durften."

Diese Thatsache ist zwar äusserst merkwürdig, aber sie wird sich — was wir nicht bezweifeln — praktisch leicht von einer grösseren Anzahl von Schriftstellern bestätigen lassen. Dann wird auch das Handschriftenmaterial vorliegen, welches wir nötig haben zur Beantwortung der oben angeführten Frage.

Inzwischen möchten wir, als vorläufige und von Jordan's Ausführungen völlig unabhängige Bestätigung, eine Stelle aus Preyer's oben zitiertem Aufsatz erwähnen. Hier wird der Fall des Herrn Du Jarrys Freiherrn von La Roche behandelt. Der genannte Herr war durch völlige Lähmung beider Arme und Hände zum „Mundschreiber" geworden und ging dann, wie er in einem Briefe an Prof. Preyer wörtlich sagt: „alsbald unter die Schar der Witzfabrikanten, gelangte sogar zu den erfolgreichen, obschon ich früher keine Scherzader an oder in mir entdeckt hatte. Als aber diese Humorwelle verlaufen war, machte ich mich an Ernsteres, und jetzt fühlte ich, dass die Löcher im Wissen so wenig warm geben, wie jene im Rocke". Prof. Preyer konnte nun auf Grund einer früheren Rechtshandschrift (1881) konstatieren, dass hier noch nichts von der später hervorgetretenen „Scherzader" zu entdecken war. Er beobachtete diesen Umstand aber nicht näher, ebensowenig wie die eben zitierten Äusserungen. Dieselben beweisen uns jedoch, dass der vorliegende Fall den Jordan'schen Beobachtungen in doppelter Weise analog ist: Sobald die Schreibgewandtheit des Mundes (bezw. der linken Hand) das „Denken mit der Feder" erlaubte, stellten sich Gedanken ein, wie sie früher bei der Rechtshandschrift nicht auftraten. Bei Jordan wissen wir nicht, in welcher Art sich die grössere Gedankenoriginalität in der Linkshandschrift zeigte; bei La Roche aber ist wenigstens das Auftreten der „Scherzader" in der späteren Mundschrift und ihr Fehlen in der früheren Rechtshandschrift festgestellt.

Hans H. Busse.

[1]) l. c. S. 305—308.

Litteratur.

Meyer, L.— (Laura v. Albertini). — Lehrbuch der Graphologie. — Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. — (Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1900. 261 Seiten. 5 Mk.)

Als im Jahre 1895 die erste Auflage dieses Werkes erschien da erfüllte es ein wirkliches Bedürfnis; es fehlte ja ein populäres Lehrbuch der Graphologie, welches trotzdem dem damaligen Stande der wissenschaftlichen Graphologie einigermassen entsprach. Allerdings trat das Werk bereits damals mit dem Anspruche auf, ein Lehrbuch schlechthin zu sein. Dieses war es aber ganz und gar nicht; mit Recht hat z. B. Langenbruch in seiner Kritik[1]) hierauf hingewiesen. Als populäres „Lehrbuch der Graphologie" hat aber die 1. Auflage des L. Meyer'schen Werkes in ernster und gediegener Weise gute Dienste für die Graphologie gethan. Vor Kurzem ist nunmehr die 2. Auflage erschienen. Aus dem Vorworte hierzu müssen wir die zwei Mittelsätze citieren; Frau L. Meyer schreibt: „Die vielen günstigen Zeitungsrecensionen, die Anerkennungs- und Dankesschreiben, die mir das Buch in so reichem Masse aus den verschiedenen Erdteilen und den verschiedensten Ländern eingetragen hat, überzeugen mich, dass die von mir eingeschlagene Bahn eine für ein Lehrbuch richtige war. Dies ist für mich der bestimmende Grund, dasselbe in der Hauptsache unverändert zu lassen, um so mehr als wichtige, umwälzende Entdeckungen auf dem Gebiete graphologischer Wissenschaft seit Veröffentlichnng der ersten Auflage (1895) nicht gemacht wurden." Wir wollen einstweilen ganz absehen von anderen Publikationen und fragen nur: Hält Frau v. Albertini auch Preyer's „Zur Psychologie des Schreibens" für so belanglos, dass sie die zweite Auflage ihres Lehrbuches unverändert in der Hauptsache ohne irgendwelche nennenswerte Berücksichtigung des Preyer'schen Werkes herauszugeben wagte? Bei Abfassung der ersten Auflage war dieses Werk der Frau v. Albertini ja nicht bekannt und konnte dieses auch wohl noch nicht sein, obwohl sie jetzt das Vorwort der ersten Auflage mit „Oktober 1895" datiert; das ist jedoch ein Irrtum, es dürfte „Oktober 1894" heissen sollen. Preyer's Werk ist aber der Frau v. Albertini, (die ja in dem zweiten Teile der ersten Auflage ihres Buches noch den im Mai 1894 erschienenen Aufsatz Preyer's so vielfach erwähnte), wohl schon 1895 bekannt geworden, sie hat es auch gelesen, sie findet es auch für Graphologen „sehr interessant"[1]); — trotzdem wagt sie jenen Satz ihres Vorwortes zu veröffentlichen! Ein Werk, das „für Graphologen sehr interessant" ist, dürfte doch Einiges enthalten, was bei der Neuauflage eines früher erschienenen Buches berücksichtigt werden sollte. Für Frau v. Albertini's „Lehrbuch der Graphologie" in zweiter Auflage ist Preyer's epochemachendes Werk ohne Einfluss gewesen, obwohl sie es in dem Anhang „Graphologische Literatur" citiert (S. 258). So weit wir wissen, sind ja freilich noch manche Arbeiten erschienen, die zwar nicht einzeln, aber doch in ihrem Zusammenwirken recht „wichtige, umwälzende Entdeckungen auf dem Gebiete der graphologischen Wissenschaft" repräsentieren, deren Kenntnis und Verwertung von Jedem verlangt werden muss, der gegenwärtig ein „Lehrbuch der Graphologie" veröffentlicht. Frau v. Albertini hat diese Anforderung bei der zweiten Auflage ihres Werkes nicht erfüllt, trotz des verheissungsvollen Titelzusatzes „vermehrt und verbessert"; das Werk ist mithin schon bei seinem Erscheinen veraltet; man kann es jetzt nur noch denen empfehlen, welche die populäre Graphologie nach dem Stande vom Jahre 1895 kennen zu lernen wünschen. Die Vermehrung des Werkes liegt nur in einigen Einfügungen und Hinzufügungen, besonders durch Darlegung der graphologischen Seite des „Fall Dreyfus". Eine Verbesserung haben wir aber nur in der Ausstattung des Werkes finden können, die geschmackvoll im modernen Stil gehalten; man sieht jedoch mit Bedauern, dass nur der Verlag der Entwicklung und dem Fortschritte der letzten fünf Jahre Rechnung getragen hat; die Verfasserin hat nichts verbessert. Am allerdeutlichsten zeigt sich dieses im Anhang. Hier heisst es z. B. auf S. 256 noch jetzt gerade so falsch wie vor fünf Jahren: „Goethe (Brief an Lavater vom 3. April 1820)"[2]); ein geradezu bewunderungswürdiges Selbstbekenntnis gibt aber Frau v. Albertini in ihrem Verzeichnis „Graphologische Literatur"; nur 53 Namen und Titel sind hier mit einer erstaunlichen bibliographischen Oberflächlichkeit aufgezählt; Namen von neueren deutschen graphologischen Autoren, wie Dr. L. Klages, Dr. G. Meyer, Baronin Ungern-Sternberg fehlen völlig. Von Publikationen nach dem Jahre 1895 kennt Frau v. Albertini nur Dilloo's „Handschriftendeutung" und Busse's „Handschriftendeutungskunde". Dass aber

[1]) Vgl. „Die Handschrift" 1895, S. 63 und 64. — Vgl. ferner Busse's Recension in „Die Gesellschaft" 1896. III., S. 428 f.

[1]) In der Einleitung zum zweiten Teile (S. 115) ist zur ersten Erwähnung von Preyer's Namen bei der zweiten Auflage folgende Einfügung gemacht: „Prof. Preyer, Herausgeber des Buches zur Psychologie der Handschrift, welches für Graphologen sehr interessant, aber für Laien verwirrend und zu wenig klar und übersichtlich ist."

[2]) Über diesen schon oft gerügten Irrtum vgl. „Graphologische Monatshefte" 1900, S. 43.

Crépieux-Jamin's Hauptwerk „L'Ecriture et le Caractère" 1896 eine vierte und sehr veränderte Auflage erfuhr, — dass 1897 desselben Autors kleineres Werkchen, ebenfalls in neuer Bearbeitung erschien und demgemäss auch die deutsche Uebersetzung in vierter Auflage neu von Busse herausgegeben wurde, — dass die kurz erwähnten „Berichte der G.-G." seit 1899 als „Graphologische Monatshefte" erscheinen, — dass von Lazare ein grosses Werk mit graphologischen Gutachten von Crépieux-Jamin, Prof. Moriaud, Bridier usw. veröffentlicht wurde, — dass von Cornelis, Marer, Keene, Poppée, Schooling usw. in verschiedenen Sprachen die ersten graphologischen Werke erschienen, — von all diesen wichtigen literarischen Erzeugnissen weiss Frau v. Albertini in ihrer Zusammenstellung „Graphologische Literatur" gar nichts. Man könnte nun ja vielleicht auch annehmen, dass sie hier nur die von ihr gelesenen Bücher hätte aufzählen wollen; das ist aber — wie leicht nachzuweisen wäre — nicht der Fall. Höchst seltsam endlich ist noch, dass sich manche Irrtümer der ersten Auflage auch jetzt noch finden, obwohl schon in Recensionen derselben darauf hingewiesen wurde; z. B. heisst der Autor von „Les signes révélateurs" „Léonce Vié," nicht „Vict. Léonce"; von Michon's „Dictionnaire" erschien durchaus nicht der erste Band, sondern das Werk ist mitten im Artikel „Princesse de Beauveau-Craon" auf S. 136, (17. Bogen) abgerissen, d. h. es ist auch nicht ein erster Band vollendet; umgekehrt gibt Michon's „Mémoire" (1880) keinen Anlass für die Bezeichnung: „Nicht vollendet". Obwohl diese kleineren Irrtümer Manchem sehr unwesentlich scheinen mögen, — als Symptome für eine sehr flüchtige und durchaus unwissenschaftliche Arbeitsweise sind sie leider, nach unserer Ansicht wenigstens, sehr wichtig.

Wir haben dem Erscheinen der zweiten Auflage von Frau v. Albertini's „Lehrbuch" mit einiger Spannung entgegengesehen; hier musste sich uns ja zeigen, ob die für die praktische Ausbreitung und Anerkennung der Graphologie seit Anfang der achtziger Jahre so verdienstvoll wirksam gewesene Schweizer Graphologin fähig und gewillt war, dem neuen Kurs der wissenschaftlichen Graphologie sich anzuschliessen. Zu unserem Bedauern und zu ihrem eigenen Schaden hat L. Meyer (L. v. Albertini) dieses abgelehnt, ja sie hat den Mut gehabt, einen wesentlichen Fortschritt der graphologischen Wissenschaft seit dem Jahre 1896 zu leugnen. Damit aber ist ihre Bedeutung für die Geschichte der Graphologie klar gelegt; sie hat in einer tüchtigen und arbeitsreichen Praxis die deutsche Graphologie in der ersten Periode (1881—1895) gut vertreten; die neuere wissenschaftliche Graphologie aber hat sie nicht nur nicht gefördert, sondern sogar nicht einmal erkannt. L. Meyer's Bedeutung für die Graphologie erreichte also im Jahre 1895 mit dem Erscheinen der ersten Auflage vom „Lehrbuch der Graphologie" den Höhepunkt; die jetzt vorliegende, im Wesentlichen völlig unveränderte zweite Auflage müssen wir, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, entschieden ablehnen. Das Werk mag bei den zahlreichen Lesern von „Ueber Land und Meer" oder „Vom Fels zum Meer" noch einen grossen Absatz finden; von wissenschaftlichen Graphologen kann es jetzt auch nur als „populäres" Lehrbuch nicht mehr, wie früher, empfohlen werden. Hans H. Busse.

Skowronnek, Fritz. — Graphologische Uebergriffe. (In „Unterhaltungsblatt des Vorwärts". 1900. No. 169. 2. Sept. S. 674.)

Vor zwei Jahren haben wir bereits einige Proben gegeben für die Kühnheit, mit welcher Personen, die nur eine sehr geringe Ahnung von der gegenwärtigen wissenschaftlichen Handschriftendeutungskunde haben, sich über Graphologie in Zeitschriften äusserten[1]). Der vorliegende Aufsatz gehört völlig in diese Gruppe selbstbewusster Journalisten-Allweisheit. Der Verfasser kennt nur einige graphologische Briefkasten-Urteile und ein oder zwei neuere, aber oberflächliche Aufsätze. Preyer's Werk wird zwar citiert, doch kann Skowronneker es niemals wirklich kennen gelernt haben, sonst könnte er unmöglich unmittelbar nach dieser sachverständig klingenden bibliographischen Angabe (— welches „Mäntelchen" hat der Herr Verfasser damit wohl seinem Aufsatze „umhängen" wollen?! —) sich also äussern: „Trotz aller Bemühungen ihrer Anhänger hat die Graphologie bisher den Beweis nicht erbracht, dass sie mit Fug und Recht auf den Rang einer Wissenschaft Anspruch machen kann. Dass „Schreibsachverständiger" und „graphologischer Handschriftensachverständiger" etwas sehr Verschiedenes sind, weiss Herr Skowronnek natürlich nicht; leider irrt er sich auch darin, dass erst „Vor Kurzem sogar ein Graphologe in einem weitverbreiteten Blatt mit dem Anspruch hervorgetreten, krankhafte Veränderungen der Psyche aus der Handschrift erkennen zu wollen". Und mit seinem Hilferufe: „Es wäre Sache der psychiatrischen Wissenschaft, derartige müssige Spekulationen in ihre Schranken zurückzuweisen", wendet er sich an eine völlig unrichtige Stelle, denn jene Seite der Graphologie ist — von Psychiatern angebaut; Namen wie: Erlen-

[1]) Vgl. „Laienweisheit in Zeitungen", In „Berich der D. G. G." 1898. S. 76 ff.

[illegible]

[illegible] vorwitzig und leichtgläubig zu [illegible]. Die wissenschaftliche Xenologie muss demnach sowohl Grenzen überschreiten, als auch Grenzen innehalten. Sie ist weil ihr Forschungsgebiet zwischen zwei Grenzen liegt, in doppelter Hinsicht eine „Grenzwissenschaft."

Dem Gesagten zufolge ist der Zweck der „Deutschen Xenologischen Gesellschaft" (D. X. G.) leicht und scharf zu formulieren. Die D. X. G. will alle Diejenigen zu gemeinsamer Arbeit und geschlossenem Vorgehen vereinigen und einigen, welche ein wissenschaftliches Interesse daran haben, jene oben genannte „erste Grenze" empirisch und sachlich zu überschreiten und vor der „zweiten Grenze" [illegible] halt zu machen. Selbstverständlich [illegible] jedem Mitglied persönlich unbenommen, auch über den zweiten Grenzpfahl hinaus [illegible]-Exkursionen auszuführen. Irgend welcher Zwang soll und kann dabei um so weniger ausgeübt werden, weil der „Horizont" eines jeden subjektiv verschieden ist, [illegible] nirgend scharfe und feste [illegible] giebt und weil man heute [illegible] bestimmen kann, was alles [illegible] unanfechtbaren Beweise [illegible]. Aber die D. X. G. als [illegible] nur mit dem [illegible] der ersten Grenze liegenden [illegible] sinnlich instrumentellen [illegible]; nur mit [illegible] allgemein gültigen, [illegible] baren Wahr[illegible], philosophi[illegible] — in der festen [illegible] diese sich selbst weise [illegible] am ehesten der [illegible] bewegung" in weitere Kreise [illegible] und allgemeine Zu[illegible] schaffen.

[illegible] hiermit liegt eine religiöse, [illegible] ästhetische Fruktifizierung jen[illegible] nisse der Gesellschaft fern, [illegible] oder jener Einzelne meinen, [illegible] anwendung nicht entraten zu [illegible] zu dürfen. Ja, viele beschäftigen [illegible] lich nur ihrer religiösen und mo[illegible] bedürfnisse wegen mit dem „Jenseits" [illegible]. Aber die Wissenschaft — auch [illegible] wissenschaft, die Xenologie — frägt [illegible] irgend welchen Nutzanwendungen [illegible] resultate, nicht nach dem praktischen [illegible] ihrer Erkenntnisse. Die Wissen[illegible] forscht nach Wahrheit einzig [illegible] allein der Wahrheit selber [illegible]. Keine Religion, aber auch keine [illegible] und keine Kunst steht höher als die [illegible] heit!"

H. H. B.

Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Busses Handschriften-Deutungskunde.*)

Von

Dr. Ludwig Klages.

Obwohl die Bussesche Handschriftendeutungskunde in der graphologischen Litteratur der letzten zehn Jahre die erste Stelle einnimmt, werden wir dennoch manche Vorschläge und Wünsche geltend zu machen haben. Wir wüssten jemandem, der die Graphologie gründlich erlernen will, nichts Besseres als dies Werk zu empfehlen; aber wir bedauern, nicht wenigstens zugleich auf ein zweites hinweisen zu können, welches die starre Einseitigkeit dieser paragraphenmässigen Zusammenfügung aller Einzeldaten durch eine ebenso ausführliche Darlegung der Beweismethoden zu ergänzen vermöchte. Das einzige, nicht populäre Graphologiewerk neben dem Busseschen — das von Preyer — bietet die gewünschte Ergänzung nicht. Sein dauerndes Verdienst ist die wertvolle Schriftenanalyse, welche es enthält, aber seine Begründungsversuche graphologischer Erfahrungsthatsachen haben im wesentlichen nur mehr Bedeutung durch die Denkanregung, die von ihnen ausgeht Damit soll kein Vorwurf gegen die beiden Forscher erhoben sein. Preyers »Psychologie des Schreibens« erschien im Jahre 95 — die erste Abfassung der Handschriften-Deutungskunde von Busse fällt in die Jahre 95 und 96. Sie entstand aus dem Bedürfnis, das in einer weitschichtigen Buch- und Zeitschriftenlitteratur verstreut liegende Material graphologischer Empirie zum ersten Male in einem Werke darzubieten. Indem dergestalt neben den angehäuften Beobachtungsschätzen die breiten theoretischen Lücken zu Tage traten, wurde erst jene neueste Wandlung in den Prinzipien der Graphologie ermöglicht, welche zur Folge hat, dass keines der beiden Werke den nun an ein wissenschaftliches Lehrbuch zu stellenden Forderungen völlig mehr Genüge leistet.[1]) Busses Werk will demnach nicht als abgeschlossene Leistung betrachtet sein, sondern als erster Versuch in einer vor ihm überhaupt noch nicht betretenen Richtung. Davon ist der Verfasser selbst durchdrungen, wie nicht nur sein Vorwort, sondern auch die Thatsache beweist, dass er sogar die zweite Auflage als Manuskript vervielfältigen liess. Wir entsprechen seinem persönlichen Wunsche und glauben sowohl ihm für die spätere Drucklegung seines Buches (ca. 1904) als auch denjenigen zu nützen, welche ihrem Studium der Graphologie noch die vorliegende 2. Auflage des Busseschen Werkes zu Grunde legen werden, wenn wir unsere Auffassungsunterschiede auseinandersetzen. Man möge sie nicht im Sinne des Tadels nehmen, sondern in ihnen die rückblickende Beurteilung eines bisher unbestrittenen Meinungsbestandes durch neu erworbene Grundeinsichten erblicken.

*) Die Handschriften-Deutungskunde. Ein Unterrichtskursus in 10 Briefen, nebst Aufgaben, Handschriftentafeln und zwei bibliographisch-historischen Beilagen. Von Hans H. Busse. Erste Auflage. München 1896. Zweite verbesserte Auflage. München 1900. Als Manuskript vervielfältigt. 262 Seiten. 8 Mark.

[1]) Das Hauptwerk von Crépieux-Jamin »L'Ecriture et le Charaktère« soll später an dieser Stelle gewürdigt werden, sobald es in der deutschen Übersetzung erschienen ist.

Ehe wir zu einer kurzen Inhaltsbeschreibung der Handschriften-Deutungskunde übergehen, sei der Darstellungsform Erwähnung gethan. Busse hat die Gesamtmasse des ihm wissenswert Erscheinenden in 504 Paragraphen geteilt, die meist mit wenigen kurz abgeschnittenen Sätzen so Thatsachen wie Principien, Meinungen, Hypothesen, Wünsche einfach aufzählend oder nackt behauptend neben einander setzen. Wir dürfen nicht verschweigen, dass wir mit solcher Vortragsart nicht einverstanden sind. Erst in sich fertige Wissenschaften und selbst die nicht immer mit Vorteil vertragen dogmatische Darlegung – nicht aber Forschungsgebiete, auf denen vielleicht noch nicht e i n s t r e n g beweisbarer Satz angetroffen wird, wohl aber überall Keime, Vermutungen, Wahrscheinlichkeiten. Der Gewissheit täuschende Dogmatismus der Rede verbirgt uns die Beweislücken und selbst zuweilen die Undeutlichkeit des Sinnes. Wir werden hier und da anmerken, dass die Scheinbarkeit starrer und kurz angebundener Sätze ganz wohl mit einiger Unklarheit des Gedankens verträglich ist. – Ferner löst der grammatikalische Lehrstyl den l o g i s c h e n Zusammenhang, der durch Unterordnung und Ableitung besteht, in ein Nebeneinander rein mechanisch (dispositionell) verbundener Bestandteile auf, woraus folgt, dass er kein Mittel hat, durch die Art der Darbietung Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden. Letzteres hat aber nicht allein theoretische, sondern zugleich pädagogische Nachteile. Überdies gehört es zu den pädagogischen Anfangserfahrungen, dass jedermann leichter auffasst und festhält, was sich ihm nach Grund und Folge in ein grösseres Ganze verwebt, als eben nur aufgezählte Einzelstücke. — Was sich zu Gunsten der Busseschen Unterrichtsweise anführen liesse, wäre die Kürze; aber wir werden zeigen, dass sich dies und jenes mindestens gleichverständlich kürzer hätte sagen lassen. — Wir zweifeln nicht, dass Busse mit seinem Unterrichtskursus bedeutende Lehrerfolge erzielt hat; aber er hat sie erzielt nicht vermöge, sondern [illegible] seiner Vortragsart. Die sachliche Vortrefflichkeit seines Werkes in Gemeinschaft mit der überaus geschickten Fragestellung seiner hundert Aufgaben, von denen noch zu reden sein wird, gleicht die Mängel der Darstellung reichlich aus. Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir in der Verwechsleung von gründlicher Registrierung mit wissenschaftlicher Ableitung den ehemaligen Philologen zu entdecken. Wir wünschen sehr, dass bei einer Neuauflage die Paragraphierung des Materials einer verbindenden und erläuternden Darstellung weichen möge.

Inhaltlich zerfällt der eigentliche Lehrteil des Werkes in drei grosse Abschnitte; Brief I–III enthält das specifisch Graphologische im engsten Sinne; Brief IV–VII behandelt ausschliesslich psychologische Fragen; Brief VIII–X [illegible] befasst sich teils mit entlegeneren Problemen der Handschriftendeutungs-[illegible] teils mit Anweisungen zur Ausübung und Forschung. — Besprechung des [illegible] Abschnitts müssen wir uns versagen. Man kann darüber streiten, ob [illegible] überhaupt entbehrlich gewesen wäre; jedenfalls entzieht er sich der [illegible] Da es eine Individualpsychologie noch nicht giebt, hätte jede indivi-[illegible] Aufstellung ihre sachliche Berechtigung erst zu beweisen. [illegible] principiell verzichtende Mitteilung psychologischer Sätze [illegible] Versuche [illegible]sagen; aber Entscheidung über ihren wissenschaftlichen [illegible] ausgeschlossen. Nach unserem persönlichen Gefühl [illegible] Briefe sehr lesenswert. Sie enthalten unter anderem eine [illegible] Analyse der Temperamente und verraten uns durchweg den [illegible] Menschenkenner.

Der erste Abschnitt zerfällt wieder in zwei Hauptteile: die Handschriftenkunde (Brief I) und die Lehre von der Zeichen · Handschriften-Deutungskunde — (Brief II und III.). Diese Teilung in solcher Schärfe und auch terminologisch durchgeführt zu haben, ist das Verdienst Busses. Sie wird jeder künftigen Graphologiebehandlung zu Grunde zu legen sein. Wir werden aber sehen, dass zwischen beide Kapitel vermittelnd noch ein drittes einzufügen ist. — Wir wenden uns der Handschriftenkunde zu.

Die Handschriftenkunde ist vom Gesamtmaterial derjenige Teil, der sich allein ohne Nachteil tabellenmässig vortragen lässt. Hier ist dem Verfasser, der sich sachlich im wesentlichen an Preyer anschliesst, die gewünschte Verbindung von gedrungener Kürze mit übersichstlichster Klarheit in der That gelungen. Es muss in Wahrheit Staunen erregen, wenn wir die Lehre von den allgemeinen Hauptmerkmalen der zweidimensionalen Schrift auf zwei und die Aufzählung nahezu aller generell charakterisierbaren Abweichungsmerkmale der Handschriften auf zwölf Seiten untergebracht sehen Die allgemeine Schriftanalyse weicht ausser in Nebensächlichkeiten der Namengebung nicht von der Preyerschen ab, während die zum Zweck namentlich der Gestaltsbeschreibung der Handschriften gebotenen Distinctionen vielfach Neues und Selbständiges enthalten. Ausgangspunkt ist der aus Richtungen und Richtungsbindungen gefügte Buchstabe, der nach Haupt-, Neben- und Uebergangs-richtungen; Ober- und Unter-längen; Höhe und Tiefe; Weite und Enge; Haupt- und Neben-teilen; Hinzufügungen, Fortlassungen und Ersetzungen geschildert wird. Wie man sieht, sind sämtliche Teilungen durch eine sehr rationelle Zergliederung unseres Schriftsystems gewonnen, der kaum eine bessere je an die Seite gestellt werden dürfte. Einige geringfügige Korrekturen lassen die Gründzüge der Methode unangetastet.

Merkwürdiger Weise nennt der Verfasser die Eigenschaften der Schrift niemals Eigenschaften, sondern Eigenheiten. Das Wort Eigenheit wird aber stets in der Bedeutung einer meist auffälligen Seltsamkeit gebraucht. So sagt man beispielsweise: jemand hat seine Eigenheiten; womit in milderer Form gesagt ist: er hat Grillen. Überdies liegt Grund vor, das Wort Eigenschaft bei der Schriftbeschreibung nicht zu vermeiden, weil es den Glauben begünstigt, als ob es sich hier um etwas anderes als Eigenschaften handele. Genau im gleichen Sinne aber wie Neidfähigkeit, Einbildungskraft, Geiz Eigenschaften eines Charakters; wie Farbe, spez. Gewicht, Glätte, Form Eigenschaften eines Körpers, — so sind Winkelbindung, Buchstabengrösse, Tiefendauer etc. Eigenschaften der Schrift und ihre generellen Abweichungsmerkmale Eigenschaften der Handschrift. Vermutlich hat die Bussesche Namengebung den rein technischen Grund, Verwechslungen zu verhüten von Schrift- und Charaktereigenschaften — Ein anderer Punkt. § 30 lautet: »Die Dauer der Hauptrichtungen bestimmt die Grösse der Schriftzeichen, ihre Höhe und Tiefe oberhalb und unterhalb der Schreiblinie.[1]) Das ist richtig, aber unvollständig. Die Höhe uud Tiefe der Langbuchstaben hängt ausser von der Dauer auch vom Neigungswinkel der Hauptrichtungen ab. Es ist wichtig, das zu beachten, da die psychologische Interpretation der Höhe bezw Tiefe ganz verschieden ausfällt, jenachdem ob die Grundstrichlänge oder der Neigungswinkel ihr Maass bestimmend zu gelten hat — Ahnlich wünschten wir in § 35 eine Ergänzung. Dort heisst es: »Die Dauer der Nebenrichtungen

[1]) Mit Höhe bezw. Tiefe ist der senkrechte Abstand der Buchstabenenden von der Schreibzeile gemeint.

und Übergangsrichtungen bestimmt die Weite der Schrift.« Im Fall einer sehr schrägen und zugleich grossen Schrift kann die Dauer der Nebenrichtungen sehr bedeutend und die Schrift gleichwohl eng sein. Die Weite der Schrift hängt also ausserdem von der Grösse und dem Neigungswinkel ab. Das ist abermals psychologisch wichtig. Es folgt daraus nämlich, dass wir entweder die weite mit der engen Schrift garnicht ohne weiteres vergleichen — oder aber den Erklärungsgrund für beide nicht in der Ursache der Nebenrichtungsdauer suchen dürfen. Mit dieser Andeutung begnügen wir uns hier. — Mit einer anderen Erwägung möchten wir eine Schwäche berühren, an der die Grundidee der allgemeinen Schriftbeschreibung leidet Wir finden bei Busse eine Gegenüberstellung von Richtung und Richtungsdauer. Abgesehen von der Ungenauigkeit der letzteren Wendung — nicht eine Richtung dauert, sondern eine Bewegung in einer Richtung — scheint uns darin eine Gefahr zu liegen. Die Richtungsdauer ist von dem hier mit Richtung Bezeichneten e i n allgemeines Merkmal neben z w e i a n d e r e n: Richtungsziel und Richtungswinkel. Will man schon den Buchstaben aus Bewegungsrichtungen zusammengesetzt sein lassen, so bleibt nichts übrig als auch die Richtungslänge (synonym mit Richtungsdauer) unter die Richtungskennzeichen einzubeziehen. — Genau genommen jedoch hätte eine voraussetzungslose Analyse der Schrift überhaupt nicht mit Bewegungsrichtungen zu operieren. Schon hier liegt, wenn auch keimhaft verborgen, der Ansatz zu den so überaus häufigen Verwechslungen von wahrnehmbaren Schriftmerkmalen mit nur gedanklich zu erschliessenden Bewegungsmerkmalen. Das uns im Schriftbild unmittelbar Gegebene sind Liniengestalten und Linienbreiten.[3]) Die graphische Zerlegung hätte von Linien nach Länge, Richtung (im mathematischen Sinne) und Breite — von nichts weiter zu reden. Zur Erzielung völliger Klarheit dürfte es sich empfehlen, entweder künftighin die Beschreibung der Schriftzüge von der Analyse der Federspitzenbewegung scharf zu sondern, und damit Bewegungsrichtung und Unterbrechung dem Gebiet der induktiven Schlüsse zuzuweisen oder aber von den üblichen vier nur drei Schriftelemente aufrecht zu erhalten: Richtung, Breite und Unterbrechung.

Es ist hier vielleicht am Ort, wieder einmal darauf hinzuweisen, dass man weder Bewegungsrichtungen noch Unterbrechungen s i e h t. Eine leere Fläche zwischen Schriftteilen ist für sich selbst so wenig ein Schriftmerkmal wie ein unbeschriebenes Blatt Papier. Erst unser Wissen über die Zusammengehörigkeit der Linien laut Vorlage oder auf Grund des Lautsinnes kann uns darüber belehren, dass freie Stellen als Unterbrechungen zu gelten haben. Um vollends die Bewegung zu erforschen, welche während einer Unterbrechungsdauer ausgeführt wurde, dazu bedarf er gewisser Vergleichungen und Veranschlagungen. Ehe einer den Punkt über das i setzt, kann er drei Mal mit dem Federhalter durchs Zimmer gehen — eine Federspitzenbewegung, die wir aus dem gegebenen Schriftbilde niemals ablesen. Finden wir aber, dass der Punkt immer sehr dicht über dem Grundstriche und stets ein wenig rechts von der Verlängerungslinie desselben angebracht wird, dann muss die Annahme jeder anderen als der einfachsten Hinbewegung zu ihm als unwahrscheinlich verworfen werden. — Die Veranschlagung der Bewegungsrichtung endlich stützt sich auf mindestens drei Über-

[3]) Nach einer neueren Entdeckung B u s s e s, welche demnächst in den »Graphologischen Monatsheften« veröffentlicht werden wird, hat man e i n Schriftelement g r a p h o l o g i s c h e r s e i t s bisherstetsübersehen: die Schrift f a r b e. Busse wird zeigen, dass auch dieser in gewissen Fällen charakterologische Bedeutung zukommt.



legungen: auf Erfahrungen über die gewohnheitsmässige Hervorbringung der gegebenen Schrifttypen, über die Schwierigkeit der Herstellung des Schriftgebildes unter Vorraussetzung der gewohnheitsmässigen Schreibumstände und auf Merkmale der Strichbreite.

Da der Weg vom Schriftstück zum Charakter des Urhebers immer über die Schreibbewegung führt, so drängt sich die Frage auf, wieso Abweichungsmerkmale, die vermöge einer blossen Betrachtung der Formen aufgefasst werden, zugleich graphologische d. h. Mermale aus Identität der psychischen Bedingtheit sein können. Ein nicht nur mitteilendes, sondern entwickelndes Lehrbuch hätte zwischen der Handschriftenkunde und den Deutungen ein gar umfängliches Kapitel einzuschieben, welches sich ausschliesslich mit obiger Frage befassen müsste. Es wäre zu zeigen, dass und in welchem Maasse die Formanalyse zugleich Bewegungsanalyse ist und dass die herausgehobenen Gestaltsabweichungen Sonderbekundungen sind allgemeiner Bewegungseigenschaften der schreibenden Hand. Es wären die beiden Haupterklärungssätze darzulegen: dass die betreffende Bewegungseigenschaft entweder als Teilfunction des unwillkürlichen Körperausdrucks für ein Seelisches oder umgekehrt aus gewissen sehr allgemeinen Gefühlswirkungen des erzeugten Liniengestalt interpretierbar ist. Erst nach solchen Vorbereitungen könnte der Bezirk specieller Deutungsversuche betreten werden. Eine derartige Behandlung wäre jedoch zur Zeit der Conception des Busseschen Werkes undenkbar gewesen.

Noch eine vielleicht manchem Leser naheliegende Frage sei hier gestreift Bei der grossen Wichtigkeit der Bewegungen könnte es zweckmässig erscheinen die Abweichungsgestalten von vornherein nach den allgemeinen Bewegungsmerkmalen zu klassificieren, von denen sie Spuren sind. Diese Dispositionsmethode der Handschrifteneigenschaften hätte zudem den Vorzug, ohne weiteres auf jedes Schriftsystem anwendbar zu sein, was natürlich weder mit der von Preyer noch der von Busse angeht. Eine solche mag den Lesern der graphologischen Monatshefte gelegentlich unterbreitet werden; wir bemerken aber schon hier, dass für ein technisches Lehrbuch die von Busse wegen weit grösserer Leichtfasslichkeit entschieden vorgezogen werden muss und sich übrigens auch an jener gemessen als theoretisch untadelhaft bewährt. — Wir gehen zur Handschriften-Deutungskunde über.

§ 64 lautet: »Die Grundgesetze der Handschriften-Deutungskunde beziehen sich

I auf die beim Schönschreiben und bei der Herstellung der Handschriften zusammenwirkenden Umstände.

II auf deren Wert für die Gestaltung der Handschriften.

III auf die Deutung der Handschrifteneigenheiten.«

Hier haben wir einen der vorerwähnten Fälle von Scheinklarheit bei wirklicher Unklarheit. Zunächst ist zu bedauern, dass Busse zuweilen Worte einführt, ohne sie zu definieren. Dies gilt an obiger Stelle von dem Worte »Wert«. Was heisst das: gewisse Umstände haben »Wert« für die Gestaltung der Handschriften? Soll damit nichts weiter gesagt sein als: die Gestaltung der Handschriften hängt von ihnen ab? Dann aber wäre I mit II genau identisch. Sorgfältige Lectüre des ganzen Briefes ergiebt denn auch, dass »Wert« vom Verfasser in einem viel engeren Sinne gebraucht wird. Es heisst bei ihm: Wert als psychisches Symptom oder Deutungswert — und mit »Wertung« eines »Zeichens« (besser: Merkmals) wird angegeben, welches Maass von symptomatischer Bedeutung dem Merkmal

zukommt. – Man muss, beiläufig gesagt, wünschen, dass Worte wie »Wert« und »Wertung« aus dem Namensschatze der Graphologie verschwinden, da sie allgemein Gefühlswerte bezeichnen, sei es nun solche des Nutzens, sei es der Schönheit, sei es der Sittlichkeit. — Sehen wir nach dieser Orientierung zu, was mit den drei thesenartig neben einander gestellten Sätzen gesagt sein mag. »Die Grundgesetze der Handschriftendeutungskunde beziehen sich auf die beim Schönschreiben und bei der Herstellung der Handschriften zusammenwirkenden Umstände.« Da mit »Umständen«, wie uns der folgende Paragraph belehrt, keineswegs etwa nur die leiblichen und sonstigen materiellen Schreibbedingungen, sondern sämtliche für die Gestaltung der Handschrift irgend in Frage kommenden Momente gemeint sind, so umkreisst dieser eine Satz ein Forschungsfeld, das die gesamte Handschriften-Deutungskunde an Umfang übertrifft und die an zweiter Stelle gegebene These völlig in sich schliesst. Vollends aber muss nun die dritte als tautologisches Anfügsel erscheinen. Wer Grundgesetze des Zusammenhangs zwischen jeder Art von Gestaltungsbedingungen der Schrift und dem Schriftbilde kennt, der hat eben damit das System der Deutungen, von welchen die dritte These spricht. — Nach dem Schema dieser wenig glücklichen Dreiteilung sind nun leider die folgenden Paragraphen bis § 80 einschliesslich disponiert. Wir können hier nicht bis ins Einzelne wiederholen und umgiessen; wir machen uns aber anheischig, ebendasselbe, was der Verfasser in genannten Paragraphen mitzuteilen mehr beabsichtigt als wirklich unternimmt, mindestens viermal so kurz[4]) mit völliger Schärfe darzustellen. Sehr möchten wir ihm raten, bei der dritten Auflage den schwerfälligen und verwirrenden Apparat vielfältiger Schreibumstände und psychodiagnostischer Werte ganz fortzulassen. Das Wort »Schreibumstand« bliebe besser für die physikalischen Entstehungsbedingungen der Handschrift aufgespart, welche in bleibende, d. h. immer wiederkehrende und vorübergehende einzuteilen sind. Die Lehre von den Beziehungen zwischen physikalischen Schreibbedingungen und Schrifteigenschaften hätte abgesondert

---

4) Da erfahren wir etwas über »gewöhnliche seelische Schreibumstände«, wobei jedoch nicht klar wird, dass damit der Charakter gemeint ist, über »gewöhnliche eigenkörperliche Schreibumstände«, wobei von teilweise ganz anderen Dingen z. B. der Beziehung von Vorstellungen zu Bewegungen die Rede ist, über »gewöhnliche fremdkörperliche Schreibumstände« und schliesslich über »aussergewöhnliche Schreibumstände«, die nun wieder nach seelischen und körperlichen geschieden werden. Diese Darlegungen füllen allein drei Seiten. Bezüglich der »Werte« dieser »Umstände« sagt dann § 70 folgendes:

»Wert der Schreibumstände und der Handschriften[illegible].

Für die Gestaltung der Handschriften haben:

1. die gewöhnlichen seelischen Schreibumstände einen unmittelbaren Hauptwert.
2. die gewöhnlichen fremdkörperlichen Schreibumstände einen mittelbaren Hauptwert.
3. die aussergewöhnlichen seelischen und eigenkörperlichen Schreibumstände einen unmittelbaren Nebenwert.
4. die aussergewöhnlichen fremdkörperlichen Schreibumstände keinen Wert.«

Den Sinn der Unterscheidung Haupt- und Neben-Wert zu untersuchen, bleibt Sache des Lesers.

Wie einfach hätte sich das ganze folgendermassen sagen lassen:

Die Handschriften[illegible] zerfallen in dauernde (I) und vorübergehende (II).

I. Die dauernden hängen ab
   a. von der Beschaffenheit des schreibenden Körpers (z. T. zu eliminieren),
   b. von den gewöhnlichen Materialbedingungen (mittelbar bedeutungsvoll),
   c. vom Charakter des Schreibenden (Symptome).

II. Die vorübergehenden hängen ab
   a. von aussergewöhnlichen Körperzuständen (zu eliminieren),
   b. von aussergewöhnlichen Materialbedingungen (zu eliminieren),
   c. von aussergewöhnlicher Seelenverfassung (Stimmungssymptome).

derjenigen vom psychodiagnostischen Werte vorherzugehen, weil diese nicht ohne Vorraussetzung jener gedacht werden kann. —

In § 71 vertritt Verfasser die verbreitete Meinung, dass zu den deutbaren Handschrifteneigenschaften ausser den allgemeinen Abweichungen auch alle Uebereinstimmungen mit der Schulvorlage gehören. Das ist ein technisch belangloser, aber theoretisch grundsätzlicher Irrtum. Nicht die Übereinstimmung hat psychischen Symptomwert, sondern die Geringfügigkeit der Abweichung. Nicht auf Grund der Übereinstimmung mit der Vorlage schliessen wir aus einer kalligraphischen Handschrift auf Ordnungssinn, Akuratesse, Leidenschaftslosigkeit, Mangel an Eigenart etc., sondern weil die Anzahl und Stärke der allgemeinen Abweichungen im Vergleich mit anderen Handschriften hier gering ist Erst nach ihrer Entfernung vom Durchschnittsmaass der Unregelmässigkeit bemisst sich die symptomatische Bedeutung der Regelmässigkeit. — In § 73 wird zum ersten Mal der wichtige Begriff der Abweichungs-Stufen und -Reihen in die graphologische Litteratur eingeführt. Wir bedauern, dass im Anschluss an diese Stelle nicht gleich zwei andere für die gesamte Zeichenbeschreibung unerlässliche Grundbegriffe erläutert werden: der Schwankungsspielraum und die Periodicität Jedes handschriftliche Allgemeinmerkmal besteht nur als zwischen zwei messbaren Grenzwerten schwankendes. Eine Angabe wie »Schrägschrift« selbst mit Hinzufügung der Winkelgrösse, oder »eckige Schrift« bleibt solange wissenschaftlich ungenügend, als nicht die Angabe des Spielraumes hinzugefügt wird. Ausser auf seine Schwankungsgrenzen überhaupt muss ferner jedes Merkmal daraufhin untersucht werden, ob sich innerhalb seines Spielraumes ein nach Linien, Buchstaben, Worten, Zeilen, Seiten oder ganzen Schriftstücken rytmisch geregelter Wechsel bemerkbar macht. So haben wir eine am Buchstabenbruchstück haftende Strichbreitenperiodicität in den von links nach rechts an Breite verlierenden t-Querstrichen, eine am Wort haftende Zeilenrichtungsperiodicität in Schrittstücken mit stets geradzeilig beginnenden, aber immer unterzeilig endenden Worten, eine an ganzen Seiten haftende Hauptrichtungsperiodicität in Schriftstücken, die stets zum Seitenschluss hin die Neigungswinkel der Grundstriche verkleinern u. s. w. — Während der Begriff der Periodicität vom Verfasser überhaupt nicht festgestellt, sondern nur bei Gelegenheit gewisser »Zeichen« praktisch angewandt wird, bekommen wir von den Schwankungsgrenzen allerdings zu hören, aber zu spät, nur ganz beiläufig und in viel zu engem Sinne. Bei Gelegenheit gewisser Hinweise zur Ausübung und Forschung heisst es im IX Brief in § 409 »Die Spannweite zwischen der völlig vertraulichen und der streng-geschäftlichen Handschrift ist vielfach verschieden. Hieraus ergiebt sich, wie der Mensch im vertraulichen und geschäftlichen Verkehr ist.« Das ist alles — Wenig beistimmenswert erscheint es uns ferner, ausgeprägte Handschrifteneigenschaften, wie es in § 54 geschieht, als Haupteigenheiten zu bezeichnen Ausgeprägte Eigenschaften sind einfach deutliche, unausgeprägte sind minder deutliche Eigenschaften. Dagegen sollte man die Benennung Haupteigenschaften denjenigen vorbehalten, welche durch gleichzeitige Verbundenheit mit entstehungsverwandten Merkmalen als Symptome erscheinen für Charakterzüge, die der Schrift ihr »Gepräge« leihen. Dies wäre alsdann auch in gutem Einklang mit dem vom Verfasser später (in § 112) eingeführten Begriff der Haupteigenschaften des Charakters: »Je mehr einfache, gleichdeutige Zeichen verschiedener Reihen vorkommen, um so mehr ist die gedeutete Eigen-

schaft eine Haupteigenschaft des Schreibers.« Letzterem Satze wäre übrigens im Hinblick auf gewisse, von Busse selbst[5]) inzwischen veröffentlichte Forschungsergebnisse heute die Einschränkung beizufügen: sofern der betreffende Character zu den völlig ausdrucksfähigen gehört.

Eine weitgehende Umarbeitung hätten schliesslich auf Grund der allerneuesten Forschungsfortschritte die §§ 77 und 78 zu erfahren. Dort heisst es:

»Deutungen der Handschrifteneigenheiten sind die Darlegungen von deren Ursachen. (Entstehungsgründen.) Handschrifteneigenheiten mit erkannten Ursachen heissen: Zeichen.

Die Ursachen sind verschieden an Art und Zahl.

1. Die meisten Handschrifteneigenheiten haben einartige Ursache; dieser entspricht eine Grund-Deutung. Z. B. Neigungswinkel der Hauptrichtungen·

2. Eine Anzahl von Handschrifteneigenheiten kann aus mehrartigen Ursachen entstehen; diesen entsprechen mehrartige Grund-Deutungen. Z. B. Hinzufügungen.

3. Handschrifteneigenheiten mit nur einer Ursache (einartig oder mehrartig) heissen: Einfache Zeichen.

4. Handschrifteneigenheiten die durch Zusammenwirkung von mehreren Ursachen entstehen, und solche, die durch ihre Zusammenordnung die Deutungen verändern oder weitere Schlüsse ermöglichen, heissen: Zusammengesetzte Zeichen.«

Man weiss jetzt, dass keine Handschrifteneigenschaft einartige Ursachen hat, womit die ganze Lehre von den Zeichen in Frage gestellt wird. Handschrifteneigenschaften sind gedanklich isolierte Spuren gewisser Bewegungsregelmässigkeiten, die sich zwar unterscheiden, aber nicht trennen lassen von der in jedem Falle eigenartigen Gesamtbewegung, in welcher wir sie vorfinden. Sie dürfen uns als specifische Hinweise gelten, als Aufforderungen zu je einigen bestimmten Deutungsversuchen. Aber erst der Zusammenhang aller entscheidet darüber, welcher dieser Versuche ganz oder teilweise, welcher garnicht gelingt. Daraus folgt, dass ein Allgemein-Merkmal, wie etwa Neigungswinkel der Hauptrichtungen niemals »Zeichen« ist, sondern erst von einer Merkmals*gruppe* seinen psychodiagnostischen Gehalt entgegennimmt. Sobald man dies erkannt hat, erhält die Methode der graphologischen Technik ein völlig anderes Gesicht. Wir werden darauf sogleich bei Betrachtung des dritten Briefes zurückkommen. — »Zusammengesetzte Zeichen« könnte es erst zufolge sicherer Gesetze der *vergleichenden Handschriftenkunde* geben. Was man gegenwärtig so nennt, sind Zeichenzusammensetzungen, die freilich nicht wahllos, sondern unter dem Impulse geschehen, Merkmale verbunden anzutreffen, die der gleichen psychologischen Interpretation unterliegen. In Wahrheit allerdings — das sei hier in Parenthese bemerkt — sind in diesen Impulsen versteckter Weise Regeln des Zusammenvorkommens von Handschrifteneigenschaften bereits enthalten — wie denn z. B. Winkelreichtum weit häufiger *mit* merklicher Unterschiedlichkeit der Strichbreiten als *ohne* dieselbe auftritt. Dies mag als ein Hinweis gelten, auf welchem Wege einzig in der vergleichenden Handschriftenforschung Erfolge zu erwarten sind. — Ebensowenig wie von »zusammengesetzten Zeichen« kann einstweilen von »Grund-Deutungen« die Rede sein. Hierüber gleich Näheres.

[5]) Vergl. „Inkongruenz des Charakters mit seinen Äusserungen. Ausdrucks-Unfähigkeit als Grenze graphologischer Erkenntnisse." (»Berichte der D. g. G.« 1898. Heft 9. Seite 81—90).



Die zweite Hälfte des Briefes bringt eine systematische Aufzählung aller Deutungen. Die derselben im 82 Paragraphen vorhergeschickte Bemerkung »Die Deutungen der oft vielstufigen Eigenheiten dürfen nicht als völlig gültig betrachtet werden Häufigkeit und Verbindung ergeben Veränderungen« ist jedoch ungenügend. Sie lässt den Anfänger völlig ratlos darüber, für welche der oft sehr artverschiedenen Charactereigenschaften er ein handschriftliches Merkmal als »Zeichen« nehmen soll. Selbst vom Standpunkte der Zeichenzusammensetzung wäre die Zeichenbeschreibung durch Entwicklung allgemeiner Regeln über die Möglichkeit der gegenseitigen Verstärkung, Abschwächung, Auslöschung und Verwandlung neben einander befindlicher Symptome einzuleiten. Auch der Brief über »zusammengesetzte Zeichen« lässt solche Regeln vermissen und ergeht sich nur in freilich ungemein geschickt gewählten Beispielen. — Die Zeichendarlegung selbst muss eine überaus gelungene genannt werden. Sie weist eine Übersichtlichkeit auf, die noch in keinem zweiten Graphologie-Werke auch nur annähernd erreicht wurde. Wer sich bereits einiger Kenntnisse in der Handschriften-Deutungskunde erfreut, dem wird dieser Brief in der practischen Ausübung seiner Wissenschaft die allerbesten Dienste leisten. Der Verfasser besitzt eine bewundernswerte Mannigfaltigkeit und nie versagende Treffsicherheit im sprachlichen Ausdruck für Characterzüge. Mit feinem psychologischen Takt stellt er bei Aufzählung mehrerer gleichwertiger Eigenschaften stets die allgemeinere voran und lässt solche folgen, die als besondere Formen oder als besondere Ursachen jener aufzufassen sind. Einige Beispiele. »Neigungswinkel der Hauptrichtungen unter 45°: Gefühlsherrschaft.« Erläutert durch die in Klammer geschlossenen Worte »Empfindlichkeit, Erregbarkeit, Maasslosigkeit.« Das sind, wie man sieht, drei qualitativ verschiedene und zugleich intensiv sich steigernde Äusserungsweisen der Gefühlsherrschaft. Oder »Richtung unten: Verstandesherrschaft« in Klammern »Gefühlsmangel, Kälte, Selbsterziehung etc.« Gefühlsmangel, eine characteristische Ursache der Verstandesherrschaft, Kälte ebenso in verstärktem Maass, Selbsterziehung eine andersartige Ursache derselben. Oder: verlängerte Wortschlüsse beim Zeilenende »Vorsicht«, in Klammern. »Überlegung, Misstrauen « Das sind zwei häufige Dauerursachen der Vorsicht. Oder: steigende Zeilenrichtung. »Thätigkeit (Eifer, Ehrgeiz, Unternehmungslust.)« Eifer ist allgemeine Äusserungsweise der Thätigkeitsfreude. Ehrgeiz wie Unternehmungslust dagegen sind besondere Anlagen, welche, da sie unerlässlich zu starken Thätigkeitsentfaltungen führen, häufiger in schon ursprünglich temperamentvollen als in unthätigen Naturen auftreten. Man kann dermassen den ganzen Brief durchgehen und wird überall der psychologischen Akuratesse des Verfassers Bewunderung zollen müssen Nicht unerwähnt bleibe, dass verschiedene der angeführten Deutungen von Busse selbst herrühren, so unter anderem die deductiv ableitbare für zugespitzte flache Bogen am Wortschluss.

Nur in einem übrigens unwichtigen Punkte weichen wir vom Verfasser ab. Es betrifft die schon erwähnten Grunddeutungen. Solche sind in den seltensten Fällen für eine Merkmalsstufe, niemals aber für die ganze Stufenreihe eines Merkmals anzugeben. Busse hat es in einigen Fällen versucht, aber wie uns scheint, ohne Erfolg Da hören wir etwa, dass Eigenschaften der Richtungsbindung sich auf das Maass der seelischen Widerstandskraft beziehen. Was aber hat Selbstsucht, was Ärger, was Wohlwollen mit seelischer Widerstandskraft zu thun? Fraglos ist dies dem Verfasser selbst aufgefallen, weshalb er denn zur Angabe der

Grunddeutungen meist Worte so weiten und ungewissen Inhalts wählt, dass man schliesslich alles durch sie bezeichnet denken kann. So soll die Dauer der Hauptrichtungen dem »Selbstbewusstsein« und dem — »Verhältnis zur Welt« entsprechen. Eigenschaften der Strichbreite sollen das Willensleben betreffen. Sie können aber unter anderem auf Idealismus, Feinfühligkeit, Pflichtgefühl, Gründlichkeit, Genusssucht hinweisen — Züge, die mindestens soviel mit dem Gefühls-, wie mit dem Willensleben zu thun haben, wofern man die Scheidung überhaupt machen will. Wir hätten dieses an sich belanglosen Missgriffs, durch den das klare Bild der Busseschen Zeichendarlegung nicht gestört wird, gar nicht Erwähnung gethan, wenn er uns nicht Gelegenheit böte, von einer neuen Seite her die theoretische Unhaltbarkeit der bisherigen Zeichenlehre zu beleuchten. In der Nötigung, für eine einzige Merkmalsstufe artverschiedene Deutungen anzugeben, liegt der Beweis beschlossen für die Behauptung, dass der Sinn jedes Merkmals erst bestimmbar ist aus dem Ganzen, mit dem es sich verflicht. Es handelt sich eben in Wahrheit **nicht**, wie es die grundfalsche Resultantenlehre annimmt, um nachträgliche Wechselwirkungen bereits festgelegter Deutungsbruchstücke; vielmehr kann ein und dieselbe Schrifteigenschaft im Zusammenhange A eine fundamental andere Entstehungsursache haben als im Zusammenhange B. Das einzige, was in anderer Form von der Theorie der Zeichen übrig bleibt, ist dies: dass die Zahl jener Entstehungsursachen stets eine begrenzte ist. Diese Begrenztheit hat ihre theoretisch ableitbaren Gründe, deren Darbietung hier zu weit führen würde. Wir heben nur nochmals hervor, dass sie uns Regeln des Zusammenvorkommens der Schrifteigenschaften enthüllen würde und verweisen im übrigen auf unsere Abhandlung »Zur Methode in der Graphologie«[*]

Wir sind damit bereits zur Zeichenzusammensetzung übergegangen, welche der dritte Brief behandelt. Wir können uns nach dem Gesagten einigermassen kurz fassen. Im wesentlichen handelt es sich um zwei Dinge. Erstens um die Zusammensetzung handschriftlicher Buchstaben und Buchstabenteile aus allgemeinen Schrifteigenschaften, zweitens um die Verbindung mehrerer Merkmals Stufen oder Arten zu psychologisch wichtigen Complexen. Ersteres ist streng genommen gar keine Zeichenzusammensetzung, sondern wäre etwa graphologische Schriftzerlegung zu nennen; bezüglich des letzteren aber haben wir unsere prinzipiell abweichende Auffassung nun wohl genügend dargethan, um sie nicht noch einmal wiederholen zu müssen. Doch wollen wir, da sich der Verfasser vorwiegend auf Beispiele beschränkt, an einige anknüpfend auch unsere Anschauung [illegible] vorführen. Vorweg ist jedoch zu sagen, dass die Bussesche [illegible] für niemand, der sich [illegible] mit Handschriftendeutungskunde befasst, [illegible] von hohem Wert ist. Sie ermöglicht nämlich an der Hand einer [illegible] Praxis mit grosser Kürze die Kennzeichen [illegible] Eigenschaftscomplexe [illegible]. Un[illegible] — Klar[illegible] — [illegible] und viele andere [illegible] die [illegible] eine Ver-

[*] [illegible]

bindung von Elementen handele. Mässigung z. B. wird bei Busse aus der Zusammenstimmung folgender Merkmale gefolgert: »1. Zeichen für Überlegung (die im vorhergehenden Paragraphen angegeben werden) 2. Hauptrichtungen am Wortschluss unten oder unten-rechts. 3 Die letzte Nebenrichtung einer Zeile wird rechts und verlängert 4 Höhenanfänge ziemlich gleich. 5. Linienrichtungen rechts oder mässig oben-rechts; kein Schwanken. 6. Namensunterschrift mit Punkt.« Offenbar könnte man genau so gut irgend eines dieser Merkmale z. B. No. 2 oder No 4 als Specificum für »Mässigung« nehmen und dieses in Gemeinschaft mit den übrigen etwa »Nüchternheit« begrüssen lassen. Diese Folgerung würde durch Hinzufügung des Specialmerkmals für »Geistesklarheit« (weite Trennung der Worte und Zeilen) noch verstärkt werden. Mit demselben Recht aber kann man, wie es in § 119 geschieht, alle diese Merkmale umgekehrt zur Begründung von »Geistesklarheit« zusammenstellen. Solche und alle ähnlichen Gruppierungen haben nur den einen Sinn, Merkmale mit einander zu verbinden, die als verschiedenartige Bekundungen einer einzigen Seelenanlage gelten müssen. Wir wiederholen: erst aus der Verbindung gewinnt jedes einzelne die Bedeutung eines Zeichens für diese Anlage, während es in einem anderen Zusammenhange seinen Symptomwert überhaupt verlieren oder gar als Teildarstellung einer ganz anderen Anlage erscheinen würde.

Während obige Beispiele auch in veränderter Gestalt ihren sachlichen Wert behalten, erscheint die Zusammensetzungsmethode minder unverfänglich, wenn man den einzelnen Schrifteigenschaften zunächst feste Entstehungsgründe zuweist und nun mit den herausgewürfelten Charakterzügen eine sonderbare Mathematik zu treiben unternimmt. Diese Unmethode der sog. Resultantenbildung, die nicht selten in gröblicher Naivität bis zur Verwendung des Pluszeichens getrieben wird, sollte endlich der antiquarischen Graphologie angehören. Busse durchschaut vollkommen die Scheinbarkeit solcher logischen Illusionen und die wenigen Beispiele, die er mit grosser Vorsicht bietet, sind so gründlich durchdacht, dass man sie inhaltlich gelten lassen kann. Nur wünschten wir, dass selbst die Form der Resultantenbildung vermieden wäre. Wie dies zu machen ist, dafür wiederum einige Beispiele In § 145 lesen wir unter anderem: »Einbildungskraft und Willensschwäche gleich Ängstlichkeit«. Das sieht aus, als ob aus gleichzeitiger Anwesenheit von Einbildungskraft und Willensschwäche in einem Charakter notgedrungen die Anwesenheit von Ängstlichkeit folge, so wie zwei plus drei fünf ausmacht. Das ist natürlich unrichtig. Vielmehr verhält sich die Sache so: ein Mensch von starker Phantasie und geringer Willenskraft wird mit grösserer Wahrscheinlichkeit furchtsam als mutig sein, obschon er möglicher Weise gerade tollkühn ist. — Welches ist der allgemeine Sinn solcher Veranschlagungen? Sie geschehen stets auf Grund einer der beiden folgenden Erwägungen. Entweder eine Seelenanlage wird in ihre specielleren Äusserungsweisen verfolgt und darnach neu bezeichnet (Bspl: Ordnungssinn überhaupt als Akuratesse oder Pünktlichkeit im besonderen; Energie in Verbindung mit Intuition als Neigung initiatorisch zu handeln) oder es wird auf Grund der erfahrungsmässigen Begleitanlagen eines gegebenen Eigenschaftssystems für den mit ihm Behafteten erwogen, welcher Grad von Wahrscheinlichkeit ihres Vorhandenseins im besonderen Falle besteht. (Bspl.: das oben zuerst genannte; ferner: Sensibilität in Gemeinschaft mit Selbstsucht als Prädisposition für Eifersuchtsfähigkeit) Man überzeugt sich, dass dabei nichts vorkommt, was auch nur entfernt einer »Resultantenbildung« ähnlich sähe. —

Um theoretisch Bedeutung zu haben, müssten solche Herleitungen über Elementaranlagen verfügen Dazu aber bedürfte es einer wenigstens in den Grundzügen fertigen Individualpsychologie. Solange man bei solchen Gruppierungen nicht entscheiden kann, welche der angesetzten Eigenschaften primär, welche sekundär sind, bleiben dieselben dem psychologischen Takt des einzelnen überlassen

Wir werfen nun noch kurz einen Blick auf die drei Schlussbriefe. Brief VIII beschäftigt sich mit »Handschrift und Geschlecht, Alter, Volks- und Zeit-Angehörigkeit, Beruf; die Eigentümlichkeiten des Körpers und seiner Bewegungen, körperliche und seelische Krankheiten; Vererbung der Handschriften.« Alle diese Probleme werden zwar nur gestreift, aber man muss dem Verfasser Dank wissen, dass er unsere Aufmerksamkeit auf so viele interessante Punkte zu lenken weiss. Sehr zu loben ist, dass er sich dabei durchaus fernhält von den für die Ausbreitung der Graphologie so überaus schädlichen Übertreibungen, welche mit Sicherheit Haarfarbe, Beruf, Alter, ja selbst Körperlänge aus der Handschrift diagnosticieren zu können vorgeben. Busse bleibt stets an der anderen Grenze der fast ängstlichen Vorsicht und giebt z. B die Erkennbarkeit des Geschlechts aus der Handschrift nur für die Fälle typischer Geschlechtscharactere zu. Wir zweifeln nicht, dass er hier und da auf Grund seiner ausgebreiteten Erfahrung Näheres hätte mitteilen können. So hätten wir Genaueres, als uns geboten wird, zu hören gewünscht über die Beziehung zwischen Schrifteigenschaften und Volksangehörigkeit, sowie über die Merkmalsgruppe der typischen Kaufmannshandschrift.

Der IX. Brief giebt gute Winke zur »Ausübung und Forschung in der Handschriften-Deutungskunde«, deren genauere Besprechung hier unterbleiben muss. Wir begnügen uns damit, das Studium dieses Briefes zu empfehlen Einige nebensächliche Punkte wären noch verbesserungsbedürftig. In § 427 wird den Anfängern geraten »zunächt die Handschrifteneigenheiten in der zu untersuchenden Handschrift festzustellen und auf der linken Seite eines in der Mitte geteilten Papiers niederzuschreiben. Später sind die Deutungen auf der rechten Hälfte hinzufügen.« Wir brauchen nicht zu sagen, dass wir diesem Recept wenig Beistimmung geben Es würde ganz jene oberflächlich-mechanische Untersuchungstechnik begünstigen, welche in dem Resultantenunwesen ihre theoretischen Blüten treibt. In § 428 wird dies Verfahren in einer Weise ausgemalt, die uns kaum der Versuchung widerstehen lässt, von einer Zettelkastenmethode zu sprechen. In Wahrheit ist sie jedoch eine nur etwas drastisch betonte Anwendung der vom Verfasser vertretenen Zeichenlehre. Im Einklang mit unserer andersartigen Auffassung sehen wir denn auch den Unterschied zwischen einer kurzen und einer ausführlichen graphologischen Charakterbeschreibung nicht wie die §§ 433 und 434 darin, dass man sich zwecks jener auf Feststellung und Deutung der Hauptschrifteigenschaften beschränkt, während die andere Berücksichtigung der Nebeneigenschaften erfordern würde, sondern wir halten behufs Diagnosticierung auch nur eines einzigen Charakterzuges eine graphische Analyse von absoluter Vollständigkeit für unerlässlich. Schliesslich noch ein Wort über die Forschung in der Handschriftendeutungskunde Nach § 4[illegible]4 setzt graphologische Forschungsthätigkeit Kenntnis der gesamten graphologischen Litteratur voraus und lässt Ausbildung in graphologischer Technik mindestens als wünschenswert erscheinen. In beiden Punkten sind wir anderer Meinung Der Forscher in diesem Neulande möchten wir vor dem Studium antiquierter Graphologiewerke geradezu

warnen, weil sie beim heutigen Stand der Dinge zum Rückfall verleiten und leicht den Accent der Bedeutsamkeit verschieben. Er möge sich auf Kenntnisnahme des unentbehrlichsten Zeichenwissens beschränken und graphologische Essays zu liefern möglichst unterlassen.

Im X. Briefe wird Lehrreiches über die »Bedeutung« der Handschriftendeutungskunde mitgeteilt. »Beobachtungen und Versuche« werden dargelegt und »offene Fragen« aufgezählt. Weit wertvoller als letztere, die ernst genommen die ganze Graphologie in Frage stellen würden, erscheinen uns die zu je zehn jeden Brief begleitenden hundert Aufgaben. Wir können dieselben nicht genug rühmen. Sie sind niemals müssig und spielerisch, wie es inbezug auf Übungsaufgaben sei es in philologischen, sei es in mathematischen Lehrbüchern fast traditionell geworden ist. Sie stellen stets technisch oder theoretisch wirklich gehaltvolle Fragen. Sie beweisen in dem allmählichen Stufengange zu immer grösseren und umfassenderen Anforderungen die ausgezeichnete Lehrbegabung des Verfassers. Sie durchbrechen seltsamer Weise oft genug die vom Verfasser vertretene Zeichenverbindungstheorie und zeigen der künftigen Forschung sichere Bahnen. Wir glauben nicht zuviel zu sagen mit der Behauptung, dass sich unter ihnen mindestens dreissig prächtige Themata für graphologische Doctorarbeiten befinden. Die vollständige Erledigung dieser hundert Aufgaben würde die Ergebnisse der Handschriftendeutungsforschung von wenigstens zehn Jahren vorwegnehmen. Wir sind äusserst gespannt auf die seit langem versprochene Veröffentlichung der »Musterlösungen« und wünschten lebhaft, dass der Verfasser endlich überhoben werden möchte des kraftraubenden Zwanges beruflicher Mühen, um Zeit zu finden zur wissenschaftlichen Verarbeitung des beneidenswerten Materials, das er in Gestalt dieser Lösungen besitzt. Als Beleg für den pädagogischen Wert der Aufgaben führen wir folgende an:

»Aufgabe 11. Welche Eigenheiten der eigenen Handschrift hängen besonders von der Aufmerksamkeit ab? — Die Verschiedenheiten beim sehr schnellen und beim sehr langsamen Schreiben sind zu berücksichtigen; den bezüglichen Versuchen ist die Angabe der Schreibzeit beizufügen.

Aufgabe 13. Es ist in völlig ungezwungener Weise der gleiche Satz zuerst früh am Morgen und zuletzt spät am Abend zu schreiben. Den Versuchsschriften sind bezügliche Angaben beizufügen.

Aufgabe 18. Könnte aus breiten Schriftnebenteilen ausser auf Phantasie auch geschlossen werden auf:

a. Umgänglichkeit? (Und warum?)
b. Übereilung? (Und warum?)
c. Sonstige seelische Eigenschaften? (Welche? Und warum?)

Aufgabe 19. Welche Proben der Handschriftentafeln I—IX bieten Beispiele für Fortlassungen von Richtungen in einzelnen Schriftzeichen? Und welche?

Aufgabe 39. Die eigene Handschrift ist bezüglich ihrer Harmonie zu beurteilen« (Wir bemerken hierzu, dass man statt »Harmonie« besser das unmissverständliche Wort Einheitlichkeit gebrauchen sollte.)

»Aufgabe 50. Welche Handschrifteneigenheiten können in den Handschriften von einseitigen Verstandes- und Vernunftsmenschen nicht auftreten und welche Handschrifteneigenheiten müssen darin vorhanden sein? Event. Angabe oder Beifügung von Beispielen.

Aufgabe 67. Die Zeichen für Selbstbewusstsein sind auf Grund der eigenen Handschrift zu besprechen.

Aufgabe 69. Aus den Handschriftentafeln I—IX sind Beispiele anzugeben, welche den Forderungen der christlichen Sittenlehre

a. möglichst entsprechen,

b. sehr widersprechen.

(Die Beispiele müssen also diejenigen Eigenschaften durch ihre Handschrifteneigenheiten anzeigen, welche das Christentum preist bezw. verdammt)

Aufgabe 86. Eine beliebige Handschrift ist gemäss Brief I möglichst aus dem Kopf zu zerlegen. Anzugeben ist:

a. Wie weit sich der Gang des Verfahrens und die zu berücksichtigenden Handschrifteneigenheiten dem Gedächtnis eingeprägt haben.

b. Die Dauer der Untersuchung.«

Von den schwierigeren Aufgaben, deren Beantwortung eine grössere wissenschaftliche Untersuchung zur Voraussetzung hätte, führen wir folgende an:

»Aufgabe 43. Mit welchen Eigenschaften hängt das Gedächtnis zusammen? An welchen Handschrifteneigenheiten könnte also mittelbar seine Stärke und Art (Inhalt) erkannt werden?

Aufgabe 49 Es ist anzugeben, welche einfacheren Eigenschaften die Voraussetzungen einiger Sprecheigenschaften sein können; Eigenschaften der Sprechmenge (Schweigsamkeit, Geschwätzigkeit) wären besonders zu berücksichtigen; sie in Handschriften nachzuweisen ist zu versuchen.

Aufgabe 75. Welche seelischen Eigenschaften dürften besonders deutsch bezw. germanisch; französisch bezw. romanisch; russisch bezw. slavisch sein, und welche Handschrifteneigenheiten dürften sich in den Handschriften entsprechend verschieden zeigen? (Von den Verschiedenheiten der Schriftzeichen an und für sich ist abzusehen)

Aufgabe 77. Fig. 3, 15, 28 rühren von blondhaarigen Menschen her. (Die Strichbreite der Originale ist sehr gering.) Welche gemeinsamen seelischen Eigenschaften finden sich hier? — (Event. ist diese Untersuchung auszudehnen auf weitere „blonde“ Handschriften, wobei jedoch die Nuancen zu beachten sind; ebenso bei den „dunklen“ Handschriften)

Aufgabe 84[*] Menschen, die nichts wissen von den Gesetzen der Handschriftendeutungskunde, sind zu veranlassen, ihre Handschrift möglichst zu verstellen. Es ist sodann darzulegen, welche Verschiedenheiten, Ähnlichkeiten und Gleichheiten sich zeigen zwischen der verstellten und der natürlichen Handschrift dieser Menschen

Aufgabe 95 Man nehme zwei Stücke Papier (eines in der Grösse von 4 cm : 7 cm, das andere in der Grösse von 32 cm : 21 cm) und beschreibe beide möglichst ungezwungen mit dem gleichen Satze. Die Schreibdauer ist in Sekunden anzugeben. Welche Verschiedenheiten der Handschrifteneigenheiten zeigen sich?

Aufgabe 99. Willkürlich sind folgende Handschrifteneigenheiten der eigenen Handschrift zu verwandeln in ihren Reihengegensatz:

---

[*] Die Lösung der Aufgaben 84, 95 u. 99 geschieht in grösstem Maassstabe durch die Arbeit von Dr. Georg Meyer »Über Schriftverstellung«. Die Veröffentlichung der Ergebnisse derselben hat begonnen in Heft I u. II der »Grapho. Monatshefte« 1900. Seite 1—12.

a. Höhendauer der Hauptrichtungen.
b. Richtungsbindungen. (Winkelbindung in Bogenbindung und umgekehrt.)
c. Linienrichtung (or in ur, und umgekehrt.)
d. Strichbreite.
e. Schriftzeichenbindung,

Anzugeben ist, wie leicht, wie schwer oder ob überhaupt die willkürlichen Veränderungen beim langsamen und beim schnellen Schreiben zu bilden waren. Die Schreibdauer ist stets in Sekunden anzugeben.«

Die zur Demonstration dienenden Tafeln bieten, auf 40 Figuren verteilt, eine grosse Anzahl gut facsimilierter und äusserst instructiver Handschriftenproben, denen noch die Namenszüge von dreissig graphologischen Autoren (beginnend mit Lavater bis zu litterarisch thätigen Mitgliedern der D. g. G.) beigefügt sind, Ausser durch ein alphabetisches Sachregister wird das Werk dankenswerter Weise vervollständigt durch die alphabetische Aufzählung sämtlicher in ihm enthaltenen Bezeichnungen für Charakterzüge; und das sind an Zahl nicht weniger als 658. woraus man abermals von der Reichhaltigkeit des Gebotenen einen Begriff gewinnen möge.[8]) Endlich müssen wir noch des nicht hochgenug anzuschlagenden Versuchs einer »Bibliographie der Graphologie nebst einem Anhang mit bibliographischen Notizen über graphologische Hilfswissenschaften« gedenken. Dieselbe nennt aus der »Vorgeschichte der Graphologie« 15 »selbständige Arbeiten« und 23 »Aufsätze und Notizen« aus der Graphologie im eigentlichen Sinne, 101 selbständige Arbeiten, 6 »graphologische Zeitschriften« und 99 Aufsätze und Notizen. Der Anhang bringt Hinweise auf Werke aus den Gebieten der Psychologie, Characterologie, Physiognomik, Physiologie und Pathologie des Schreibens, Hygiene des Schreibens, Autographik, Diplomatik, Paläographie, Kalligraphie, Stenographie.[9]) Zwei »Übersichtstafeln zur Geschichte der Graphologie« lassen in ebenso neuer wie anschaulicher Weise durch symbolische Bezeichnungen die Bedeutung und Einflusssphäre der verschiedenen Graphologiewerke in historischer Folge erkennen.

Wir wiederholen zum Schlusse unserer Besprechung den Wunsch, dass dem Verfasser einige Jahre völlig berufsfreier Musse beschieden sein möchten, damit er das mit eisernem Fleisse aufgespeicherte und geordnete Material für die Drucklegung zu einem Werk gestalte, welches, indem es zugleich den neuen theoretischen Anforderungen Genüge leistete, für lange hinaus den obersten Rang in der Litteratur der Handschriften-Deutungskunde behaupten würde.

---

[8]) Eine ähnliche lexikalische Zusammenstellung der in ihren Lehrbüchern verwendeten Eigenschaftsbezeichnungen wird übrigens auch von Michon („Système der Graphologie", S. 314—319) und von Meyer-Albertini („Lehrbuch der Graphologie", 2. Aufl. S. 258—260) geboten. Beide Register bleiben aber an gehaltlicher Consequenz und an Umfang weit hinter Busses Verzeichnis zurück; Michon enthält ca. 430 Bezeichnungen und Meyer-Albertini verfügt nur über ca. 330.

[9]) Im Ganzen werden 344 Arbeiten bibliographisch nachgewiesen, während noch Deschamps französische Bibliographie vom Jahre 1892 nur 118 Publikationen angiebt.



Mitteilungen.

Geschichte der Graphologie.

Goethe. Vor einiger Zeit[1]) habe ich wiederholt darauf hingewiesen, dass Preyer's Anregung zur Sammlung von Goethe's „zahlreichen Äusserungen über den Charakter von Handschriften" leider noch immer nicht berücksichtigt wurde. Zur Förderung dieser wichtigen historischen Aufgabe möchte ich heute durch zwei kleinere Mitteilungen beitragen.

Vor einiger Zeit hatte Baronesse Alexandrine von Pfeilitzer-Franck die Liebenswürdigkeit, mich auf eine Stelle in dem Werke „Goethe in Polen" von Karpeles (1890) aufmerksam zu machen. Hier wird eine interessante und in der Graphologenwelt noch unbekannte Unterhaltung zwischen Goethe und dem Kanzler Müller mitgeteilt. Im Jahre 1828 erzählte Goethe diesem Freunde von der reizenden polnischen Klavierspielerin Szymanowska und sagte von ihr: „Jene sei wie die Luft, so fliessend, so alsbald zu setzend, so überall, so leicht und gleichsam körperlos"; auch zeigte er dem Kanzler Müller dabei die Handschrift der Virtuosin[2]). Es darf wohl angenommen werden, dass die Charakteristik und das Zeigen der Handschrift in einem Zusammenhang stand; leider ist die Handschrift der Künstlerin nicht bekannt. Sehr wertvoll wäre der Nachweis, dass die Handschrift wirklich als Illustration seiner vorangehenden Charakteristik von Goethe benützt werden konnte; die Handschrift müsste dann eine geringe Strichbreite und auch wohl viel gewandte Schreibflüchtigkeit zeigen, (Abrundungen, Schleifen)[3]).

Interessant bei dieser Goethischen Äusserung ist besonders auch die Zeit: das Jahr 1823. Man erinnere sich, dass die anderen bis jetzt in der graphologischen Literatur fixierten Aussprüche Goethe's über Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter aus den Jahren 1820, 1828 und 1830 stammen[4]). Bekanntlich wird aber auch Lavater's Kapitel über den Charakter in der Handschrift vielfach auf Goethe's Mitwirkung zurückgeführt; irgendwelche Gründe für diese Annahme sind mir nicht bekannt. Lavater's Werk kam in den Jahren 1777 bis 1779 heraus. Es erscheint mir nun höchst seltsam, dass alle bis jetzt bekannten und dabei doch recht vorsichtig gehaltenen „graphologischen" Äusserungen Goethe's in seine späteren, siebziger Jahre fallen. Sollte man es für möglich halten, dass der junge fast dreissigjährige Goethe als Inspirator Lavater's in so kühner Weise sich äussert und dann vierzig Jahre über die hier angeregten Probleme schweigt, ehe er ganz gelegentlich in sehr massvoller Weise darauf zurück kommt und zwar ohne irgendwelchen Hinblick auf die erschöpfenderen Betrachtungen der Jugend —?[5])

Goethe's Äusserungen über „Handschrift und Charakter" sammeln und kritisch zusammenzustellen, das wäre eine höchst lohnende Aufgabe für Goethe-Philologen. Einstweilen ist aber wohl eine solche Material-Sammlung schwerlich zu erwarten, da es überhaupt in

---

[1]) Vgl. „Graphologische Monatshefte". 1900. S. 43.

[2]) Vgl. Gustav Karpeles, „Goethe in Polen", S. 45; verwiesen wird hier auf Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller, S. 59, 61 ff. Goethe hatte Madame Marie Szymanowska im Sommer 1823 in Marienbad kennen gelernt; am 27. Oktober desselben Jahres weilte die berühmte Klavierspielerin in Weimar; Goethe gab ihr zu Ehren einen „festlichen Abend". Am 4. November gab Madame Szymanowska im Saale des Stadthauses ein öffentliches Konzert; Goethe veranlasste Eckermann, dieses zu besuchen und äusserte sich dabei über die Künstlerin noch folgendermassen: „Sie müssen bedenken, dass sie nicht allein eine grosse Virtuosin, sondern zugleich ein schönes Weib ist; da kommt es uns denn vor, als ob alles anmutiger wäre; sie hat eine meisterhafte Fertigkeit, man muss erstaunen." Auf Eckermann's Einwendung: „Aber auch in der Kraft gross?" erwiderte Goethe: „Ja, auch in der Kraft, und das ist eben das Merkwürdigste an ihr, weil man das sonst bei Frauenzimmern gewöhnlich nicht findet." (Eckermann, „Gespräche mit Goethe". I. 64.)

[3]) Gegen die Strichbreite spräche allerdings die von Goethe im Gespräche mit Eckermann betonte „Kraft des Spieles". Übrigens dürfte die Handschrift der Madame Szymanowska im „Goethe-Archiv" zu Weimar vorhanden sein.

[4]) Brief an Preusker vom 30. April 1820 und zwei Gespräche: Äusserungen vom 2. April 1829 und 27. Januar 1830 bei Eckermann (II., S. 65; III., S. 198); zuerst in der graphologischen Literatur mitgeteilt von Depoin und Ungern-Sternberg in der „Graphologie" 1892, S. 254/55. Der hier gebotene deutsche Text ist aber voller Druckfehler.

[5]) Mit teilweisem Recht sagt bereits Preyer („Psychologie des Schreibens" S. 222): „In der sehr lesenswerten Schrift von Ed. v. d. Hellen „Goethe's Anteil an Lavater's Physiognomischen Fragmenten" finde ich zwar, ebensowenig wie in den 1833 in Leipzig erschienenen Briefen von Goethe an Lavater aus den Jahren 1774 bis 1783, welche Heinr. Hirzel herausgab, feste Anhaltspunkte, aber auch nichts was die Annahme widerlegte, dass Goethe und nicht Lavater zuerst den in dem Briefe vom 3. April 1820 von ersterem ohne Zweifel nur wiederholten Gedanken aussprach. Denn Jahrzehnte früher interessierte sich Goethe für Handschriften, die er eifrig sammelte. Was aus seiner Autographensammlung geworden ist, habe ich nicht erfahren."

Goethe's Autographensammlung befindet sich im „Goethe-Achiv" zu Weimar. Goethe's Interesse für Handschriften berühmter oder bedeutender Persönlichkeiten lässt sich vom Jahre 1804 an verfolgen. Aus diesem Autographen-Interesse scheint sich Goethe's Ansicht über den charakterologischen Wert der Handschriften entwickelt zu haben, vielleicht unter Einfluss der verwandten Bestrebungen Gall's, welcher 1805 in Weimar Vorträge über Phrenologie hielt, die Goethen im hohen Grade willkommen und anregend waren.

den Goethe-Philologen-Kreisen noch an Klarheit über Wesen und Ziel der Graphologie zu fehlen scheint. Als Beleg hierfür mag die folgende Mitteilung dienen.

Im „Goethe-Jahrbuch 1900“ äussert sich der verdienstvolle Goethe-Forscher Dr. Karl Schüddekopf in seinem Aufsatze „Goethe und die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ auf S. 73 folgendermassen:

„Schon lange hatte er (Goethe) der Handschriftenvergleichung sein Augenmerk zugewandt. Die Anlage seiner Autographensammlung begründete er damit, dass seine Denkart im Alter eine historische Wendung nehme und dass ihm die sinnliche Anschauung unentbehrlich sei; gerade zur Zeit der Büchler'schen Anregung gedachte er seine Gedanken über Graphologie in methodischem Zusammenhange auszusprechen (vgl. Strehlke II., S. 47) und verfertigte am 31. März 1820 ein Schema über Handschriften (vgl. Tageb. VII, S. 153), das noch ungedruckt in seinem Nachlass liegt.“

Also auch diese Angelegenheit spielt im Jahre 1820. Die „Büchler'sche Anregung“ war eine Bitte um Beschreibung der in Jena und Weimar befindlichen Handschriften deutscher Geschichtsquellen; Goethe brachte dieser diplomatischen Arbeit seine volle Sympathie entgegen. Dr. Schüddekopf gibt sodann (S. 75 bis 77) Goethe's:

Vorschlag zu einem Schema,
wornach alle Manuscripte
vollständig zu beschreiben wären
mit einem Versuche
hiernach.

Dieser Vorschlag berücksichtigt nur die Momente der diplomatischen Handschriften-Description; graphische, bezw. graphologische Gesichtspunkte sind nicht anzutreffen, obwohl ja gerade die Diplomatik viel Anregungen von der Graphologie erwarten darf. Wenn aber ein Goethe zu jener Zeit (1820) sich wirklich mit dem Plane getragen haben sollte, „seine Gedanken über Graphologie in methodischem Zusammenhange auszusprechen“, — er würde dann diese Ideen zweifellos auch in einer gleichzeitigen Arbeit auf dem so nah verwandten Gebiete der Diplomatik zur Geltung gebracht haben. In dem oben erwähnten Schema ist hiervon aber nichts zu merken. Ich zweifle also sehr stark an der Richtigkeit von Dr. Schüddekopf's Mitteilung; sobald aber für „Graphologie“ das Wort „Diplomatik“ oder „Paläographie“ oder „Schrift-Wissenschaft“ oder „Autographik“ gesetzt wird, dann dürfte die Sache ihre Richtigkeit haben.*)

Hans H. Busse.

*) Während der Drucklegung vorstehender Mitteilung habe ich das Glück gehabt, eine Anzahl wichtiger Äusserungen Goethe's über „Handschrift und Charakter“ zu finden. Ich werde demnächst hierüber eingehend berichten.

Geschichts-Graphologie.

Andreas Hofer's Handschrift. Der Wert der Graphologie für die Charakteristik historischer Persönlichkeiten wird in Deutschland erst in jüngster Zeit wieder mehr gewürdigt, obwohl bereits Henze in sehr intensiver Weise hierauf hinwies u. A. durch Vorführung und Besprechung von Schriftproben Napoleons I. und Schillers aus verschiedenen Lebensjahren.†) Michon wurde wahrscheinlich hiervon in entscheidender Weise angeregt und nach seinem Vorgange wird noch heute in der französischen Fachzeitschrift „La Graphologie“ die Geschichts-Graphologie eifrig gepflegt. In Deutschland wurden bis jetzt, soweit wir sehen, Persönlichkeiten der politischen Geschichte vergangener Zeiten noch nicht graphologisch behandelt. Ein erster Versuch dieser Art liegt jedoch gegenwärtig in einem Aufsatze von J. Schunter vor, auf den wir auch an dieser Stelle durch einige Citate hinweisen möchten. Behandelt wurde die Handschrift des berühmten Tiroler Helden Andreas Hofer und zwar in wirkungsvoller Weise mit Gegenüberstellung der Handschrift von Cajetan Sweth, dem Schreiber und Vertrauten Hofer's; zwischen beiden nämlich ist ein grosser Unterschied. Schunter sagt hierüber: „Sweth schreibt fliessend und gewandt, von Hofer lässt sich dies nicht sagen; Sweth hatte eben eine höhere Bildung genossen, Hofer hatte nur die einfache Dorfschule im Passeierthale besucht. Und doch ist die Handschrift von Hofer sehr charakteristisch, viel charakteristischer als die von Sweth“. Und nun entwickelt Schunter in ebenso eingehender wie vorsichtiger Weise den Charakter Andreas Hofer's auf Grund eines Schriftstückes vom 9. August 1809.

Zunächst werden die intellektuellen Qualitäten besprochen; darauf zeigt Schunter, wie Hofer sich nach seiner Handschrift im praktischen Leben benommen haben dürfte, wie er auftrat und wie er sich seinen Mitmenschen gegenüber verhielt. Zum Schluss äussert sich Schunter, — besonders mit Hinblick auf die stets erst sinkende und dann steigende Zeilenrichtung — über Hofer's Weltanschauung und meint: „dass lebensfroher Optimismus nicht ein Grundzug in seinem Wesen war ... Er hat im Grunde etwas Ernstes und Gedrücktes an sich, wenn er auch die Zuversicht nicht verliert, vielmehr sicher auf den Sieg seiner Ideen hofft.“ Schunter fügt diesen Worten noch einige Zeilen über die religiöse Weltanschauung an, die wir — ihrer klugabwägenden Deduction wegen — im Folgenden vollständig

†) Vgl. Henze's „Chirogrammatomantie“ S. 29—31 (Schiller) und S. 276—279 (Napoleon I.).

wiedergeben. „Zeigt sich denn die Hofer in so hohem Grade eigene gläubige Gesinnung und Frömmigkeit nirgends in dessen Handschrift? So wird der verehrte Leser wohl schon gedacht haben; wir müssen ihm erwidern, dass wohl gewisse Seiten der Weltanschauung, z. B. Optimismus, bezw. Pessimismus, ferner ein gewisser Idealismus und Realismus u. dgl. in der Handschrift sich manifestieren, dass aber die eigentliche philosophische und religiöse Denkweise eines Menschen aus derselben nicht zu erkennen ist. Im vorliegenden Falle lässt sich vom graphologischen Standpunkt aus nur folgende Vermutung aufstellen. Hofer ist nach seiner Handschrift zwar eine bedeutsame Persönlichkeit, aber doch von der Kultur nicht beleckt; er ist dabei eine konservative Natur, er wird darum auch an der Religion seiner Väter, in deren Mittelpunkt der Glaube an einen persönlichen Gott steht, ernstlich festgehalten haben; und da er, wie wir gesehen, auch viel Innigkeit und Pietät besitzt, so ist anzunehmen, dass er diese Gesinnung vor allem gegen diesen Gott zeigte und ihm in aufrichtiger Frömmigkeit zugethan war."

H. H. B.

Literatur.

Ronninger, Carl —. Du bist erkannt!! Jedermann sein eigener Graphologe. Kurzer Leitfaden der Handschriftendeutung. Nach eigenen Studien verfasst. — Leipzig bei H. Haessel. — 30 Seiten. 1 Mark.

Vor über 10 Jahren (1887) brachte der Verfasser seine mehrjährigen Beobachtungen, Erfahrungen und Aufzeichnungen über Handschriftendeutung „in eine auch dem Laien verständliche Form, um sie bei Gelegenheit in Druck zu geben". Diese Gelegenheit hat sich leider erst jetzt (Ende Juli 1900) geboten. Wir müssen diese Verspätung um über 10 Jahre im Interesse des Autors bedauern; sein Büchlein hätte nämlich 1887 ganz gute Dienste leisten können, da es verständig und ziemlich vorsichtig geschrieben ist; natürlich zeigt es, dem Stande der damaligen Graphologie entsprechend eine rohe Empire, welcher Vermutungen oder einige zutreffende Beobachtungen für wissenschaftliche Gewissheiten galten. Was aber sollen wir gegenwärtig mit einem so alten Buche? Es ist vollständig überflüssig, denn es existieren leider schon zahlreiche, aber doch etwas modernere Brochüren und Lehrbücher, die den Laien in den Stand setzen sollen, „über jede Handschrift ein allgemeines graphologisches Urteil abgeben zu können, — ein Urteil, das er sonst einem Graphologen ziemlich hoch honorieren müsste". Ronninger will mit seinem Leitfaden dem graphologischen Dilettantentum in grossem Stil Vorschub leisten; wir halten solches Beginnen für durchaus verwerflich. Aufklären über Wesen und Zweck der Graphologie mag man den Laien, auch den Laien des grösseren nur mittelmässig gebildeten Publikums; aber man soll ihn nicht nur aufklären, sondern ihm auch Respekt vor dieser jungen Wissenschaft einflössen. Wir sind im Laufe von vielen Jahren, die ausschliesslich dem graphologischen Studium gewidmet waren, immer mehr zu der Ansicht gekommen, dass es gegenwärtig überhaupt noch unmöglich ist: „über jede Handschrift ein allgemeines graphologisches Urteil abgeben zu können". Wenn der Autor wirklich die feste Überzeugung hegt, dass hierzu schon ein kurzes Studium seines über 10 Jahre veralteten Leitfadens jeden Laien befähigen sollte, dann mag er zwar ein Genie im Optimismus sein, — zum Begreifen der vielartigen Schwierigkeiten eines graphologischen Urteils ist er aber unfähig.

Herr Ronninger sagt am Schlusse seiner Einleitung, dass ihm erst jetzt (Mai 1900) das „Lehrbuch der Graphologie" von Meyer-Albertini zu Gesicht gekommen sei. Auch dieses ist zwar für uns schon um 5 Jahre veraltet; für Herrn Ronninger wird es aber noch sehr, sehr viel Neues und Wertvolles bringen. Preyer's Werk scheint dem Autor völlig unbekannt, selbst Preyer's Name wird nicht erwähnt; hier aber, in „Zur Psychologie des Schreibens", wird Ronninger dann später hoffentlich die Brücke finden, die ihn von Albertini's Lehrbuch hinüber führt zur wissenschaftlichen Graphologie.

Hochfeld, Hans —. Anleitung aus der Handschrift Charakter und Gemüt zu bestimmen. — Berlin SW. Verlag der Literarischen Agentur. 1900. 13 Seiten. 50 Pfg.

Die einzigen beachtenswerten Worte dieser Brochüre lauten: „Schreiber dieses sammelte aus graphologischen Werken von Julius Becker, W. Langenbruch, Dr. A. Erlenmeyer und Professor W. Preyer und hofft mit dieser kleinen Brochüre Interesse für diese Wissenschaft zu erregen und zu erwecken". Herr Hochfeld wäre wohl ehrlicher gewesen, wenn er schlicht und gründlich gesagt hätte, dass er aus dem Werke von Julius Becker „gesammelt" hat; oder kann mir Herr Hochfeld vielleicht das graphologische Werk von Dr. A. Erlenmeyer angeben, aus dem er „sammelte"? Er wird es nicht können, denn — es gibt gar keines; es existiert von Erlenmeyer zwar ein Werk über „Die Schrift", aber hier werden die „Grundzüge ihrer Physiologie und Pathologie" behandelt. Dieses Werk wird freilich von Becker, soweit wir sehen, nicht erwähnt, da dieser seinerseits hier aus L. Meyer-Albertini „Lehrbuch der

Graphologie" gesammelt haben dürfte, wo eben auch die Citierung von obigem Werke fehlt! Da nun Becker seine Quelle leider — wie überhaupt an verschiedenen Stellen! — nicht angegeben hat, so konnte natürlich der Sammler Hochfeld hier nicht selbständig vorgehen und blieb bei seiner Universal-Quelle Becker. Wir würden jedoch dem für populäre Zwecke recht brauchbaren und verständigen Werke Becker's Unrecht thun, wenn wir es für die unglaublich oberflächliche „Anleitung" Hochfeld's verantwortlich machen wollten. Jetzt kommt eben die Zeit, wo solche „Anleitungen" unter den verschiedensten Titeln zu Dutzenden erscheinen werden! Dies ist dann aber auch die letzte Kinder-Krankheit der Graphologie in Deutschland.

Grohmann, A—. Suggestion durch Briefe. — 1. Auflage. — Zürich. Verlag von Ed. Buscher. 1900. 80 Seiten. 1 Mk. 50 Pfg.

Die vorliegende Brochüre „ist die erweiterte Wiedergabe eines Aufsatzes, der unter dem Titel »Einiges über Suggestion durch Briefe« in der Zeitschrift für Hypnotismus 1899, Bd. IX, Heft 5, als Originalartikel erschienen ist". Über den Zweck seiner Arbeit äussert sich der Autor in seinem Vorwort also: „Ich wollte durch diesen Aufsatz die Aufmerksamkeit der Fachleute im Gebiete der Suggestion auf die grosse suggestive Wirkung aufmerksam machen, die nicht nur durch Briefe im Allgemeinen ausgeübt wird, sondern auch speziell durch Briefe auf denjenigen Gebieten, die ich besonders hervorhob." Diese zwei Gebiete sind die Korrespondenz-Vereine und die brieflichen graphologischen Urteile. Uns, an dieser Stelle, interessiert die Brochüre natürlich nur soweit, als sie auf eine schädliche suggestive Wirkung der graphologischen Praxis hinweisen und diese demonstrieren zu können glaubt an — „Meister P. P. Liebe in Augsburg"! Grohmann sagt ausdrücklich (S. 11): „Absichtlich gehe ich hier nicht auf das Sachliche in der Kunst der Graphologie ein. Die mag bestehen. Ich weiss von ihr zu wenig, wenn ich auch weiss, wie die Beurteilung nach Form, Inhalt, Kalligraphie etc. einer Schrift zur Beurteilung eines Menschen mitbenutzt werden kann." Diese Einschränkung ist jedenfalls sehr klug gewesen, denn wir fürchten, der Autor ist bis jetzt viel zu wenig über die „Kunst" der Graphologie orientiert, und zwar theoretisch, wie praktisch. Grohmann bespricht in der ersten (S. 5—37) Hälfte seiner Brochüre in sehr eingehender und satirisch-kritisierender Weise ein graphologisches Urteil vom „Meister P. P. Liebe" und dessen Reklame-Brochüre „Seelen- und Charakter-Analyse". Bekanntlich wurde gegen diesen „Meister" und seine die wissenschaftliche Graphologie in hohem Grade diskreditierende Reklame bereits vor zwei Jahren von R. Hähn mit dem Aufsatze „Falsche Profeten" in ähnlicher Weise protestiert. †) Auf diese persönliche Seite der Grohmann'schen Arbeit brauchen wir daher hier nicht mehr einzugehen. Es genügt zu konstatieren, dass man in wissenschaftlichen Graphologenkreisen Grohmann's Ansicht über Liebe's Persönlichkeit und suggestive Reklame teilt. Näher ins Auge fassen wollen wir nur die Suggestion durch briefliche graphologische Urteile. Grohmann scheint in letzteren hauptsächlich eine Förderung des „unsinnigen Kultus mit der Ich-Vorstellung" zu erblicken. Dass graphologische Charakterschilderungen zuweilen nur der Eitelkeit des Auftraggebers schmeicheln sollen, ist ja selbstverständlich; sie rangieren hier auf einer Stufe mit dem Selbstbewusstseins-Suggestions-Werte der Titel, des Standes, des Vermögens, der Bekanntschaften, der Toilette usw. Gewiss werden dem ausübenden Graphologen solche Aufträge nicht gerade angenehmen sein, wenn er neben seinen geschäftlichen Interessen auch das Bewusstsein seiner wissenschaftlichen Würde wahren will; er wird sie mit einer gewissen Rücksichtnahme erledigen müssen, ähnlich wie auch der gediegenste Arzt oft in die Lage kommt, gesunde „Kranke" mit harmlosen Mitteln zu kurieren oder Todkranken, z. B. Schwindsüchtigen, Aussicht auf nahe Genesung zu machen. Es handelt sich hier einfach um Bedürfnisse des praktischen Lebens, die befriedigt sein wollen. In unserem Falle dürften wir erwarten, dass das Entgegenkommen nicht zu weit getrieben wird und dass gleichzeitig einige „Dämpfer aufgesetzt" werden.

Nun bezwecken aber bei weitem nicht alle Einsendungen für graphologische Beurteilungen eine „Stärkung des Persönlichkeits-Bewusstseins". Ausgeschlossen hiervon sind erstens alle Aufträge von Geschäftsleuten u. dgl. die Angestellte für verschiedenartige Posten suchen: wenn dem Graphologen hier auch die Beantwortung der Ehrlichkeits-Frage häufig unmöglich ist, so kann er doch über Fleiss und Thätigkeit, über Geschmack und Ordnungssinn, über Umgänglichkeit und Selbständigkeit des Stellesuchenden ziemlich bestimmte Auskünfte geben, die dem Geschäftsmann seine Wahl erleichtern. Suggestionen schädlicher Art durch diese graphologischen Briefe sind nur dann zu befürchten, wenn die Ausdrucksweise derselben nicht der Bildungsstufe des betreffenden Geschäftsmannes entspricht oder wenn dieser sich ohne Welteres durch die erhaltene Auskunft in seiner Wahl bestimmen

† Vgl. „Berichte der G.-G." 1899. II. S. 137—141.

lässt. Hierhin gehören auch die wohl eben so zahlreichen Einsendungen zu Enggaements-zwecken irgendwelcher Art. Es gibt nun aber noch eine zweite Gruppe von Einsendern; ihnen ist es um Befriedigung einer neugierigen Laune oder aber um eine ernstere Erkenntnis zu thun. Hier muss der Graphologe von Fall zu Fall abwägen, wie weit er den Charakter mit objektiver Schärfe darlegen darf, denn zuweilen kann ein allzubestimmtes Hervorheben einzelner Eigenschafts-Komplexe zu Suggestionen hemmender, d. h. für den Beurteilten schädlicher Art führen; den, der nicht schwindelfrei ist, darf man nicht auf Höhen leiten, und den auf Dachfirsten wandelnden Mondsüchtigen soll man nicht anrufen. Die volle Selbsterkenntnis oder auch nur das klare Bewusstwerden einzelner Eigenschaften ist für viele Menschen geradezu lebensgefährlich; es gibt z. B. hoch bedeutende Menschen von vielseitiger Receptivität und regem Planreichtum, die trotzdem niemals etwas Grosses schaffen und erreichen können, da es ihnen an Concentrationskraft und damit an rücksichtsloser Energie, auch sich selbst gegenüber, fehlt; der Graphologe wird eine derartige Komplikation des Charakters ziemlich leicht aus der Handschrift erkennen; er würde aber durchaus unrichtig handeln, wenn er hier seine Ansicht unumwunden ausspräche und so suggestiv hemmend wirken müsste; er wird vielmehr durch einige Modificationen eine suggestive Förderung versuchen.

Wenn wir das Gesagte zusammenfassen, so finden wir Grohmann's Behauptung der Suggestion durch briefliche graphologische Auskünfte zwar für zwei Hauptgruppen dieses Zweiges der graphologischen Praxis bestätigt. Während aber Grohmann die Suggestionen für schädlich zu halten scheint, sind wir dieser Ansicht nur in Ausnahmefällen; die planmässige Erzeugung einer Selbstgefühlssteigerung durch charletanistische Reklame à la P. P. Liebe verdammen wir natürich ebenfalls.

Die amüsant zu lesende Brochüre Grohmann's empfehlen wir übrigens — trotz einiger Malicen des Autors gegen die Graphologie — um so lieber, als Grohmann gleichwohl an zwei Stellen Anlage zum verständigen graphologischen Empiriker zeigt.

Oldendorf, Julius—. Graphologie. (In „Die Eule", Schlesische Wochenschrift für Kunst und Leben. 1900. Nr. 11. S. 166—172.)

Ein sachlich und gewandt geschriebener Aufsatz, der in energischer Weise für die wissenschaftliche Graphologie eintritt und eindringlich vor Verwechslung der Graphologie mit dem Schreibsachverständigen-Wesen und mit der „populären" Pseudo-Graphologie von „Schwindlern und Spekulanten" warnt. Der Autor trägt die graphologischen Probleme in klarer Weise vor; er gibt eine gute Übersicht der Geschichte der Graphologie bis zur Gegenwart und schliesst hierbei mit den Worten: „Einen starken Rückhalt hat die Graphologie in Deutschland an der seit 1896 bestehenden „Deutschen graphologischen Gesellschaft" in München, deren Zeitschrift („Graphologische Monatshefte") angesehene Männer der Wissenschaft zu Mitarbeitern hat, und die sich den besten wissenschaftlichen Revuen würdig anschliesst."

Hoffentlich findet Oldendorf noch vielfach Gelegenheit mit ähnlichen Publikationen das Publikum anderer Zeitschriften über Wesen, Ziel und Geschichte der Graphologie zu orientieren. Einige kleinere Irrtümer in der Geschichte der Graphologie wären dabei zu korrigieren: bei dem 1812 anonym erschienenen Buche „L'art de juger etc." sollte der von Crépieux-Jamin festgestellte Autor Ed. Hocquart erwähnt werden; die Angabe des Autors von 40,000 Handschriften, die Michon untersucht und verglichen haben soll, dürfte auf einer Verwechslung beruhen, — wenigstens ist mir kein Beleg bekannt; G. Bridier war nicht „Professor", jedenfalls hat er auf seinen Geschäftskarten niemals diesen Titel geführt; Luc. Arréat's 1893er Aufsatz „De la Méthode graphologique" ist gewiss sehr wertvoll, doch hat er nicht die historische Bedeutung, welche Oldenburg ihm zuspricht, da bereits 1892 das Buch Louis Deschamps' über die „Philosophie de l'Ecriture" erschienen war; auch Héricourt's Aufsatz vom Jahre 1885 hat mindestens den gleichen Wert, wie Arréat's Arbeit.

H. H. B.



Für Redaktion verantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Ueber Schriftverstellung.

Zur Reform der gerichtlichen Schriftexpertise.

(Fortsetzung.)

Von **Dr. Georg Meyer**, Lichtenberg bei Berlin.

Um eine Handschrift wirksam zu verstellen, werden gewisse handschriftliche Eigenarten unterdrückt, neue oder jenen entgegengesetzte eingeführt. Die Unterdrückung gewohnter Eigenarten haben wir im ersten Aufsatz behandelt und fanden, dass die Schwierigkeit ihrer Durchführung hinsichtlich der einzelnen handschriftlichen Eigenschaften eine sehr verschiedene ist. Wir kommen jetzt zur Frage II.:

Welche handschriftlichen Eigenheiten können willkürlich hervorgerufen werden?

Das Material D, welches mir zur Beantwortung dieser Frage zur Verfügung steht, stammt von 25 Personen beiderlei Geschlechts, verschiedensten Charakters und Bildungsgrades. Geschrieben wurden kurze Sätze beliebigen Inhalts und zwar — mit wenigen Ausnahmen — jeder auf einem besonderen Blättchen, Format 9 : 12 cm, nicht liniert. Als Feder Benützten die Betreffenden, soweit es einzelne Experimente nicht anders erforderten möglichst die ihnen gewohnte. Die Experimente wurden fast ausschliesslich unter meiner persönlichen Leitung ausgeführt.

Folgende Aufgaben mussten gelöst werden:

1. Gewohnte Handschrift.
2. Ungewohnte Schriftart (Lateinisch statt Deutsch und umgekehrt).
3. und 4. Möglichst schnell und langsam.
5. „ 6. Möglichst gross und klein.
7. „ 8. Möglichst kräftiger Druck und umgekehrt.
9. „ 10. Möglichst weit und eng
11. „ 12. Unterlänge (UL) grösser als (OL) resp. Oberlänge grösser als Unterlänge.
13. und 14. Möglichst grosser Unterschied zwischen Langbuchstaben (L) und Kurzbuchstaben (K) respektive möglichst geringer Unterschied.
15., 16. und 17 Eckenbindung Guirlandenbindung, Arkadenbindung.
18. und 19. Möglichst verschnörkelt resp. möglichst vereinfacht.
20. „ 21. Schleifen möglichst weit,
„ „ zusammengezogen.
22. Veränderte Neigungswinkel. (Wi.)
23. und 24. Möglichst gebunden und möglichst ungebunden
25. Unregelmässige Schrift, (auch ataktische und Zitterschrift).
26. Linke Hand rechtsläufig.
27. Linke Hand Spiegelschrift.
28. Griffel in die volle Faust genommen.

29. Schreiben mit geschlossenen Augen.
30. „ im Stehen.
31. „ auf verschiedenem Format.
32. „ mit verschiedenen Federn.
33. „ mit sehr dickem Stift.
34. „ mit ganz kurzem Stift.
35. „ Nachahmung fremder Handschriften.

Im Allgemeinen wurde jeder Versuch nur einmal ausgeführt; nur wenn ersichtlich war, dass die Erfordernisse der Aufgabe dem Betreffenden unklar geblieben waren, wurde er wiederholt. Von einer öfteren Wiederholung, um den Einfluss der Uebung festzustellen, musste leider in den meisten Fällen Abstand genommen werden.

Wie man aus der Art dieser Versuche ersieht, erweiterten sich die ursprünglich nur zur Beantwortung der forensisch-praktischen Frage II bestimmten Untersuchungen auf solche mehr allgemein-graphologischer Art. Wir wollten uns die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einigen graphologischen Grundfragen experimentell näher zu treten: den Wechselbeziehungen verschiedener handschriftlicher Eigenschaften untereinander, der Mechanik des Schreibens, dem Einfluss äusserer Schreibumstände und dgl. mehr. Dessen ungeachtet wird die Frage der Schriftverstellung nach wie vor den Mittelpunkt unserer Betrachtungen bilden; nur die in näherem Zusammenhang damit stehenden sogen. sekundären Veränderungen werden eine eingehendere Würdigung erfahren.

Fragen wir uns also zunächst, welche handschriftlichen Eigenschaften können leicht, welche nur schwer und unvollkommen willkürlich verändert resp. hervorgerufen werden?

Zur Erkennung des Schwierigkeitsgrades verhilft uns erstens das Urteil der Versuchsperson, zweitens Beobachtungen des Experimentators unmittelbar bei der Ausführung des Versuchs, drittens und vornehmlich der in der Schrift festgelegte Erfolg der Bemühungen. Je vollkommener die Aufgabe gelöst ist, desto leichter — darf man annehmen — ist sie der Versuchsperson geworden. Bot die Aufgabe grössere subjektive Schwierigkeiten, so zeigt sich dies ausser in Unvollkommenheit des Gelingens hinsichtlich der zu verändernden Eigenschaft in mangelhaftem Fluss der ganzen Schrift, was auf eine allgemeine Unbeholfenheit und häufiges Zögern schliessen lässt, ferner in Unterbrechungen, um für Ueberlegung Zeit zu gewinnen, in einem gewissen Abblassen der ganzen Individualität der Schrift, d. h. grösserer Annäherung an die schulmässigen Formen und in Anderem mehr, was bei den einzelnen Punkten zur Sprache kommen wird.

Indem wir uns nun den einzelnen Versuchen zuwenden, erörtern wir zunächst die Frage, wovon die Schwierigkeit, eine bestimmte handschriftliche Eigenschaft gewissermassen der Willkür zu unterwerfen, abhängig ist.

Der **Versuch 1.** — möglichst eine Probe der gewohnten Handschrift — bedarf keiner weiteren Besprechung. Durch ihn sollte das Vergleichsmaterial gewonnen werden. Um den Einfluss anfänglich wirksamer, hemmender Umstände und späterer Gewöhnung, wachsender Antriebe, Ermüdung und dgl. überblicken und in Anrechnung bringen zu können, wurde er gelegentlich besonders aber am Schluss wiederholt.

Eine im weiteren Verlauf des ganzen Experiments sich einstellende Vergrösserung der Schrift ist wohl auf Fortfall einer anfänglich hemmenden Zag-

haftigkeit und auf hinzukommenden Antrieb zurückzuführen. Gegen Schluss trat als Symptom von Ermüdung wiederum eine Verkleinerung ein. Freilich wurden diese wohl verständlichen Veränderungen nur in wenigen Fällen deutlich (es war dies bei weiblichen Versuchspersonen); jedoch nach den Untersuchungen von Diehl, dem für diesen Zweck geeignete allerempfindlichste Messappaiate zur Verfügung standen, ist es wahrscheinlich, dass solche Veränderungen in sämtlichen Fällen vorhanden waren*).

Versuch 2. — Ungewohnte Schriftart, Lateinisch statt Deutsch und umgekehrt. Alles Ungewohnte bietet Schwierigkeiten; je weniger gewohnt die Schriftart, desto grösser sind diese natürlich. Die nächste Folge davon war eine gewisse Unbeholfenheit. Sie zeigte sich selbst bei Hochgebildeten und sonst durchaus schreibgewandten Personen: Jahrzehnte lang der deutschen Schrift entwöhnt, fielen sie bei diesem Versuch häufig in die lateinischen Schriftzeichen zurück und das Ganze sah ziemlich unbeholfen aus. Ferner näherten sich die Formen mehr den schulmässig konventionellen, wie es überall dort stattfand wo die Schreibthätigkeit eine weniger unwillkürliche war und wo mehr auf die Form selbst geachtet werden musste. Die Individualität der Schrift schleift sich eben erst allmählich aus.

Das Wichtigste ist wohl, dass die ungewohnte Schriftart stets grösser ausfiel als die gewohnte. Diehl hat gezeigt, dass mit wachsender Uebung der, Schreibweg abnimmt; hier findet die Umkehrung dieses Satzes seine Bestätigung. Ich habe mehrere Beispiele zur Hand, wo Personen, die bisher deutsche Schrift gewohnt waren, aus verschiedenen Erwägungen die lateinische Schrift wählten. Anfangs fiel diese in der That grösser aus als die bisherige, und erst später, mit allmählich zunehmender Uebung, kehrte die Schrift zur alten Grösse zurück. Hiermit stimmt die Thatsache, dass Kinderhandschriften und Handschriften der wenig schreibenden Leute im Durchschnitt eine grössere Ausdehnung zeigen als die der Gebildeten. Sämtliche motorische Bethätigungen werden ja Anfangs mit einem unnötigen Kraftaufwand ausgeübt, und ein solcher führt in unserem Fall zur Vergrösserung der Schriftzüge. Selbstverständlich nimmt auch der Druck zu, wenngleich dies an der fertigen Schrift weniger sichtbar ist.

Fig. 1a *Fig. 1b*

Die Folgen der Mässigung der Schreibgeschwindigkeit, wie sie in Versuch 2 statt hat, sind bereits im ersten Aufsatz (Heft 1. dieses Jahrgangs Seite 3 und 4.) eingehender besprochen worden. — Deutlicher treten diese Folgen zu Tage in **Versuch 3 und 4.** — möglichst schnell resp. langsam zu schreiben. — Ich will auf die Unterschiede an dieser Stelle nicht noch einmal zurückkommen. Der springende Punkt liegt in dem beim schnellen Schreiben auftretenden Ueberwiegen der nach rechts gerichteten Vorwärtsbewegung und der Vernachlässigung der Vertikalausdehnung. (Vergleiche hier Fig. 1a und 2a (schnell geschrieben) mit 1b und 2b.)

*) Vergl. darüber meinen Aufsatz in Heft 5. und 6. dieses Jahrgangs.

Nur hinsichtlich des Grössenunterschiedes schneller und langsamer Schrift muss ich einiges ergänzen. Hier standen sich bisher die Befunde von Busse und Diehl gegenüber. Der letztere hatte bei 8 Versuchspersonen ein Kleiner-

Fig. 2a *Fig. 2b*

werden des Schreibweges bei wachsender Schreibgeschwindigkeit gefunden, während Busse im Gegenteil ein Grösserwerden feststellen konnte.*) In meinen 25 Fällen fand ich Diehls Befund nur 3 mal bestätigt. In diesen Fällen handelte es sich um eine für gewöhnlich ziemlich kleine Handschrift, die sich beim Langsamschreiben — eben auch hinsichtlich der Ausdehnung — mehr der Schulvorschrift näherte. (Siehe Fig. 3a) In den übrigen Fällen war die schnelle Schrift grösser als die langsame — z. T. sogar ziemlich erheblich. (Fig. 4.) Ich glaube daher meine an angegebener Stelle ausgesprochene Vermuthung bestätigt zu finden: dass in den meisten Fällen der beim Bestreben möglichst schnell zu schreiben erhöhte motorische Antrieb, auch auf die Ausdehnung der

Fig. 3a (langsam)

Fig. 3b (schnell)

Schrift einwirkt und dadurch eine Vergrösserung derselben herbeiführt. In andern Fällen, die aber mehr zu den Ausnahmen gehören, nähert sich die langsame Schrift mehr dem konventionellen Durchschnitt und wird dabei auch gelegentlich grösser. (Figur 3a.)**) Für gewöhnlich also bleibt der zur Erzielung

Fig. 4a (schnell)

einer grösseren Geschwindigkeit in erhöhtem Masse aufzuwendende motorische Antrieb nicht auf diese Eigenheit beschränkt, sondern strahlt gewissermassen

*) Siehe meinen Aufsatz in Heft 5 und 6 dieses Jahrgangs Seite 60.

**) Fig. 1 und 2 dürfen hier zum Beweise nicht herangezogen werden, da sie nicht dem Material D. sondern dem Material A. und B. entnommen sind.

auch auf die Ausdehnung *aus*. Ein solches Ausstrahlen einer zunächst nur auf *eine* bestimmte handschriftliche Eigenschaft gerichteten Bemühung zugleich auf andere Eigenheiten, wird uns noch verschiedentlich begegnen. Wir haben hier eines der wichtigsten Beispiele secundärer Veränderung.

Eigentliche Schwierigkeiten bietet dieser Versuch nicht, nur hängt es sehr von der persönlichen Anlage ab, inwieweit den Anforderungen der Aufgabe entsprochen wird. Die individuellen Unterschiede waren hier sehr beträchtlich. Eine gewisse Parallele zwischen der Fähigkeit eine hohe Schreibgeschwindigkeit zu erzielen und schneller Gedankenverbindung im Allgemeinen, ferner



Fig. 4b (langsam)

zwischen der Möglichkeit für längere Zeit ein sehr langsames Tempo beizubehalten und der Fähigkeit sich zu beherrschen, an sich zu halten etc., glaube ich in meinen Fällen sicher haben feststellen zu können. Fig. 4b ist erst nach mehrfachen misslungenen Vorversuchen zustande gekommen.

Dass die forciert schnelle Schrift häufig etwas unregelmässig ausfiel, erklärt sich ziemlich natürlich durch eine dabei entwickelte unruhige Hast

Versuch 5 und 6. — *Möglichst gross und klein.* — Die Ausdehnung der Schrift lässt sich am allermühelosesten der Willkür unterwerfen.

Fig. 5a

Ebenso wie bei Versuch 3. und 4. und dem demnächst zu besprechenden Versuch 7 und 8. ist weiter nichts erforderlich als eine *allgemeine* Verstärkung oder Hemmung des motorischen Antriebes hinsichtlich der einen handschriftlichen Eigenschaft. Schon im gewöhnlichen Leben kommen teils willkürliche, teils unwillkürliche Aenderungen der natürlichen Grösse vor. Ich erinnere

Fig. 5b

nur daran, dass Aufschriften, Ueberschriften, Unterschriften, oft grösser, Notizen, Anmerkungen und dgl. kleiner geschrieben werden als die gewöhnliche

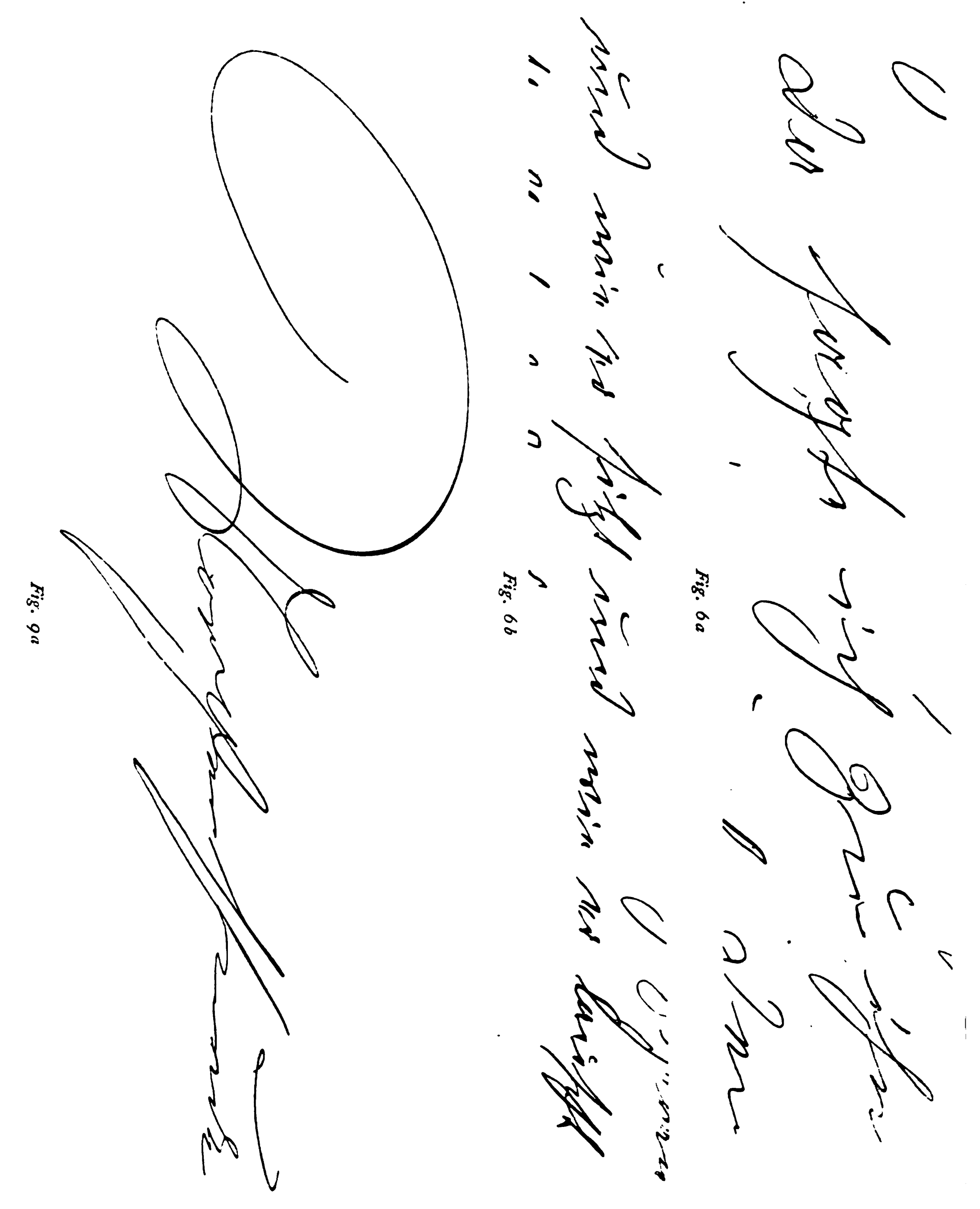


Fig. 6a

Fig. 6b

Fig. 9a

Handschrift. Wie sehr die Grösse der Schrift wechselt unter dem Einfluss von Stimmungsschwankungen und Affecten, wie sie in gesundem Zustande und bei geistiger Erkrankung vorkommen, habe ich in Heft 1. und 2 des vorigen Jahrgangs eingehender dargelegt. Ich füge hier einige Bespiele davon ein. Fig. 5a stammt

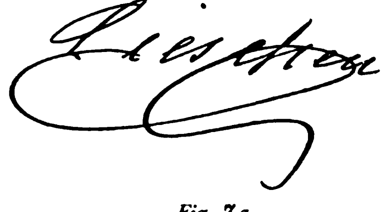


Fig. 7a

Fig. 7b

aus einem Brief mehr gleichgültigen Inhalts, Fig. 5b ist unter dem Einfluss freudiger Erregung geschrieben. Fig. 6a stammt von einer an Manie Erkrankten und zwar aus einer Zeit, wo sich dieselbe dauernd in hochgradiger Exaltation befand; Fig. 6b ist geschrieben nach Abklingen der Erregung. Fig. 7.

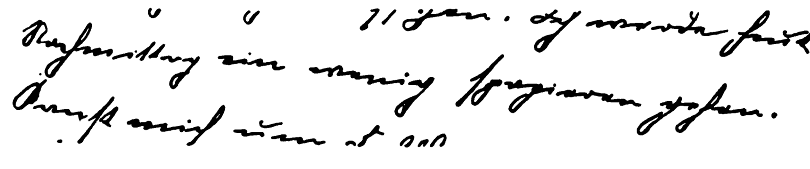


Fig. 8a

stammt ebenfalls von einer periodisch in manische Erregung verfallenden Kranken und zwar Fig. 7a aus der Zeit der Erregung; Fig. 7b aus der ruhigen Zeit. Fig. 8a ist geschrieben in einer Zeit andauernder gemütlicher Depression, Fig.

Fig. 8b

8b nach Besserung dieses krankhaften Zustandes. Die Unterschiede hinsichtlich der Grösse sind aus den Figuren ersichtlich. — So ist die Veränderung der Grösse auch im Versuch nicht schwer gefallen. (Fig. 9.)

Trotzdem zeigen sich grosse individuelle Unterschiede, wie man z. B. aus

Fig. 9b

dem Vergleich von Fig. 9 und 10 ersieht. Fig. 9a. kam mühelos zustande, Fig. 10a. unterscheidet sich kaum von der (nicht mit abgedruckten) gewohnten Handschrift und erst auf nochmaliges Antreiben wurde der Satz etwas grösser (Fig. 10b) geschrieben. Eine kleine Schrift zu liefern schien im Allgemeinen fast

Fig. 11a

Fig. 11b

Fig. 12a

schwieriger zu fallen. Die Dame, von der Fig. 9 stammt, wiederholte den Versuch 6 (Fig. 9b) zehn Mal. Gegen Ende dieser Reihe wurde die Schrift wieder merklich grösser: wohl infolge der Ermüdung liess die erforderliche Hemmung nach.

Hier haben wir gleich wieder ein Beispiel, wie der motorische Antrieb »ausstrahlt«: zugleich mit der Ausdehnung wuchsen bei diesem Versuche auch

Fig. 10. 10a, 10b

Druck und Geschwindigkeit. Wie es sonst noch zu erklären ist, dass mit zunehmender Grösse auch die Geschwindigkeit resp. die Millimeterschreibzeit (die Zeit, welche zur Zurücklegung eines Millimeters Schreibweg gebraucht wird) wächst, habe ich bereits früher*) näher auseinandergesetzt: alle Ecken und

Fig. 12b

Kurven verzögern, wie leicht begreiflich und wie ausserdem mit der elektrischen Schreibfeder von Edison festgestellt ist, die Schreibgeschwindigkeit. Da aber auf 1 Millimeter Schreibweg bei grosser Schrift relativ weniger solche Ecken etc. kommen als bei kleiner Schrift, so muss die Millimeterschreibzeit naturgemäss dementsprechend beeinflusst werden. Die Haupterklärung dieser Begleitveränderung ist aber vielleicht doch in dem Ausstrahlen des motorischen Antriebes zu sehen.

Fig. 13a

Fast durchweg war festzustellen, dass die Majuskeln und Mittelbuchstaben mehr der willkürlichen Veränderung zugänglich waren als die Kurzbuchstaben.

*) Vergl. meine Aufsätze Jahrgaug III. dieser Hefte No, 3 und 4 und Jahrgang IV. No. 5 und 6.

Man vergleiche in Fig. 9a das weit ausholende »M«, besonders dessen Anfangszug und das »g« mit den Kurzbuchstaben z. B. mit den »en« in der zweiten Silbe. Auf die Ursache dieses verschiedenen Verhaltens der verschiedenen Buchstabenkategorien werden wir weiter unten, beim Gesetz vom Automatismus etc. zu sprechen kommen. In Fig. 10a ist ebenfalls das »Lämmlein« besonders dessen »L« einigermassen gross, gegen den Schluss »tromm« hat die Schrift bereits stark an Ausdehnung eingebüsst, der anfängliche Antrieb ist bald geschwunden.

Fast ebenso leicht gelingt **Versuch 7 und 8.** Auch hier allgemein erhöhter Antrieb resp allgemeine Hemmung, diesmal hinsichtlich des Nachdrucks der Bewegung. Auch hier war ein Unterschied des Betroffenseins zwischen den einzelnen Buchstaben-Kategorien oft zu merken (z. B. Fig. 11b). Ausnahmslos trat bei diesem Versuch neben der Strichverbreiterung auch eine Vergrösserung der Schrift ein und umgekehrt Es bedarf kaum der Bemerkung, dass dies wiederum in den Verhältnissen der Triebkraft seine Ursachen hat. Die Geschwindigkeit war weniger in Mitleidenschaft gezogen, aus dem Grunde, weil diese — nicht einer Drucksteigerung — wohl aber der Entwickelung der Strichbreite ungünstig ist, und auf letztere wurde bei diesem Versuche ausdrücklich Wert gelegt. In der That wurde die „dicke" Schrift in einem langsameren Tempo hergestellt, als die dünne Schrift. Im Uebrigen bot dieser Versuch nichts Bemerkenswerthes.

Fig. 13b

Schwieriger ist die Veränderung der Ausdehnung, wenn sie sich nur auf einzelne Teile der Schrift erstrecken darf, d. h. wenn nicht die absolute Grösse verändert wird, sondern die Grössenverhältnisse. Schwieriger deshalb, weil hier grössere Aufmerksamkeit erforderlich wird, indem die Erhöhung oder Hemmung des motorischen Antriebes nicht mehr eine allgemeine ist, sondern nur eine partielle, somit Antrieb und Hemmung gewissermassen gemischt in Anwendung gezogen werden müssen.

Da haben wir zunächst **Versuch 9 u. 10.** — Weit und eng. — Hier kommt es darauf an, die von links nach rechts gerichtete Vorwärtsbewegung zu modifizieren, dabei aber eine allgemeine Vergrösserung oder Verkleinerung

Fig. 14a, 14b

der Schrift zu vermeiden. Dieses letztere gelingt nun den meisten nicht oder nur sehr schlecht, und so finden wir fast überall die weite Schrift zugleich

grösser, die enge Schrift zugleich kleiner. (Fig. 12 u. 13). Fig 14, in der dieser Fehler vermieden ist, wurde von mir selber, also von einer in dieser Beziehung gewiss nicht unbefangenen Person angefertigt. – Leicht begreiflich ist es, dass in der weiten Schrift nach rechts ausgezogene, Endzüge, nach rechts „voraneilende“ i-Punkte und dergl. vorkommen, ebenso, dass die enge Schrift grössere Neigung zur Eckenbindung zeigt. Schwieriger zu erklären ist dagegen die sehr konstant auftretende Begleitveränderung, dass die weite Schrift dünner, die enge Schrift dicker, als die Normalschrift war. Zum Teil erklärt sich dieser Unterschied wohl dadurch, dass die weite Schrift mit grösserer Geschwindigkeit angefertigt wurde als die enge und dass ein starker Druck beim Vorwärtskommen, auf das es ja bei der weiten Schrift ankommt, hinderlich ist. Jedoch halte ich es wahrscheinlich, dass hier noch kompliziertere psychologische Umstände mitwirken, worüber vielleicht später Näheres. In einzelnen Fällen war die enge Schrift steiler als die weite; darüber das Nähere bei Versuch 22.

Versuch 11 bis 14. Noch enger verbunden müssen Antrieb und Hemmung in diesem Versuch auftreten. Bei Betonung der Unterlängen macht sich dies weniger unangenehm bemerkbar, als bei Betonung der Oberlängen und bei „$\frac{L}{K}$ gross“ weniger als bei „$\frac{L}{K}$ klein“. Um diesen Unterschied klar zu machen muss ich hier weiter ausholen.

Das Gesetz vom Automatismus in der Schrift, welches ich bereits im ersten Jahrgang der „Berichte“ behandelt habe, bedarf hier eingehenderer Erwähnung, es dient zur Erklärung mancher wichtigen Erscheinung auf dem Gebiete jeglicher Art von Schriftverstellung. Dass eine zu einem gewissen Grade bewusste Modifizierung des „natürlichen“ Benehmens, ebenso wie im gewöhnlichen Leben, so auch beim Schreiben zur Geltung kommt, ist in der Graphologie allgemein anerkannt. Man unterscheidet ja nach dem Grade, in welchem jener Faktor wirksam ist, – ohne eine scharfe Grenze ziehen zu wollen, — zwischen mehr willkürlichen und mehr unwillkürlichen handschriftlichen Eigenheiten. Ich hatte damals ausgeführt, dass der Einfluss aller irgendwie mehr bewussten Abänderungsbestrebungen ein um so grösserer ist, je weniger die Schreibthätigkeit in den Abschnitten, auf die sich die Abänderung erstrecken soll, eine automatische ist Je geringer der Automatismus, desto mehr hat man die Gestaltung der Schriftzüge in seiner Gewalt. Zu Beginn eines Schriftstückes, auch am Anfang jedes einzelnen Wortes kommt die Ueberlegung mehr zur Geltung als im weiteren Verlauf; hier und gegen das Ende lässt die Aufmerksamkeit mehr nach, man lässt sich mehr gehen, und es treten – insbesondere auch wenn es Verstellung gilt — mehr Rückfälle in die gewohnte Eigenart auf. Am meisten sind die Majuskeln, am wenigsten die Kurzbuchstaben im Verlauf und am Ende der Worte der Willkür unterworfen, die Mittelbuchstaben -- wie g, h, f, die sich durch ihre Form und Ausdehnung aus dem Einerlei der Kurzbuchstaben mehr abheben, stehen in der Mitte. Ferner sind die druckbetonten Abstriche, die man nicht mit Unrecht auch als Hauptteile bezeichnet hat, leichter modifizierbar als die mehr als nebensächlich betrachteten und weniger der Aufmerksamkeit ausgesetzten Haar- und Aufstriche, auch Neben- und Uebergangstheile genannt. — Wir werden des öfteren auf dieses Gesetz zurückkommen müssen und zahlreiche Anwendungen desselben kennen lernen.

Nach diesem Gesetz findet die Thatsache ihre Erklärung dass Versuch



II erheblich leichter ist als Versuch 12. Die Unterlängen — einfache sowie Schleifen — werden in Ausdehnung und Form mehr durch die Abstriche, die Oberlängen mehr durch die Aufstriche bestimmt. Die Verlängerung der Unterlängen gelang sämtlichen Versuchspersonen ohne viel Mühe ziemlich gut. (Fig. 15.) Das zweite Beispiel Fig. 16b (Fig. 16a stellt die gewohnte Hand-

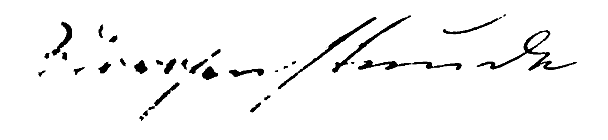


Fig. 15

[illegible] erkennen, wie die Unterlängen, welche hinsichtlich [illegible] eine starke Zunahme der [illegible] von Versuch 5 und 6, dass nämlich mit Zunahme der [illegible] auch der Druck anwächst.

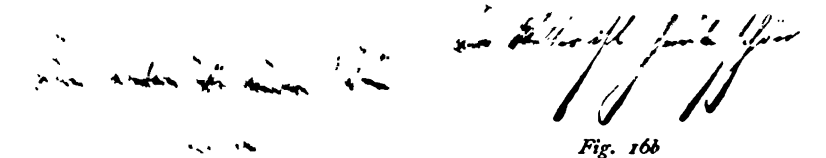


Fig. 16a Fig. 16b

[illegible] gelang, stellten sich den Versuchspersonen [illegible] Schwierigkeiten entgegen. Zur [illegible] weiter nichts erforderlich, als ein er[illegible] der Antrieb in diesem Falle auf einen [illegible] wie bei der Ausführung des Gesetzes [illegible] schwer zugänglich ist. Man be[illegible] vorkommenden Fehler schön in sich ver[illegible] Oberlänge im „h“ vorzüglich, der

[illegible] auch zugleich die Unterlänge über das [illegible] und ganz natürlich eine nachträgliche [illegible] schon ein Gefühl der Unsicherheit auf[illegible] Verlängerung. In „Gold“ gelang der

Versuch hinsichtlich des Anfangs-„G“ und des „d“, misslang jedoch im Uebrigen. Diese Fehler und ausserdem als Folge des Unsicherheitsgefühls allgemeine Unregelmässigkeit und öfteres Verschreiben, fanden sich in fast sämmtlichen Fällen. Auch öftere Wiederholung des Versuchs besserte die Ergebnisse nur wenig.

Versuch 13 u. 14. Hier kam es auf die Längenunterschiede zwischen Lang- und Mittelbuchstaben einerseits und Kurzbuchstaben andererseits an, Unterschiede, wie sie ja in der That häufig typisch ausgeprägt angetroffen werden. Auffallend gut gelungen sind die beiden Versuche in Fig. 18. In Fig. 18a ist das Längenverhältniss $\frac{L}{K}$ sehr gross, in 18b sehr klein. In Fig. 18b merkt man allerdings die subjektiven Schwierigkeiten an der grösseren Strichbreite und aus

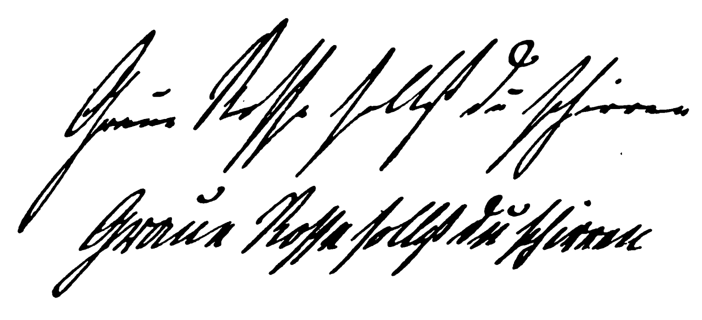


Fig. 18a, 18b

dem, auch aus der fertigen Schrift an mehreren Merkmalen zu ersehenden langsameren Tempo, welch letzteres insbesondere auch grössere Schulmässigkeit der Schrift zur Folge hatte. Jedoch sehen beide Beispiele — auch 18b — ziemlich „natürlich“ aus. Schreiber hatte keine graphologischen Kenntnisse. —

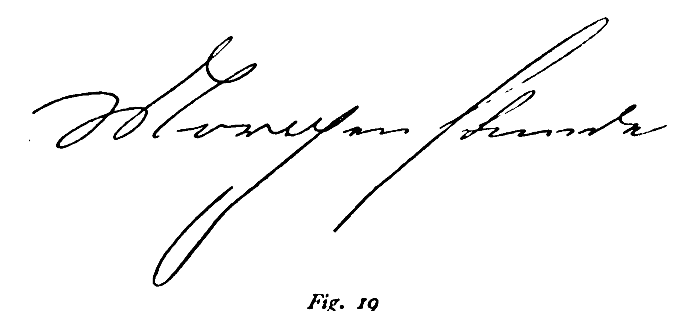


Fig. 19

Im Uebrigen ist der Versuch 13 einigermassen gelungen (Fig. 19 und 20). Meist behielten die Kurzbuchstaben die alte Grösse ungefähr bei, und den Anforderungen der Aufgabe wurde dadurch entsprochen, dass die wie oben erwähnt, der Willkur leichter unterworfenen Lang- und Mittelbuchstaben verlängert wurden. Es ist dies gewissermassen eine Kombination von Versuch 11 und 12, welche nätürlich leichter fällt als Versuch 12 allein.

Ganz erhebliche Schwierigkeiten machte dagegen der 14. Versuch. Den

beiden hierhergehörigen Beispielen Fig. 21 und 22 sieht man deutlich die Müheleistung an: Die Unregelmässigkeit, die Zunahme der Strichbreite, das häufige Absetzen zeugen davon und die Schrift sieht eher wie gezeichnet als wie ge-



Fig. 20

schrieben aus und macht sofort den Eindruck des Gezwungenen, der Verstellung. In der That gehört diese Verstellungsmethode zu den am allerschwierigsten zu bewirkenden. Eine befriedigende Erklärung hierfür ist nicht

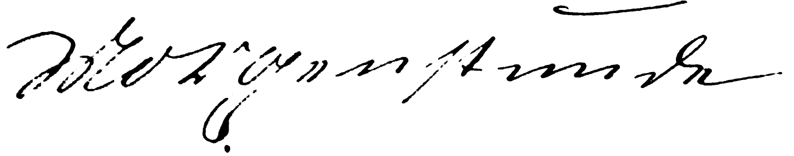


Fig. 21

leicht zu geben. Zum Teil liegt sie darin, dass nicht nur Hemmung und Antrieb zusammenwirken müssen, sondern letzterer auch noch auf eine sehr ungünstig gelegene Stelle gerichtet werden muss, nämlich auf die Kurzbuchstaben. Die Lang- und Mittelbuchstaben wurden verkleinert, die Kurzbuchstaben vergrössert.

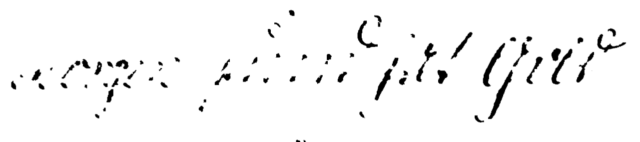


Fig. 22

Versuch 16, 17, 18. — Bindungsform. Auch hier sind die Ergebnisse keine sehr glänzenden. Einerseits müssen die Verstellungsbemühungen hauptsächlich die Kurzbuchstaben treffen, und diese — wie schon genügend betont — entziehen sich solchen Einflüssen am allerleichtesten. Andererseits, falls die Schrift nicht allzu unnatürlich aussehen soll, verlangen auch die Gross- und Mittelbuchstaben Berücksichtigung und zwar je nach ihren Einzelformen eine [illegible]

Fig. 23 zeigt [illegible] die natürliche Handschrift mit ausgeprägter Guirlandenbindung. [illegible] Arkadenbindung versucht die Ver — Versuchsperson [illegible] gelang. Jedoch [illegible] Unsicherheit, [illegible] und die [illegible] Müheleistung

der Laien. Wir haben hier die 3 Bindungsformen nebeneinander. Fig. 24a, Eckenbindung, entspricht annähernd der gewohnten Handschrift, nur ist die Schrift aus irgend einem Zufall kleiner wie gewöhnlich ausgefallen. Die

Fig. 23a

Beispiele b und c entfernen sich stark von der Gewohnheit. Die Begleitveränderungen sind hier besonders stark ausgesprochen. Ausdehnung und Strichbreite haben wie überall bei schwierigen Versuchsbedingungen stark zugenommen; das häufige Absetzen deutet auf Zögern, der Mangel an Fluss und die Annäherung an die Schulformen auf Langsamkeit der Schreibbewegung,

Fig. 23b

und die Unregelmässigkeit auf ein Gefühl der Unsicherheit. Auch hier sieht das Ganze mehr aus, wie gezeichnet. Ich habe gefunden, dass, abgesehen von den Fällen wo (Fig. 24a) schon normalerweise eine geringe Neigung zur Arkardenbindung vorhanden ist, diese noch weniger gut gelingt, als die Guirlanden-

Fig. 24a

Fig. 24b

Fig. 24c

bindung. Der Grund dafür liegt wohl darin, dass die Guirlande mehr durch den Abstrich bestimmt ist, während die Arkade hauptsächlich schon durch den Aufstrich vorgebildet wird.

Versuch 18 u. 19. — Schrift verschnörkelt und vereinfacht. Da die Schnörkel entschieden zu den mehr willkürlichen handschriftlichen Eigenschaften gehören und auch oft ziemlich willkürlich angebracht werden, so hatte ich hier eigentlich günstigere Resultate erwartet, als sich in der That ergaben. Am besten gelang der Versuch noch in dem beigedruckten Beispiel (Fig. 25). Zunächst fällt die Lokalisation der Schnörkel auf: an den Anfangsbuchstaben, und an den frei endigenden Zügen der Endstriche und Unterlängen. Dies ist nicht nur rein äusserlich begründet, indem nämlich dort die beste Ge-

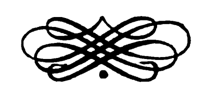
Fig. 25a

legenheit ist überhaupt Erweiterungen anzubringen, sondern es kommen wiederum auch die im Gesetz vom Automatismus liegenden Momente hinzu. Kaum einer einzigen Versuchsperson gelang es, den Schnörkeln eine gewissermassen natürliche, d. h. sich dem übrigen Schriftduktus einordnende Form zu geben. Auch in Fig. 25 haben sie etwas Forciertes an sich, den übrigen Beispielen merkt man jedoh sofort die Verstellung an. Wir werden davon noch genug

Fig. 25b

Beispiele kennen lernen. Auch die Vereinfachung der Schrift machte Schwierigkeiten, meist waren die Betreffenden in Verlegenheit, an welchen Schreibbestandteilen man denn überhaupt sparen könne. Auf den Gedanken, dass man Anfangs- und Endstriche fortlassen, manche Schleifen einziehen könne und dgl., kamen nur wenige. Durchweg war a grösser als b. Der für a erforderliche motorische Antrieb strahlt auf die ganze Schrift aus und umgekehrt. Vielleicht auch galt die Vergrösserung oder Verkleinerung der Schrift als unwillkürliches Erleichterungsmittel der Aufgabe.

(Schluss folgt.)



Mitteilungen.

Gerichts-Graphologie.

Rechtsschutz der Handschrift. In No. 3|4 der Graphologischen Monatshefte von 1900 befindet sich auf Seite 50 eine Abhandlung „Rechtsschutz der Handschrift", die meines Erachtens einer Klarstellung bedarf.

Auf die Ausführungen im einzelnen will ich nicht weiter eingehen, ich führe hier nur das Ergebnis an, zu welchem der Herr Verfasser (Seite 52 rechts) kommt, nämlich dass die Handschrift „ebensogut einen Rechtsschutz beanspruchen kann wie die Photographie. Eine strafbare Verwendung einer Handschrift gewährte . . . eine Beleidigungsklage aus dem § 105 des Strafgesetzbuches".

Der erste Teil dieses Schlusses, dass nämlich die Handschrift geschützt wird, ist meines Erachtens unrichtig. Der zweite Teil ist schlecht formuliert: dass eine s t r a f b a r e Verwendung nach § 185 Stfgb. strafbar ist, sagt wenig. Es fragt sich, wann die Verwendung einer Handschrift eine strafbare ist.

Es handelt sich hier um 2 Fragen:

1. Besteht für die Handschrift ein Urheberrecht?
2. Kann in der sachgemässen Analyse einer Handschrift eine strafbare Handlung liegen?

Es sei vorweg bemerkt, dass ich beide Fragen verneine.

Zu 1. Die hier p r a k t i s c h in Betracht kommende Frage ist die: Ist es gestattet, jemandes Handschrift ohne dessen Erlaubnis irgendwie gewerblich zu verwerten, z. B. in ein graphologisches Lehrbuch aufzunehmen, sie mechanisch zu vervielfältigen etc.? Durch die Reichsgesetze vom 11. 6. 1870, 9. 10 und 11. 1. 1876 ist dergleichen u. a. für Schriftwerke Abbildungen, Werke der bildenden Künste und Photographien untersagt. Es darf niemand meine Abhandlung, eine Photographie von mir u. s. w. vervielfältigen und in den Handel bringen. Die Handschrift fällt jedoch unter keinen der in jenen Gesetzen aufgezählten Begriffe. Sie ist weder Zeichnung — also Werk der bildenden Kunst — noch Schriftwerk, womit ein durch die Schriftsprache mitgeteiltes G e i s t e s e r z e u g n i s gemeint ist: z. B. Abhandlungen, Gedichte, Erzählungen. Abdruck derselben wird als Plagiat bestraft. Nicht geschützt sind z. B. Zeitungsnachrichten, Familienanzeigen, Theaterzettel, da diese nicht als ein „Werk" angesehen werden, noch viel weniger ist die Handschrift ein „Schriftwerk", da sie wie der Herr Verfasser S. 51 rechts richtig bemerkt, ein „unbewusst erzeugtes Gebilde" ist.

Es folgt hieraus, dass ich unter den bestehenden Gesetzen die Handschrift jemandes ohne dessen Willen mechanisch vervielfältigen, in ein graphologisches Lehrbuch aufnehmen kann, ohne hierfür civil- oder strafrechtlich verfolgbar zu sein.

Zu 2. Eine solche, in ein Lehrbuch aufgenommene Handschrift kann aber auch sachgemäss analysiert werden. Wenn der Herr Verfasser S. 51 und 52 meint, dass es strafbar sei, „wenn sich Jemand ohne Wissen des Schreibers eine Handschrift verschafft und seine auf graphologischem Wege gewonnenen Aufschlüsse dazu benutzt, um sich in verächtlicher Weise über die Fehler und Unvollkommenheiten jener Person öffentlich auszusprechen," so ist dies allerdings richtig. Der Grund hierfür liegt aber lediglich darin, dass dies in v e r ä c h t l i c h e r W e i s e geschieht. Die Handschrift als solche wird hier nicht geschützt, sondern die Ehre des Menschen. Eine s a c h g e m ä s s e Kritik ist straflos. Der von manchen allzu Empfindlichen gehegte Wunsch, dass jede Einmischung in fremde Privatverhältnisse als eine Beleidigung bestraft werden solle, ist nicht Gesetz.

Zum Schlusse fragt sich noch, ob wir mit dem gegenwärtigen Stand der Gesetzgebung (dies betrifft No. 1) zufrieden sein sollen. Es liesse sich denken, dass die Handschrift gleichwie ein Schriftwerk oder eine Photographie in Zukunft vor mechanischer Vervielfältigung geschützt wird. Stellen wir Graphologen uns auf einen egoistischen Standpunkt, so haben wir kein Interesse daran, dass ein derartiges Gesetz ergeht, denn zur Zeit können wir noch ungestraft Handschriften räubern, sie ohne Einwilligung ihres Inhabers in unsere Lehrbücher aufnehmen. Stellen wir uns auf einen altruistischen Standpunkt, so ist die Absicht, für ein solches Gesetz Stimmung zu machen, lobenswert, aber offensichtlich heutzutage noch aussichtslos. H u g o R o h d e, Potsdam.

Neue Deutungen.

Dr. Ludwig Klages: Z u r P s y c h o l o g i e d e s f a d e n f ö r m i g e n D u c t u s.

In No. 7|8 der graphologischen Monatshefte hat H a n s S c h n e i c k e r t: über »Unwillkürliche Kürzungen von Buchstaben und Silben« gehandelt. — Seine durch vortreffliche Illustrationen erläuterten Ausführungen betreffen zwei Handschrifteneigenschaften, welche in ihrer Verbindung als unmittelbare Erscheinungs-

[illegible] eiliger Schreibbewegung gelten müssen: [illegible] Wortschlüsse und stark gebundene Schrift. Die bezüglichen Feststellungen des Verfassers sind zutreffend, nur nicht völlig [illegible]. Die angeschlossenen characterlo[gischen] Erwägungen jedoch bedürfen in [illegible] Hinsicht einer Berichtigung:

Zunächst ist nicht völlig klar, auf welchem Wege Verfasser dazu gelangt, in diesen durch [illegible] hervorgerufenen Schrifteigenschaften zugleich Symptome für Geistesgewandtheit, Ge[illegible] und verschiedene andere Characterzüge zu erblicken. Er hat zum Teil wenigstens [illegible] dies zu thun; nur lässt seine Begründung an Durchsichtigkeit zu wünschen übrig. Er führt z. B. an: „Bezüglich der regelmässigen und überwiegenden Verbindung ist die Deutung schon bekannt: Logik, Grübelei; im weiteren Sinne: Anpassungsfähigkeit.“ Aber gerade diese Deutung ist für uns unanwendbar. Genau in dem Maasse, als Eile die Ursache der Bindung ist, verrät uns die Verbundenheit eben Eile. Soll sie uns mehr verraten, so wäre zu zeigen, dass die gewohnheitsmässige Neigung schnell zu schreiben, nur in logischen, anpassungsfähigen oder sonstwie gearteten Naturen anzutreffen ist. Um jedoch in dem vom Verfasser dargelegten Schrifttypus »Geistesgewandheit« zu erkennen, dazu bedarf es solcher Umwege nicht. Er scheint das selbst anzudeuten mit der Bemerkung, dass man sich beim Schreiben mit seinen Bewegungen der Schnelligkeit des Gedankenfluges anzupassen strebe und dass dem Geistesgewandten das Schreiben nicht schnell genug vor sich gehen könne. Genauer handelt es sich dabei jedoch um zwei Erwägungen. 1. Damit jemand überhaupt im Stande sei, so schnell zu schreiben, wie es hier vorausgesetzt wird, dass er nämlich jedes irgend-entbehrliche Absetzen der Feder durchaus vermeidet und sich zumal am Schlusse der Worte nicht mehr Zeit lässt zur genauen Ausführung der Buchstaben — dies hat zur Voraussetzung eine grosse Innigkeit des associativen Zusammenhanges zwischen seinen Lautvorstellungen und seinen Schreibbewegungsimpulsen. Dies aber ist das Ergebnis einer lange [illegible] Übung, die an sich [illegible] Maass von geistiger Gewandtheit [illegible] und übrigens nur auf [illegible] möglich ist. [illegible] unmittelbarer Beweis für das Vorhandensein der fraglichen Eigenschaft. — 2. Sofern die gewohnheitsmässige Neigung, sehr schnell zu schreiben, nicht nur dem rein äusserlichen Bedürfnis der „Zeitersparnis“ entstammt und also nicht eingeschränkt bleibt auf die Niederschrift relativ gedankenlos zu erzeugender Inhalte, ist sie zugleich eine Bekundung der Gewohnheit schnell zu denken. Demzufolge liegt in der Schnellschrift ein mittelbarer Hinweis auf geistige Gewandtheit.

An zweiter Stelle müssen wir einen Irrtum des Verfassers korrigieren. Verfasser hält die von ihm illustrierte Merkmalsgruppe für identisch mit derjenigen, in welcher man ein Symptom für »Verschlossenheit« »Undurchdringlichkeit« etc. zu sehen pflegt. Er verwechselt den Bewegungstypus seiner Schriftproben mit dem sogenannten fadenförmigen Ductus. Das Naheliegende dieser Verwechslung hat uns ehedem bestimmt, bei Gelegenheit der psychologischen Erklärung der Fadenschrift in Gegenüberstellung zugleich die graphischen Symptome der Lebhaftigkeit zu besprechen [1]. Wir können uns hier auf einige Citierungen beschränken.

In genannter Abhandlung heisst es wörtlich (Seite 30): »Starke Lebhaftigkeit bewirkt Dünnheit der Züge, Abcurvung der Kleinbuchstaben an der Basis, Reichtum und Umfänglichkeit der Linien, Verbreitung der Kleinlettern, Strichförmigkeit der Wortschlüsse, nach rechts verschobene Übersetzungszeichen, von oben nach unten zunehmende Verbreiterung des linken Randes. — Wie man sieht, begegnen uns unter den Merkmalen der Lebhaftigkeit dieselben drei (nämlich Drucklosigkeit, Strichform der Wortenden und Curvenreichtum, wenn auch mit etwas anderer Curvenverteilung) aus denen wir vorher auf Neigung zu vieldeutiger Unbestimmtheit schlossen. Weil sie aber noch von gewissen anderen Merkmalen begleitet werden, haben diese drei nun eine völlig andere Bedeutung erhalten.«

Die von Schneickert gegebenen Proben nun zeichnen sich entweder durch die Anwesenheit letztgenannter Begleitmerkmale oder durch die Abwesenheit der für die Fadenschrift in erster Linie bezeichnenden Eigenschaften aus. Fig. 4, 10, 11 zeigen das für Schreibschnelligkeit so characteristische „Vereilen“ der Uebersetzungszeichen. Fig. 1, 4, 11 zeigen ausserdem eine in fadenförmigen Schriften seltene Regelmässigkeit der Druckverteilung. Fig. 1, 3, 5, 7 weisen überwiegende Winkelbindung, Fig. 4, 6, 8 Curvenbindung nur an der Basis auf.

[illegible]

[1] [illegible] Graphologische Mon[atshefte] [illegible] Seite 27—30 incl.

fadenförmige Ductus

Fig. 9 und 9 lassen eine bestimmte Entscheidung nicht zu und nur Fig. 12 scheint sich dem fadenförmigen Ductus mindestens anzunähern. Wir haben es in allen diesen Fällen fraglos mit der Sichtbarkeit der Schreibeile zu thun und nur in einigen (Fig. 10, 11, 12) mag eine aus anderen Ursachen verständliche Geneigtheit, Winkelbindung zu meiden, mit im Spiele sein. — Die selbstverständlich nicht auszuschliessende Möglichkeit, dass beides im Einzelfall sich mit einander verbindet, verhindert uns keineswegs, die beiden in ihren Entstehungsgründen so gänzlich verschiedenen Merkmalsgruppen streng auseinanderzuhalten. Diejenige welche Schneickert ins Auge fasst, hat niemals jemand auf Verschlossenheit gedeutet.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Wir wollen die Gelegenheit benutzen, noch einige weitere Mitteilungen über den fadenförmigen Ductus zu machen. Nicht das Kleinerwerden der Worte am Schluss ist für typisch fadenförmige Handschriften wesentlich, sondern vor allem die Abwesenheit regelmässiger Druckunterschiede in den Kleinbuchstaben und die Vermeidung der Winkelbindung auch an solchen Stellen, wo nicht Eile dazu der Anlass sein kann. In beiden Momenten offenbart sich eine unbewusst tendenziöse Wahlverwandschaft des Geschmacks zu gefühlsmässig unbestimmt wirkenden Raumgebilden. Diese — und nicht wie Schneickert glaubt, die Gleichgültigkeit gegen die Unleserlichkeit der Schrift — ist die psychische Ursache des fadenförmigen Ductus, welcher gar nicht besonders unleserlich auszufallen braucht. Besonders lehrreich ist die in Fig. 13 gebotene Probe. Hier sehen wir, dass die Worte sogar nach dem Schluss hin grösser werden und dass die Schrift ganz wohl lesbar bleibt. Als in erfreulicher Uebereinstimmung mit der psychischen Ursache dieser Fadenförmigkeit befindlich bemerken wir auch noch die unoffenen U-Haken.

Obwohl wir nun zwar aus solchem Schriftbilde jene Wahlverwandtschaft zur Unbestimmtheit des Liniencharacters mit grosser Sicherheit diagnosticieren können, so ist damit doch die Frage nicht entschieden, welchen Platz diese Sonderbestimmtheit im Ganzen eines Characters einnimmt. Selten dürften wir es in dergleichen Fällen mit einer primären Charactereigenschaft zu thun haben — wie denn Vorsicht, Undurchdringlichkeit, Verschlossenheit, Verschlagenheit, diplomatische Gewandtheit, auf welche Züge wir uns etwa zurückgeleitet finden, im einzelnen wieder aus der Verbindung verschiedenartiger Elemente hervorgehen. Ausschliessen müssen wir jedoch Verschlossenheit aus Stolz, aus Verachtung — jede Art von distanzwahrender Reserviertheit, inbezug auf welche es unbegreiflich wäre, wieso sie in jener Vorliebe des Raumgefühles zur Erscheinung kommen könnte. Wenn wir ferner bedenken, dass Vorsicht, Schlauheit etc. in den weitaus meisten Fällen in Begleitung u. Dienstbarkeit eigensüchtiger Triebfedern auftreten, dann liegt die Mutmaassung nahe, dass vorzüglich die sich unsicher fühlende Besorgtheit um eigenes Wohl oder Ansehen in der fraglichen Gefühlsrichtung zum Ausdruck gelangt. Das hat der positiv Verlogene mit dem zaghaft-ängstlich Sich-durchschlängelnden gemein, dass die — wie auch immer interessierte — egoistische

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Triebfeder in ihrer Collision mit der bewusst oder automatisch wirkenden Vorstellung von der überragend gefährlichen Macht der objectiven Wirklichkeit sozusagen auf dem Umwege wirkt. Niemals wird der grossen Styls begeisterte Mensch fadenförmig schreiben.

Eine abschliessende Behandlung der berührten Characterprobleme soll an dieser Stelle nicht versucht werden. Nur auf eine nicht seltene Bedeutung des fadenförmigen Ductus möchten wir noch hinweisen.

Fig. 11.

Eine characteristische Art, sich über seine Wünsche, Meinungen, Pläne nicht zu äussern besteht bekanntlich darin, sich vieldeutig zu äussern. Das zwei- oder mehrdeutige Verhalten lässt sich hernach stets im bestberufenen Sinne auslegen. Aber nicht allein der Diplomat soll sich dergestalt aus der Schlinge zu ziehen wissen. Auch denjenigen, die in Angelegenheiten des Geistes öffentlich Urteil abzugeben haben, den Kunstkritikern, Philosophen etc. kann solche Virtuosität bei der Wahrung hrer intellectuellen Würde ersichtlich Hilfe leisten. Da Sicherheit initiatorischen Urteils zumal in künstlerischen, dichterischen und philosophischen Dingen nicht jedermanns Sache ist, so darf es uns nicht verwundern, wenn Furcht vor Blamage gerade in hochintellectuellen Kreisen ziemlich häufig jene Ausflüchte-suchende Gewundenheit erst im Redestyl, dann auch im Denken selbst erzüchtet, die jeden möglichen Einwand zum Voraus mit dem Lächeln des Missverstandenseins pariert. Wo es an Mut (und Selbstvertrauen) fehlt, die eigene Meinung zu vertreten, geraten aber die Meinungen selbst alsbald in die Brüche — besser gesagt sie zerfliessen zu einem unbestimmten, vielsagend schillernden Brei. Man pflegt diese Fluorescenz der Gesinnung Eklekticismus zu nennen. Und so kommen wir denn zu dem Schluss, dass ausgeprägt eklektische Philosophen häufig fadenförmigen Schriftductus zeigen. Ob Fig. 13 hierhin gehört — mag der Leser selbst entscheiden.

Schon oben wurde bemerkt, dass die graphische Äusserung dieser Charactereigenschaft mit derjenigen irgend einer anderen z. B. mit den Symptomen für Lebhaftigkeit durcheinander gehen kann. Interessanter ist ihre Collision mit solchen Seelenanlagen, deren graphische Verwirklichung jene Merkmalsgruppe zu paralysieren strebt. So ist z. B.

Fig. 12.

namentlich in denjenigen Fällen, wo wir die Fadenförmigkeit auf positive Verlogenheit zu deuten haben, das Vorhandensein von selbst brutal sich äussernder Energie durchaus möglich. Solche würde nun für sich genommen, eine druckreiche Schrift hervorzubringen streben. Aus diesem Widerstreit ergiebt sich häufig die sogar gedanklich vorauszusehende Erscheinung, dass, während die Kleinbuchstaben den unverkennbar fadenförmigen Ductus aufweisen, in den Mittel- und Langbuchstaben, sowie in allerlei Buchstabennebenteilen überraschende Druckbreiten unregelmässig zu Tage treten. — In denjenigen Fällen ferner, wo wir gewundene Intellectualität erschliessen, kann zugleich gegeben sein hochgradige Reizbarkeit und die damit verbundene Neigung zu kritischnörgelnder Schärfe. Dieser Complex würde für sich selbst eine winkelreiche Schrift zu erzeugen bemüht sein. Indem beide Anlagen mit einander streiten, geschieht es wohl, dass die Schrift winzig klein wird. So im ganzen wieder das unbestimmte Bild fadenförmiger Characterlosigkeit darbietend, zeigt sie der ins einzelne dringenden Untersuchung doch grossen Winkelreichtum bei äusserst schwachen Druckunterschieden. Dieser Fall, der später bei ausführlicher Behandlung der Fadenschrift illustriert werden soll, scheint uns besonders geeignet, die Richtigkeit unserer Erklärung dieser Merkmalsspecies ins Licht zu stellen.

Fig. 13.

Für Redaktion verantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Ueber Schriftverstellung.

Zur Reform der gerichtlichen Schriftexpertise.

(Fortsetzung.)

Von **Dr. Georg Meyer**, Lichtenberg bei Berlin.

Die Versuche 20 u. 21. — Erweiterung resp. Zusammenziehung der Schleifen – verfolgen ein ähnliches Prinzip, auch hier galt es Verreicherung oder Vereinfachung der Schrift, und als Hauptmittel dazu partieller motorischer Antrieb oder Hemmung. Erfindungsgabe, wie sie ja für den vorigen Versuch in gewissem Sinne erforderlich ist, spielt hier nicht mit, jedoch ist dafür die Lokalisation eine vorgeschriebene und weniger bequeme. Anfangs- und Unterschleifen, besonders, wenn letztere frei endigten, d. h. nicht mit einem folgenden Buchstaben verbunden waren, gelangen besser,

Fig. 26a.

als beiderseits gebundene Oberschleifen. Ein völliges Zusammenziehen der Schleifen, wie es ja manche Handschriften als konstante Eigenart aufweisen, gelang nur in seltenen Fällen. Fig. 26a und 27a gehören zu Versuch 20, Fig 26b und 27b zu Versuch 21. Die sekundären Veränderungen sind die gleichen wie beim vorigen Versuch, a ist grösser als b, dazu kommt noch, wie leicht erklärlich, Neigung zur Eckenbindung bei Einziehung, zu Guirlanden-

Fig. 26b.

bindung bei Erweiterung der Schleifen. Häufig zeigte b eine grössere Strichbreite als a. Zur Erklärung dieser Thatsache, verweise ich auf die Bemerkungen bei Versuch 9 und 10. Hier liegen die Verhältnisse ähnlich wie bei weiter und enger Schrift Sehr erheblich war auch die Drucksteigerung bei 28b (Versuch 21); Fig. 28a stellt dazu die normale Handschrift dar.

Neigungswinkel. Die Abänderung dieser Eigenheit bietet Schwierigkeiten mittleren Grades. Deshalb, und weil sie dem Laien zur Verdeckung der

Urheberschaft sehr wirksam zu sein scheint, wird sie in der That sehr häufig geübt und zwar nicht nur zwecks Verstellung im Ernstfall, sondern auch gelegentlich mehr scherzhaft gemeinter Mystifikationen, Neujahrsgratulationen und dergleichen. Manche Personen haben sogar Schräg- und Steilschrift promisue in Gebrauch, letztere in Schriftstücken mehr offizieller Bestimmung, jene für ihren intimeren Bekanntenkreis. Endlich kommt es gar nicht so selten vor, dass Personen aus irgend einem Grunde, aesthetischen Rücksichten, Nachahmung,

Fig. 27 a.

hygienischen Eräwgungen die bisher gewohnte Schrägschrift plötzlich aufgeben und die Steilschrift erwählen Manche von ihnen kehren bald wieder zur alten Schrägschrift zurück, weil ihnen die neue Art auf die Dauer doch zuviel Zwang abnötigt; manche bleiben jedoch dauernd bei ihr, ohne dass eine entsprechende Charakterveränderung als bedingend nachweisbar wäre. Dass unter solchen Umständen eine charakterologische Verwertung dieser Eigenheit nur mit grosser Vorsicht zu geschehen hat, ist in der Graphologie noch immer nicht nachdrücklich genug betont worden.

Auch der Kampf um Steil- oder Schrägschrift in der Schule ist noch immer nicht entschieden, was bei der thatsächlichen Kompliziertheit der Entstehungsbedingungen dieser handschriftlichen Eigenschaft wohl erklärlich ist.

Fig. 27 b.

Die nicht graphologisch gebildeten Anatomen, Hygieniker, Lehrer etc. stellen graphologisch gebildeten Anatomen, Hygieniker, Lehrer etc. stellen sich die Sache in der That viel zu einfach und grob mechanisch vor; einfach vom Bau der Gelenke und dgl. hängt der Neigungswinkel nicht ab. Eine eingehendere Behandlung dieser Eigenschaft haben wir für später in Absicht; hier nur das Wichtigste.

Mechanische Grundbedingungen: Sitzt des Schreiber gerade vorm Tisch, mit beiden Unterarmen eine möglichst breite Unterstützungsfläche einnehmend, so bilden letztere zur Tischkante einen Winkel von nicht ganz 45°. Der Federhalter wird von dem leichtgekrümmten Zeige- und Mittelfinger einerseits und dem Daumen anderseits, und zwar von deren Endgliedern, umfasst. Weiter oben findet er seine Stütze unterhalb des Köpfchens des 2. Mittelhandknochens So liegt der Federhalter etwa in der durch den rechten Unterarm gelegten Vertikalebene. Hand und Arm stützen sich auf dem Endgliede des 4. und 5. Fingers, auf das sogenannte Erbsenbein und dem ulnar- (Ellen-) wärts

Fig. 28a.

gelegenen Teil der Beugeseite des Unterarms. Das Papier kommt nun bei ausgesprochener Schräglage grade vor die schreibende Hand zn liegen, nämlich so, dass die Federspitze etwa im Mittelpunkt der Linie ruht und diese Linie zum Unter-Arm einen rechten Winkel bildet. Die natürliche Zeilen-Richtung würde hierbei im leichten Bogen über die vorgeschriebene Linie gehen. Man zwingt sich nun zur graden Zeilenrichtung, jedoch kann man obige natürliche Zeilenrichtung hin und wieder beobachten. Die natürliche Lage würde hierbei die Rechtsschräglage sein und zwar mit einem Neigungswinkel von etwas übər 45°. Freilich darf man nicht einfach die Neigung der adduktiven Grundstriche als Neigungswinkel annehmen (dieser muss natürlich steiler ausfallen, da sonst ein Fortschreiten der Schritt ausbleiben würde), sondern etwa die Winkel-

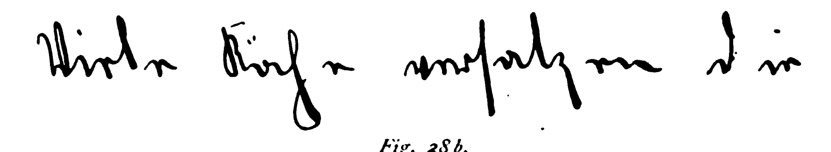


Fig. 28b.

halbierende von Auf- und Abstrich. Nun aber schwankt der Neigungswinkel in der That ganz beträchtlich und zwar so, dass sogar bei diesen mechanischen Bedingungen vollständige Steillage sich ergeben kann, und hier verlassen uns die anatomisch-mechanischen Ueberlegungen. Die Graphologie nimmt - zweifellos mit Recht - Charaktereinflüsse als den weiteren, den Neigungswinkel bestimmenden Faktor an. Die Deutung: Ueberwiegen des Triebhaften (schrägere Lage oder der Ueberlegung steilere Lage) ist bekannt, jedoch der nähere Zusammenhang noch sehr dunkel.

Um die Steillage bequem durchführen zu können, kann Arm- und Handhaltung ziemlich die gleiche bleiben (nur ist es zweckmässig, den Winkel, welchen Unterarm und Tischkante bilden, etwas kleiner zu halten), das Papier muss jedoch mitten vor dem Schreiber in Gradlage (Linien parallel zur Tischkante) zu liegen kommen. Dann ergiebt sich die Steillage (N.-W. 90°) ganz ungezwungen.

Dreht man das Papier noch weiter, so dass die Linien nach links aufsteigen, so kommt bei sonst unveränderten Verhältnissen die Linksschräglage zu Stande.

Die bisher angenommene Lage von Hand und Federhalter variiert nun ebenfalls Erstens wird der Unterarm so gerollt, dass die Handfläche weniger der Papierfläche zugekehrt und mehr nach links gewandt ist. Zweitens (besonders bei der eben erwähnten Handhaltung) wird der Griffel so gefasst, dass er seinen zweiten Stützpunkt nicht mehr am zweiten Mittelhandknochen, sondern am Grundgliede des Zeigefingers selber, nahe am Gelenk zwischen Grund- und Mittelglied findet. Hierbei würde eine gedachte Verlängerung des Federhalters nicht mehr die Schulter treffen, sondern aussen von ihr vorbeigehen, und der Federhalter mehr in die durch die Linie gelegte Vertikalebene fallen. Bei dieser Stellung des Federhalters kommt selbst bei Rechtsschräglage des Papiers mehr Steillage zustande und die Federspaltung fällt hierbei in die Uebergangsstriche. Es würde hier zu weit vom Thema abführen, wenn wir alle die zahlreichen weiteren Varianten berücksichtigen wollten Der Federhalter wird kurz oder lang gefasst, davon hängt die Grösse des Winkels ab, den der Federhalter zur Papierfläche bildet Die Feder kehrt nicht ihre volle Fläche dem Papiere zu, sondern wird mehr auf die Kante gestellt (Oeffnung nach links oder nach rechts). Der Griffel wird mehr fest oder mehr lose umspannt u. dgl m. Dies mag hier genügen; wir kehren nunmehr zum Hauptthema und zwar zum Versuch 22 zurück.

Versuch 22. Fast sämtliche namhaft gemachten Methoden wurden in vielfachen Varianten und Kombinationen von den Versuchspersonen ausgeübt, ohne dass sie auf die verschiedenen Möglichkeiten aufmerksam gemacht worden waren. Auf den Gedanken, zur Erleichterung der Herstellung der Steilschrift das Papier in gerade Mittellage zu bringen, kamen jedoch spontan nur 3 Personen; 5 weitere liessen das Papier in der Lage, wie sie sie von der Schräg-

Fig. 29a.

schrift her gewöhnt waren, brachten jedoch den Federhalter, wie oben an zweiter Stelle geschildert, mehr in die durch die Linie gelegte Vertikalebene Die meisten jedoch behielten alles so bei, wie sie es gewohnt waren, und suchten auf diese Weise, so gut wie es ging, den Anforderungen nachzukommen.

Fig. 29b.

In diesem Fall wurde die Schrift meist ziemlich unregelmässig, wenigsten unregelmässiger, als bei entsprechend veränderter Papier- etc Lage. Fig. 29 giebt Proben von den Hauptmethoden. 29a die gewöhnlich ausgeübte Handschrift bei Rechtsschräglage des Papiers, 29b Steilschrift bei unveränderter Lage des Papiers nnd der Hand. 29c Steilschrift bei gerader Mittellage. 29d Linkschrägschrift bei nach links übergeneigtem Papier. Die sekundären Veränderungen

die bei diesem Versuch auftreten, sind ziemlich mannigfaltige, zum grössten Teil sind sie hier mehr mechanisch bedingt, also von geringerer charakterologischer Bedeutung. Eine gewisse Unregelmässigkeit, die bei jeder Methode vorkam, ist leicht zu erklären durch die Ungewohntheit der Mechanik. Dass sie besonders stark ist, wenn

Fig. 29 c.

bei experimenteller Steillage das Papier in Rechtsschräglage belassen wird, ist ebenso selbtverständlich. Diese Papierlage ist für die Steilschrift eben unzweckmässig. Weiter zeigt die Steilschrift die bekannten Verschiebungen der Auslehnungsverhältnisse. Die absoluten Höhen bleiben ungefähr die gleichen, die Längen

Fig. 29 d.

verkleinern sich demgemäss. Am auffallendsten wird jedoch die Weite beeinflusst. Bei Steillage, die zustande kommt bei Rechtsschräglage des Papiers, bleibt die Weite ungefähr die gleiche, enger wird die Schrift jedoch bei Steilschrift mit Gradlage des Papiers und noch mehr bei Linksschräglage. Die An-

Fig. 30 a.

zahl der Buchstaben, die auf eine Zeile gehen, verhalten sich etwa wie 4 (Rechtsschräglage) : 5 (Gradlage) : 6 (Linksschräglage) Da ich für später eine eingehende Behandlung dieser handschriftlichen Eigenschaft vorhabe, will ich die Erklärung dieser Veränderung hier nur andeuten. Als die natürliche, d. h. bequemste Be-

Fig. 30 b.

wegung des Unterarms kann man schematisch diejenige ansehen, bei welcher, abgesehen von einer geringen Seitwärtsverschiebung des Unterarms, im Ganzen die Hand um den Ellenbogen als Mittelpunkt einen Kreis beschreibt. Hierbei

beschreibt die Federspitze einen flachen Kreisbogen, dessen Sehne zur Tischkante annähernd einen Winkel von 45° bildet. Diese natürliche Richtung, resp. die Tendenz dazu, bleibt nun konstant ungefähr die gleiche, einerlei, in was für eine Lage das Papier gebracht wird. Liegt das Papier in Rechtsschräglage, so fällt sie mit der Linie zusammen, mit andern Worten, die für die Weiterentwickelung der Schrift erforderliche Seitwärtsbewegung ist völlig unbehindert. Wird das Papier jedoch in Gradlage oder gar in Linksschräglage gebracht, so bildet die natürliche Richtung zur Linie, an die die Schrift gebunden ist, einen Winkel von 45° resp. 90°, und je grösser dieser Richtungsunterschied ist, desto mehr ist die Entwickelung der Zeile resp. der Schriftweite behindert — desto enger wird die Schrift. Ich will nicht ausschliessen, dass noch andere Momente mitspielen, jedoch scheint mir in obigen Erwägungen die Hauptursache für diese Ausdehnungsverschiebung enthalten zu sein. Eine weitere konstante Begleitveränderung, ein Ansteigen der Zeile nach rechts, erklärt sich aus genau demselben Grunde (vergl. auch Fig. 30).

Der Erfolg von Versuch 22 hing hauptsächlich davon ab, ob die zweckmässige Methode gefunden wurde oder nicht. Im allgemeinen war das Ergebniss ein mittelmässiges.

Versuch 23 und 24. — Veränderung des Gebundenheitsgrades. Es ist eine graphologisch recht bemerkenswerte Thatsache, dass die Verstellung hinsichtlich dieser Eigenart so schwer gelingt. Dies scheint für alle Handschriften in gleichem Masse zu gelten, sowohl für die stark gebundenen, wie für die gewöhnlich sehr ungebundenen. Die Personen, denen letztere Art

Fig. 31 a.

eigen war, setzten trotz mehrfacher Wiederholung wieder und immer wieder ab, besonders nach Unterschleifen und zwecks Setzung der i-Punkte etc. Den anderen,

Fig. 31 b.

die gegen ihre Gewohnheit ungebunden schreiben sollten, gelang es zwar einigermassen, Unterbrechungen einzuführen, jedoch erhielt die Schrift dann meist ein so unnatürliches Gepräge, dass der Unterschied gegenüber einer natürlich un-

gebundenen Schrift sofort auffallen musste. Von was für Faktoren diese handschriftliche Eigenheit abhängt, ist noch sehr dunkel, und so vermögen wir auch keine Erklärung dafür zu geben, warum die Abänderung dieser Eigenschaft solche Schwierigkeiten machen kann. Man hat direkt an einen Parallelismus zwischen dieser handschriftlichen Eigenart und der individuellen Art der Gedankenverbindung gedacht (mehr unvermitteltes Ueberspringon von einem Gedanken

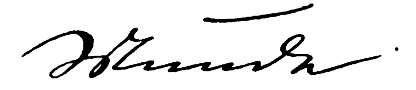


Fig. 32 a.

zu einem scheinbar ziemlich entfernten anderen, oder mehr kettenförmiges Aneinanderreihen); der Empirie nach scheint diese Deutung zu stimmen, jedoch ist uns die physiologische Brücke zwischen diesen seelischen und obigen handschriftlichen Eigenarten bislang von keinem anderen physiognomischem Gebiete her geläufig.

Durchgehend war einerseits die ungebundene Schrift weiter als die gebundene, was sich beides durch die ungewohnter Weise angebrachten und des-

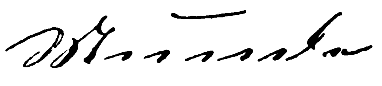


Fig. 32 b.

halb oft unnötig weiten Zwischenräume erklärt und andererseits zeigt die gebundene Schrift grössere Strichbreiten besonders auch in den Aufstrichen! — als die ungebundene. Das Bestreben, jegliche Unterbrechung zu vermeiden, veranlasst unwillkürlich die Feder mit grösserem Druck dem Papier anzuschmiegen, die gewohnte Leichtigkeit der Federführung scheint hier zu gewagt. Die Figuren (31 u. 32) zeigen diese Begleitveränderungeen ganz schön.

Versuch 25. — Unregelmässige Schrift — (auch ataktische und Zitterschrift). — Diese Versuche bieten weniger des Interessanten. Fig. 33 zeigt ein Beispiel gut gelungener künstlicher Zitterschrift. Um eine solche und eine ataktische Schrift zu erzielen, wurden verschiedene Hilfsmittel angewandt: freies Halten des Griffels, Schreiben mit der linken Hand und Aehnliches. Starke

Fig. 33.

Uebertreibungen wiesen die Proben unregelmässiger Schrift auf. Da uns diese jedoch noch näher beschäftigen wird — im Ernstfall ist dieses Verstellungsprinzip sehr beliebt — wollen wir uns hierbei nicht weiter aufhalten.

Auch die übrigen Versuche sollen kurz abgemacht werden, da sie für die Verstellungsfrage nur als Hilfsmaterial Wert haben.

Versuch 26 u. 27. Linke Hand rechtsläufig und Spiegelschrift. — Hierüber sind schon mehrfach Versuche angestellt worden. Es wurde bisher

wohl mit allzu grosser Zuversicht behauptet, dass beim Schreiben mit der linken Hand der Charakter der Schrift sich n i c h t ändere. Die Schrift fällt aber meist so ataktisch aus, und viele Eigenarten werden völlig vermisst, teils weil sie eben durch jene Ataxie verdeckt sind, teils weil sie sich erst bei längerer Uebung ausbilden, so dass obige Behauptung wohl entschieden zu weit geht. Freilich bleiben oft Eigenarten übrig, die dem Kenner genug Material an die Hand geben, um die gleiche Urheberschaft der rechts- und linkshändigen Schrift sicher behaupten zu können, dies sind aber meistens die mehr willkürlichen Eigenarten: besonders die Einzelformen, Majuskeln, Unterschleifen u. dergl., die meisten der mehr unwillkürlichen Eigenarten treten nur ziemlich rudimentär auf. Nur die Gebundenheit blieb bei vielen meiner Versuchspersonen die gleiche, eine Thatsache, die jedenfalls nicht gegen die Annahme einer engeren Beziehung zwischen dieser handschriftlichen Eigenschaft und der Art der assoziativen Verknüpfung spricht.

Darauf, dass in der rechtsläufigen linkshändigen Schrift die Schriftlage eine steilere, resp. linksgeneigte, in der Spiegelschrift eine der rechtshändigen symmetrische ist, habe ich bei einer früheren Gelegenheit einmal hingewiesen.

Infolge der weniger feinen Ausbildung des Koordinationsvermögens in der linken Hand fiel die linkshändige Schrift grösser aus als die rechtshändige.

Uebrigens behielt die Spiegelschrift den Charakter der gewöhnlichen Handschrift mehr bei als die rechtshändige Schrift und zwar in noch höherem Masse dann, wenn rechts und links gleichzeitig geschrieben wurde. Es ist von Physiologen durch eine grössere Anzahl von Thatsachen wahrscheinlich gemacht worden, dass zugleich mit der rechten Hand bis zu einem gewissen Grade auch die linke eingeübt wird, selbstverständlich nur für symmetrische Koordinationen, also in unserem Fall für Spiegelschrift. Dass die Bewegungen in der linken Hand noch vollkommener symmetrisch ausfallen, wenn die rechte Hand gleichzeitig die entsprechenden Bewegungen ausführt, ist begreiflich.

Versuch 28. — F a u s t s c h r i f t. — Ein Bleistift, weiche Nummer, wurde in die Faust genommen und zwar so, dass ein Einfluss der feinen Fingerbewegungen auf die Federführung gänzlich ausgeschlossen war. Indem auf diese Weise die Feinheit des Muskelgefühls und die Koordination fortfiel, wurde die Schrift grösser, druckreicher, unregelmässig. Eine grössere Steilheit war mehr mechanisch bedingt. Manche Details individueller Ausprägung fielen fort.

Fig. 54a.

Versuch 29. — S c h r e i b e n b e i g e s c h l o s s e n e n A u g e n. — Da die wichtigste Kontrolle über die richtige Gestaltung der Schriftzeichen fortfiel, wurde die Schrift unregelmässig, besonders hinsichtlich der ganzen Anordnung und

speziell der Zeilenführung. Die Tendenz zur fallenden oder steigenden Zeile kam hierbei weit deutlicher zum Ausdruck als sonst. Die Gebundenheit war eine stärkere. Man scheute sich, die Feder vom Papier abzuheben, weil man fürchtete, gewissermassen den Anschluss zu verlieren. Aus ähnlichem Grunde wurde auch mehr Druck aufgewandt. Ferner nahm die Ausdehnung zu, wohl

Fig. 34 b.

infolge des Bestrebens, ein Ineinandergeraten der Schriftzüge zu vermeiden. Jedoch traten letztere Begleitveränderungen nicht konstant ein. Im Uebrigen blieben die gewohnten Eigenarten erhalten. Hierzu Fig. 34b 34a stellt die gewöhnliche Handschrift dar.)

Die im Stehen angefertigte Schrift (**Versuch 30**) hatte oft eine etwas steilere Lage, was sich durch die mechanischen Verhältnisse erklärt.

Versuch 31. — Schreiben auf Formaten verschiedener Grösse — und zwar auf Klein-Oktav und Visitenkarte. — Selbstverständlich wurden hier ein bis drei Worte gewählt, welche auch auf dem kleinen Format ungezwungen Platz fanden. Der von anderen bereits festgestellte Befund, dass die Schrift der Grösse des Formats entsprechend an Ausdehnung zunimmt, konnte auch von mir bestätigt werden. Ob dies Folge eines Anpassungsvermögens ist und event. sich eignet das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein resp den Grad der Charaktereigenschaft „Anpassungsfähigkeit" festzustellen: hinsichtlich einer Entscheidung dieses Punktes muss ich bei meinem hierfür zu wenig umfangreichen Material natürlich zurückhaltend sein. In einigen Fällen schien es sich in der That zu bestätigen.

Versuch 32, 33 und 34. — Verschiedene Federn etc. — Der Einfluss der äusseren Schreibumstände auf die Schrift wird von Laienseite gewöhnlich stark überschätzt Wesentlich wird durch die Feder nur die absolute Strichbreite, der Unterschied zwischen Auf- und Abstrich und allenfalls noch eine charakteristische Art der Druckverteilung betroffen. In welcher Weise diese Eigenschaften von der Art der Feder abhängen — Grad der Nachgiebigkeit und Breite der Spitze und event. noch deren Form sind die Hauptpunkte — lässt sich leicht denken. Wohl kann eine bestimmte Feder zweckmässig benutzt werden, um die Verstellung zu erleichtern, aber erhebliche Unterschiede gehen nicht daraus hervor. Andererseits ist es bekannt, dass viele Personen, so verschieden auch die Federn sein mögen, die man ihnen giebt, diese unwillkürlich immer so benutzen, dass stets der gleiche Schriftduktus herauskommt. Im Uebrigen ist über die äusseren Schreibumstände nur wenig zu erwähnen. Je

dicker die schreibende Spitze ist (auch dicker Bleistift, Kreide), desto grösser fällt die Schrift aus; zum Teil wohl schon, um die erforderliche Deutlichkeit zu erzielen. Mit einem kurzen Bleistift, so kurz, dass man ihn nur zwischen die Fingerspitzen nehmen kann, wurde meist steiler geschrieben.

Versuch 35. — Die Nachahmung fremder Handschriften — wird später seine Besprechung finden.

Nachdem wir so sämtliche Versuche kurz besprochen, können wir uns fragen, von welchen Faktoren allgemein der Schwierigkeitsgrad abhängt, eine bestimmte handschriftliche Eigenart willkürlich hervorzurufen. Es gelingt nun nicht — und dies liegt in der Natur der Sache — diesen Schwierigkeitsgrad aus einem gemeinsamen Grunde heraus zu erklären, wir müssen verschiedene Momente heranziehen.

1. Die Veränderung etc ist leichter, je einheitlicher, weniger zusammengesetzt das Prinzip ist, mittelst dessen die Veränderung bewirkt wird. So erfordern z. B. Grösse, Druck, Geschwindigkeit zu ihrer Modifizierung einfach nur allgemeiner, d. h. auf sämtliche Schriftteile gerichteter Erhöhung oder Hemmung des motorischen Antriebes. Darf dagegen der motorische Antrieb nur ein partieller sein, wie z. B. bei Aenderung der Weite, oder müssen gar Hemmung und Antrieb zu gleicher Zeit aufgeboten werden, wie z. B. bei Versuch 14, so ist die Aufgabe wesentlich schwerer.

2. Sehr kommt es auf die Lokalisation des Schriftteils an, auf den sich die Veränderung richten soll. Die grossen Anfangsbuchstaben bieten für eine Veränderung viel weniger Schwierigkeiten als Kurzbuchstaben im Verlauf des Wortes, Unterlängen weniger als Oberlängen, frei endigende Schriftzeichen weniger als beiderseits gebundene. Ich habe dies bei der Besprechung des Gesetzes vom Automatismus etc. näher begründet.

3. Je komplicierter die betreffende handschriftliche Eigenschaft selber ist, desto weniger leicht ist sie abzuändern. Aus diesem Grunde erklären sich die Schwierigkeiten, welche Versuche 2, 18, 19 und 35 bieten.

4. Soweit Hülfsmittel mehr mechanischer Art herangezogen werden können, erleichtert sich die Aufgabe. So hängt das Gelingen von Versuch 22 hauptsächlich davon ab, ob eine zweckentsprechende Aenderung der Papierlage oder Handhaltung in Anwendung gezogen wird.

5. Ausserdem spielen offenbar noch weitere, tiefer charakterologisch begründete Factoren mit. Hierunter wurden wohl Versuch 23 und 24 fallen.

6. Eine weitere Frage ist, wie weit individuelle Unterschiede bestehen. Dass solche bestehen, war von vornherein klar, auch an meinen Versuchspersonen konnte ich dieses feststellen. Gebildete hatten eine grössere „Spannweite" als ungebildete, Männer im Allgemeinen eine grössere als Frauen. Besonders geschickt zeigten sich natürlich die graphologisch geschulten. Jedoch reicht zu weiterer Beantwortung dieser Frage unser Material nicht aus.

Ich will hier eine Skala der einzelnen handschriftlichen Eigenschaften geben, angeordnet nach der Schwierigkeit, sie willkürlich zu verändern resp. hervorzurufen.

Leicht: Grösse, Geschwindigkeit, Druck, Ausdehnung der Unterlängen. Ataktische Schrift. Neigungswinkel, falls oben genannte mechanische Hülfsmittel angewendet werden. Weite. $\frac{I}{K}$ gross Versuch 13. Form und Weite der



frei endigenden Unterschleifen. Verschnörkelung resp. Vereinfachung.) Grad der Gebundenheit. Ausdehnung der Oberlängen Eckige Schrift. Guirlandenschrift. Form und Weite der Innenschleifen (d. h. beiderseits gebundene Schleifen). Arkadenschrift. $\frac{L}{K}$ klein (Versuch 14). Manche individuelle Einzelformen. Nachahmung fremder Handschriften — schwer.

Selbstverständlich bestehe ich nicht darauf, dass diese Reihenfolge unfehlbar richtig ist. Besonders will ich nochmals darauf hinweisen, dass erhebliche individuelle Unterschiede bestehen. Und dann können alle diese Untersuchungen, wie bereits bemerkt, nur für mehr vorläufig orientierende angesehen werden.

Es liegt nun nahe zu fragen:

1. Welche Eigenschaften leichter zu modifizieren sind, die mehr „unwillkürlichen" oder die mehr „willkürlichen".

2. Ob zwischen den an den beiden Enden der Skala stehenden Eigenschaften sonst irgend ein grundsätzlicher Unterschied besteht.

3. Ob irgend eine Beziehung besteht zwischen der Verstellungs- etc. Möglichkeit der handschriftlichen Eigenschaften und ihrem Wert als charakterologisches Erkennungsmittel.

Zunächst die letzte Frage: Grösse, Druck, Geschwindigkeit gehören gewiss zu den graphologisch-charakterologisch wichtigeren Eigenschaften; sie sind ziemlich leicht willkürlicher Aenderung zugänglich. Die individuellen Einzelformen haben für die Diagnose auf die Grundzüge des Charakters gewiss geringere Bedeutung, sie stehen am Schluss der Reihe. Bindungsgrad und Bindungsform jedoch sind vielleicht kaum unwichtiger als Grösse, Druck und Geschwindigkeit und stehen mehr am Ende. Der hinsichtlich seines charakterologischen Wertes etwas unsichere Neigungswinkel steht wiederum mehr am Anfang. Nach alledem scheint es ja, als ob zwischen der Schwierigkeit, die einzelnen handschriftlichen Eigenschaften zu modifizieren und deren Wert als charakterologisches Erkennungsmittel, keine Beziehungen bestehen. Jedoch wollen wir die endgültige Entscheidung noch ablehnen; welches die „wichtigeren" Charaktereigenschaften und welches ihre handschriftlichen Merkmale sind, ist noch zu wenig sicher bekannt.

Die Frage über willkürliche oder unwillkürliche handschriftliche Eigenschaften ist neuerdings mehr in Fluss gekommen, während man früher diese Unterschiede nur wenig betonte, überhaupt mehr geneigt war, die Handschrift als etwas durchaus Unwillkürliches hinzustellen. Wohlgemerkt sind beide Begriffe nicht ganz streng zu verstehen. Abgesehen von der sogenannten stilisierten Handschrift, einem doch ziemlich selten vorkommenden Luxus, werden rein willkürliche handschriftliche Eigenarten in der That nicht oft gefunden. Wohl wählt man zwischen den schon in der Schulvorschrift gegebenen verschiedenen Formen mancher Buchstaben aus, führt selbst erfundene Majuskeln, Druckformen und dergl. ein, wählt eine bestimmte Feder, um einen seinem Geschmack entsprechenden Schriftduktus leichter erzielen zu können, giebt vielleicht auch der Schrift eine bestimmte Anordnung; im Uebrigen jedoch darf man die handschriftlichen Eigenarten wohl als mehr unwillkürliche betrachten und zwar nicht nur die allgemeinen Eigenarten. Auch die sogenannten individuellen Einzel-

[illegible] entwickeln sich meist eben auf Grund der allgemeinen Eigenarten (Grad [illegible] Ständigkeit, Ausdehnungsverhältnisse, Neigung zu Dextro- resp. Sinistro- [illegible] [illegible]formen etc.) ganz allmählich auf ebenfalls mehr unwillkürlichem Wege.

[illegible] könnte nun a priori meinen, dass die willkürlichen Eigenarten auch [illegible] Abänderung mehr unterworfen seien und umgekehrt. Dies ist [illegible] der Fall. Gerade die Eigenschaften, die am leichtesten willkürlich [illegible] sind, nämlich Grösse, Geschwindigkeit, Druck, gehören zu den [illegible] [illegible]chen. Ueberhaupt [illegible] und hiermit kommen wir zugleich auf [illegible] wird der Anfang obiger Skala mehr von den **allgemeinen**, [illegible] von den **speciell-formalen** handschriftlichen Eigenschaften [illegible], und grade jene ersteren gehören zu den unwillkürlichen, letztere [illegible] Eigenarten.

Die Schwierigkeit der [illegible] der speciell formalen handschriftlichen Eigenschaften erklärt sich, wie oben auseinandergesetzt, durch die vielfältigere [illegible] Sonst steht diese Schwierigkeit in keinem [illegible] Grade der Willkürlichkeit.

Wir kommen [illegible] wichtigsten Nebenbefunde unserer Untersuchungen, [illegible] erwähnten sogenannten **sekundären oder Be**[illegible] Wegen ihrer allgemein graphologischen Bedeutung [illegible] Behandlung.

[illegible] habe ich sie als solche definiert, die „neben [illegible] einer oder mehrerer bestimmter Eigenschaften [illegible] auftreten, unbeabsichtigt und zum grössten [illegible]"

[illegible] Eigenschaften werden davon betroffen, die [illegible] stark. Wodurch sie in den Einzelfällen bedingt [illegible] Besprechung der Versuche auseinandergesetzt. Wir [illegible] eine kurze Uebersicht geben.

[illegible] wir sämtliche Schriftversuche, die grössere formale [illegible] Versuch $\frac{\text{L}}{\text{K}}$ klein, ungewohnte Bindungsform, links- [illegible] [illegible]mmutation, event. auch Neigungswinkel. Die Unbe[illegible] Mangel an Glätte der Züge, von leichten, unregel[illegible] leichter Unregelmässigkeit bis zu groben, ataktischen [illegible] Unvermögen zur Koordination wie es sich bei allen un[illegible] eingeübten Bewegungen findet. Eine weitere Begleit[illegible] gewohnten Bewegungen ist der Mangel an einer konstanten [illegible] Auch alle handschriftlichen Eigenarten bilden sich heraus, [illegible] bei wachsender Uebung immer mehr von der ursprünglich [illegible] [illegible]piert, während zu gleicher Zeit alle Faktoren, die [illegible] der Eigenarten Einfluss haben, sich geltend machen. [illegible] [illegible]chreiben überall dort, wo aus irgend einem Grunde auf [illegible] Acht gegeben werden muss, also bei ungewohnter Schrift- [illegible] mit der linken Hand, bei der Verschnörkelung; ferner überall, [illegible] Tempo eingeschlagen werden muss. Also, abgesehen von [illegible] wo besondere Schwierigkeiten zu überwinden sind, welcher [illegible] Bei einer intensiveren **optischen** Vorstellung von

den Schriftzeichen nähern sich diese in der Vorstellung stets mehr den konventionellen Formen. Dass dies sich in der That so verhält, wird schon dadurch wahrscheinlich gemacht, dass Laien meist nur ein ziemlich unklares Erinnerungsbild von ihrer eigenen Handschrift haben. Sie haben zwar einen allgemeinen Eindruck, besonders von Grösse, Strichbreite, Neigungswinkel und dgl., über die Feinheiten wissen sie aber meist nicht Auskunft zu geben. Selbst so wichtige Eigenschaften wie Bindungsform und Bindungsgrad entgehen oft ihrer Beobachtung. Viele, wenn nicht der grössere Teil der handschriftlichen Eigenarten bilden sich eben auf dem Gebiete der Bewegungsvorstellungen aus; die optischen Vorstellungen überwiegen beim Lernen des Schreibens in der Schule, treten aber später immer mehr in den Hintergrund und haben weniger Teil an den Eigenarten. Falls diese wie bei obigen Versuchen künstlich in den Vordergrund gestellt werden, sind es wieder mehr die aus der Schule.

Weitere Beziehungen handschriftlicher Eigenarten zum Tempo ersehen wir besonders aus Versuch 3 und 4. Der wichtigste Nebenbefund ist die Veränderung der Ausdehnung. Wir fanden, dass, von der bezeichneten Ausnahme abgesehen, mit willkürlich erhöhter Geschwindigkeit zugleich auch die Ausdehnung der Schrift zunimmt, und hatten dieses erklärt durch ein „Ausstrahlen" des erhöhten Antriebes. Im Weiteren hatten wir dann gefunden, dass für den Druck die Verhältnisse ähnlich liegen. Wir kommen also zu dem Satz: Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit und Nachdruck stehen in ganz festen Beziehungen zu einander und zwar so, dass mit Wachsen einer derselben auch die beiden andern zunehmen. Es handelt sich nicht um ein selbständiges Nebeneinander, und man verzichtet daher lieber auf den Ausdruck Parallelismus, sondern die genannten Beziehungen erklären sich daraus, dass alle drei Eigenschaften abhängig sind von einem Uebergeordneten, der motorischen Triebkraft. Von andern physiognomischen Gebieten her ist es bekannt, aber nirgends wird es so deutlich wie an der Schrift, dass von einer allgemeinen Erhöhung der Triebkraft stets sämtliche drei Grundelemente der Bewegung zugleich betroffen werden, wenn auch nicht immer alle in demselben Masse. Am deutlichsten treten die Wirkungen dieses Gesetzes natürlich in den Versuchen 3 bis 8 hervor, denn hier wird je eine der drei Eigenschaften primär und total betroffen. Jedoch es bewährt sich überall, wo die Triebkraft überhaupt in irgend einer Weise, sei es primär und nur partiell, wie bei Versuch 9 bis 14 und 18 bis 21, oder sei es sekundär, berührt wird. Wo die nach dem Gesetz zu erwartenden Folgen nicht eintreten, findet dies im Hereinspielen anderer Gesetzmässigkeiten ungezwungen seine Erklärung.

Wegen des allgemeinen Charakters der drei genannten Eigenschaften werden sie auch sonst sekundär vielfach betroffen. Besonders stark die Ausdehnung. Ihre sekundäre Beeinflussung bei Aenderung von Druck, Geschwindigkeit und bei ursprünglich nur partiellem eigenen Betroffensein haben wir oben erledigt. Ein Anwachsen der Ausdehnung findet statt überall da, wo formale Schwierigkeiten irgend welcher Art zu überwiuden sind; bei Aenderung der Bindungsform, bei Anwendung einer ungewohnten Schriftart, beim Schreiben mit der linken Hand. Sämtliche ungewohnten Bewegungen, und so auch diese, werden anfangs mit einem unnötigen Aufwand an Kraft ausgeführt. Ebenso wie der Unterschied zwischen der gewöhnlichen Handschrift und den betreffenden

Versuchsschriften erklären sich auch die Unterschiede zwischen Handschriften der Kinder und Erwachsenen, der Ungebildeten und Gebildeten hieraus. Wenn im späteren Leben die Uebung wieder verloren geht, wie z. B. bei der Erkrankung des Muskelgefühls, bei Paralyse, so nimmt die Schrift wiederum an Ausdehnung zu. Ob obiger Punkt auch zur Erklärung der Thatsache genügt, dass bei freihändiger Nachahmung einer fremden Handschrift die Nachahmung stets grösser ausfällt als das Original, soll späterhin entschieden werden. Dass die Ausdehnung der Schrift ferner zu der Grösse des Formates in einer Art direktem Verhältnis steht, hat möglicherweise in dem Anpassungsbestreben seinen Grund. Mehr äusserlich bedingt ist die Abhängigkeit der Grösse von der Dicke der schreibenden Spitze und dem Augenschluss.

Inwiefern die Schreibgeschwindigkeit von der Ausdehnung der Schrift direkt abhängt, habe ich bei Besprechung von Versuch 5 und 6 näher ausgeführt. Im Uebrigen liegen die Verhältnisse anders als für die Ausdehnung. Jegliche Schwierigkeiten drücken die Geschwindigkeit natürlich herab. Teils hieraus, teils aber aus dem Antagonismus zwischen Geschwindigkeit und Strichbreite erklärt es sich, dass — scheinbar oben abgeleitetem Gesetze zuwider — in manchen Fällen bei Versuch 7 langsamer geschrieben wurde als bei Versuch 8.

Der Druck zeigt dagegen wiederum, wenn es galt, Schwierigkeiten zu überwinden, eine starke Tendenz zum Steigen. Diehl hat gezeigt, dass er selbst schon bei rein assoziativer Erschwerung der Aufgabe steigt; die Zahlenreihe 10 bis 1 wurde mit stärkerem Druckaufwand geschrieben, als die Reihe 1 bis 10. Von unsern Versuchen zeigten 14, 16 und 17 diese Erscheinung besonders deutlich. Mehr äusserlich bedingt ist die Veränderung des Druckes bei Versuch 23 und 24 und bei Versuch 29. Die übrigen Begleitveränderungen haben weniger allgemeines Interesse.

Wir ersehen aus unseren Versuchen, dass sämtliche handschriftliche Eigenschaften sekundär betroffen werden. Am leichtesten werden betroffen: Grösse, Druck, Geschwindigkeit; ferner die Glätte der Züge, die Regelmässigkeit, die Eigenart; am wenigsten: Bindungsgrad, Neigungswinkel und manche individuelle Einzelformen. Vielleicht könnte man darnach die handschriftlichen Eigenarten in labile und stabile unterscheiden. Die mehr allgemeinen Eigenschaften gehören zu den labilen, die mehr speziell-formalen zu den stabilen.

Der gerichtliche Schriftsachverständige wird sich natürlich mehr an letztere halten; mit dem graphologisch-charakterologischen Wert der einzelnen Eigenschaften hat jedoch diese Unterscheidung nichts zu thun. Im Gegenreil, einige der für die Charakterdiagnose anscheinend wichtigsten Eigenschaften gehören gerade zu den labilen. Diejenigen, die eventl. als sogenannte Stimmungseigenheiten Bedeutung erlangen, gehören ebenfalls dazu. Hierüber habe ich eingehend im I. Heft des vorigen Jahrgangs berichtet.

Auch für die Begleitveränderungen bestehen erhebliche individuelle Unterschiede. Der wichtigste ist der, dass die Frauen für sämtliche handschriftlichen Eigenschaften eine grössere Labilität zeigen als die Männer, gemäss ihrer geringeren Widerstandsfähigkeit gegen äussere Einwirkungen überhaupt.

Bei Frage I handelt es sich um Unterdrückung gewohnter Eigenarten bis zur Schulvorschrift; die heute besprochenen Versuche haben gezeigt, inwieweit es gelingt, gewohnte Eigenarten zu übertreiben oder in ihr Gegenteil umzukehren oder ganz neue Eigenarten einzuführen. Wir kommen nunmehr zur Hauptfrage, zu den eigentlichen Verstellungen selber, Versuchen, die gewissermassen eine Kombination der beiden ersten darstellen.



Mitteilungen.

Gerichts-Graphologie.

Anonyme Briefe und Schreibmaschine. Bekanntlich kommt in neuerer Zeit die Schreibmaschine auch bei der Herstellung von anonymen Briefen zur Verwendung. Die Befürchtung ist jedoch nicht zu hegen, dass hierdurch die Feststellung des anonymen Autors völlig unmöglich gemacht würde. Wir haben bereits in den „Graphologischen Monatsheften" 1899 (S. 129 und 130) auf das Verfahren des amerikanischen Sachverständigen Carvalho hingewiesen, welcher die Eigentümlichkeiten der Schreibmaschine (Typenfehler) verwertet. Kürzlich hat Ferdinand Runkel in dem „Berliner Tageblatt" (6. Februar 1901) einen Aufsatz „Graphologie und Schreibmaschine" erscheinen lassen und hierin eine Anzahl wertvoller Anregungen gegeben zur Erforschung der charakterologisch verwertbaren graphischen Eigentümlichkeiten des Schreibmaschinen-Schreibers. Nach verschiedenen allgemeinen Bemerkungen giebt Runkel folgende Zusammenfassung seiner Beobachtungen, zu deren kritischen Nachprüfung und Ergänzung wir hierdurch anregen möchten.

„Ich will nun versuchen, einige charakteristische Merkmale zusammenzustellen. Zunächst ein ganz äusserliches ist der leichte und schwere Anschlag, der jeweils auf die grössere oder geringere Energie des Schreibers deutet. Wer langsam arbeitet, schlägt schwer an. Die Schrift hat etwas Massiges und zeigt auf der Rückseite des Papiers den reliefartigen Eindruck der Typen. Solche Schreiber sind gewöhnlich auch langsam an Gedanken und schwer von Auffassung, oder sie sind ungeübt was für die Beurteilung von kriminellen Fällen bedeutungsvoll ist. Mangel an Uebung lässt sich sofort aus ganz bestimmten Fehlern, wie häufiges Vergreifen, Vergessen des Zwischenraumes zwischen den Worten und Anderem mehr, erkennen. Ist Uebungslosigkeit festgestellt, so darf der Kriminalist den anonymen Briefschreiber nicht in den Reihen der gewerbsmässigen Typewriter suchen. Ist die langsame Auffassung, die Verstandesträgheit auch mit Gedankenlosigkeit gepaart, so beobachtet man die häufige Vernachlässigung des einen oder anderen Handgriffes. Man findet am Schluss des Papieres noch eine angesetzte Zeile, wo keine mehr hingehört, und selbst die sorgfältigste Rasur kann diese Signatur des Leichtsinns nicht verwischen; oder die Schaltung der grossen Buchstaben ist mangelhaft, und so erscheinen sie bald über, bald unter der Linie nur halb abgedruckt.

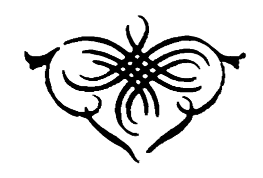
Am charakteristischsten sind diese Leichtsinnsfehler bei schnell auffassenden und schnell schreibenden Menschen; dazu kommt noch das eigentümliche Gleiten der Typen über das Papier. Die Rückseite zeigt keinen Abdruck, und die Schrift hat etwas Unsauberes, weil der Buchstabe nur leicht an das Farbband anschlägt und infolgedessen kein scharfes Bild zurücklässt. Solche Schreiber sind insofern vorteilhaft, als sie wenig Farbbänder brauchen. Die erste Kategorie hat schon nach kurzer Zeit Löcher geschlagen, während die zweite eher die ganze Farbe abnutzt, als sie das Gewebe verletzt. Auf solche Zeichen also hätten die Prinzipale zu achten, die sich Maschinenschreiber engagieren.

Wer das Leben ernst nimmt, wer ein grosses Pflichtgefühl hat, liefert eine sauber korrekte Handschrift. Abspannung prägt sich ebenso wie seelische Aufregung in der Handschrift aus. Im ersten Falle wird die Schrift schlapp,

die Buchstaben kommen nur halb, wobei aber die Zeichen des Leichtsinns fehlen, im zweiten Falle schwankt die Zeile auf und nieder. Die Buchstaben stehen wie Kraut und Rüben durcheinander, und öfter als sonst werden die nötigen Handgriffe vergessen. Geiz, beziehungsweise Verschwendungssucht zeigt sich in der Benutzung des Papiers, obwohl man hierbei wohl beachten muss, dass nicht immer der Schreiber, sondern der Auftraggeber die Signatur des Schriftstückes giebt, indem er einmal oder zweimal schalten lässt, so dass aufeinander gedrängte oder auseinander stehende Zeilen geschrieben werden.

Ausser den angeführten Merkmalen giebt es noch eine ganze Anzahl, die sich aber ohne beigegebene Proben nicht veranschaulichen lassen. Ich bin überzeugt, dass bei genügend schaffer Beobachtung sich auch feinere Nuancen des Charakters feststellen lassen. Es kommt da hinzu der Anfang und der Abschluss der Zeilen, das mehr oder weniger häufige Sichverschreiben, das Decken des einen Buchstabens durch den anderen, die unsauberste aller Korrekturen. Ueberhaupt schon die Art, wie der Schreiber seine Fehler korrigiert, ist bezeichnend für seinen Charakter. Der Nachlässige lässt den Fehler einfach stehen und geht darüber hinweg; derjenige aber, der eben ein „n" geschrieben hat wo ein „m" hingehört, und über das falsche „n" das richtige „m" schreibt, so dass ein schwarzer, unsauberer Klex entsteht, beweist, dass ihm das Gefühl für Schönheit und Sauberkeit abgeht. Wer vollends einen ausgelassenen Buchstaben in den Zwischenraum über der Linie klemmt, beweist, dass er jeder Aesthetik bar ist. Der ordentliche, korrekte Schreiber führt mit dem vorzüglich dazu geeigneten Maschinenradiergummi die Rasur vorsichtig aus und schreibt das Richtige mit leichtem Anschlag hin. Bei dem nicht satinierten vorzüglichen Schreibmaschinenpapier ist ein derartiger Fehler von dem Ungeübten kaum zu erkennen.

Nun ist noch ein wichtiges Merkmal das System der Schreibmaschine. Der Typenhebel prägt die Charakteristik des Schreibers anders aus als das Typenrad. Das Farbband wirkt verschieden von dem Farbkissen, und es wäre interessant und eine wichtige Aufgabe für die Graphologen, den einzelnen Merkmalen durch systematische Beobachtung auf die Spur zu kommen. Dass sie bestehen, glaube ich an den wenigen Beispielen bewiesen zu haben."



DIE »GRAPHOLOGISCHEN MONATSHEFTE« 1900
WURDEN IN EINER AUFLAGE VON 600 COMPLETEN
EXEMPLAREN GEDRUCKT.



Anzeiger.



gratis und franko.

Alleinverkauf für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz:

Zweiggeschäft: Wien I, Kärntnerstr. 20. **Ferdinand Schrey, Berlin SW. 19.** Zweiggeschäft: Basel, Steinenthorstr. 16.

70 verschiedene Schriftarten, schönste sauberste Schrift. Grösste Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben in der Sekunde)

Wissenschaftliche Zeitschrift für

Xenologie.

Zur exakten Erforschung der sog. okkulten Thatsachen und der zur Zeit noch fremden Energieformen im Menschen u. in der Natur. Herausgeber u. Verleger: **Dr. med. Ferd. Maack,** Hamburg 6, Feldstr. 53.

Erscheint zwanglos 6mal im Jahr. — Jahres-Abonnement 6 Mk.

Gratis — **Prospekte u. Probenummern** — Franko.

Verlag von Karl Schüler, München.

Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft.

Ihre Entwicklung und ihr Stand. Eine orientirende kritische Darlegung. Von **Hans H. Busse.**

1895. 40 Seiten. Preis 1 Mk.

PROF. PREYER.

Zur Psychologie des Schreibens.

Mit über 300 vollendet gedruckten Schriftproben im Text und auf 9 Tafeln.

Preis Mk. 10.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen und die **Verlags-Buchhandlung Leopold Voss in Hamburg.**

Buchdruckerei Gebr. Haertl, München,

Baaderstrasse 1 u. 1a.

Ausführung aller Druckaufträge; Werke, Druckbedarf für Comptoire, Zeitungen etc.

Verlagsbuchhandlung von Paul List in Leipzig.

Empfehlenswerte graphologische Werke.

Praktisches Lehrbuch der Graphologie.

Von J. Crépieux-Jamin.

In autorisierter Übersetzung herausgegeben von H. Kraus und Hans H. Busse.

Vierte, neubearbeitete Auflage mit Anhang. Preis geheftet Mk. 5.—, eleg. gebunden Mk. 6.—.

Graphologische Studien.

Von W. Langenbruch.

Preis geheftet Mk. 4.—, eleg. gebunden Mk. 5.—.

Graphologie

und gerichtl. Handschriften-Untersuchungen.

Von Hans H. Busse.

Unter besonderer Rücksicht auf den Fall Dreyfus-Esterhazy.

Preis Mk. 1.—.

Graphologische Charakterbilder

Herausgegeben von Hans H. Busse.

Heft I.: **Bismarck's Charakter.** Preis Mk. 1.—

Die Seele in der Schrift.

Graphol. Forschungsresultate von J. Mendius.

Preis 75 Pfg.

Verlag von Carl Krabbe, Stuttgart.

Dichtungen von Hans H. Busse.

I. Lieder des Himmels. (40 Seiten. Preis 50 Pfg.)

Dr. Ad. Schroeter (Bl. f. l. U.): Kurze Liebeslieder aber ihre Flammen haben Farbe und Glut.

II./III. Gedanken-Dämon. (82 Seiten. Preis 1 Mk.)

Heinr. Hart, (Volk. u. Kl. M.H.): Busse ist ein Meister der Form. Sein Gedankenringen hat nichts Abstraktes, es ist ganz in poetische Anschauung und Empfindung umgesetzt. In seinem herben, aber mehr wehmütigem, als verzweiflungsvollen Pessimismus erinnert der Dichter an Leopardi.

Soeben erschienen:

IV./V. Blut. Lieder der Liebe. (80 S. Pr. 1 M.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Karl Schüler (A. Ackermann's Nachf.) München

Adressen-Tafel praktischer Graphologen.

Jahres-Insertions-Gebühr für jede Zeile: 3 Mk.

Folgende Graphologen liefern Charakter-Auskünfte auf Grund von Handschriften. Skizze 2 Mk., Essay 4 Mk. Zeichen-Angabe: Zuschlag 50%.

Hans H. Busse; Institut für wissenschaftliche Graphologie, München. *Gutachten über anonyme und gefälschte Schriftstücke für Behörden und Private. Graphologischer Unterricht, brieflich und mündlich. Vorträge in Vereinen. Alles Nähere gratis und franko durch Prospekte. Telephon Nr. 5256. Sprechstunde 10—12.*

Frau R. Roemer; Münstereifel, Reg.-Bez. Cöln a. Rh. *Assistenz-Graphologin für briefl. Unterricht und graphol. Briefk. am „Inst. für wissensch. Graphologie" München.*

Käthe Werner; Dresden-A., Elisenstrasse 59/II. *Beste Referenzen. Brieflicher graphologischer Unterricht.*

Bei Bestellungen bitten wir, sich auf die „Graphologischen Monatshefte" zu beziehen.

Für die Annoncen-Redaktion verantwortlich: H. Bernhard, München.





DATE DUE

